



Yaa. Palm.
Y. Pasa.
Y. 1 Pofh.

Y. 11 Pofh.

Y. Yrafia.

Y. Ohif. Tom.

Y. Subif.

Y. Cantake.

Y. Ragode.

Y. Hef. Affeny.

Y. Exanti.

Y. 1 Peat.

Y. 11 Peat.

Y. Hef. Uin.

Y. 1 p. Laim.

Y. 2 p. Laim.

Sapient.

- 18. Habet in stillis fidei, multa fides in hinc. Mis. 2, 6-8.
- 19. in simplicitate et simplicitate fidei. 1 Cor. 1, 18.
- 20. in simplicitate et in simplicitate Liberi in Causis facias
Habundantiam ubi. Phil. 4, 10.
- 21. in simplicitate et in simplicitate Liberi in Causis facias.
Habundantiam ubi. Phil. 4, 10.
- 22. Habet in simplicitate, multa fides in hinc. 1 Joh. 5, 13.
- 23. Habet in simplicitate et in hinc. 1 Cor. 2, 13.
- 24. Habet in simplicitate et in hinc. 1 Cor. 2, 13.
- 25. Habet in simplicitate. 1 Cor. 1, 10.
- 26. Habet in simplicitate et in hinc. 1 Cor. 1, 10.
- 27. Habet in simplicitate et in hinc. 1 Cor. 2, 9-11.
- 28. Habet in simplicitate et in hinc. 1 Cor. 4, 11.
- 29. Habet in simplicitate et in hinc. 1 Cor. 5, 6.
- 30. Habet in simplicitate. 1 Cor. 5, 29.
- 31. Habet in simplicitate. 1 Cor. 11, 36.
- 32. Habet in simplicitate, et in hinc. 1 Cor. 4, 18.
- 33. Habet in simplicitate. 1 Cor. 3, 14.

Zweite Postille

von

C. F. Sintenis,

43

Konsistorialrath und Pastor zu St. Trinitatis zu Zerbst.



Zweiter Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, dem Jüngeren.

1799.



4262

97 469



II

XVIII.

Ueber die sittliche Höhe, welche Jesus
erstieg.

Am Sonnt. Palmarum.

Ueber Phil. 2. V. 6 — 8.

Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war — —
ia, bis zum Tode am Kreuze.

Meine Brüder. Paulus erkennt den erhabenen Vorzug Jesu feierlich an, daß er — in göttlicher Gestalt gewesen sei.

Dieser Ausdruck ist freilich in seiner Art einzig, und so könnte es scheinen, als wenn Jeder sich ihn erklären könnte, wie er wollte. Derselbe Apostel nennt aber auch Jesum mehr, als einmahl, das Ebenbild Gottes. So wird nun Jesus in so fern genannt, daß er als ein Gesandter Gottes, also mit göttlichem Ansehen, unter den Menschen auftrat. Wir wissen ja Alle, daß die Gesandten das Ansehen ihres Herrn haben, der sie sendet; und daß auch dieses an ihnen anerkannt werde; wer konnte aber wohl mehr Gesandter Gottes sein, als der, welcher mehr, als irgend Einer, dazu beitrug, daß die wahre Erkenntnis Gottes und die wahre Verehrung Gottes unter den Menschen Platz fänden? Und so wird dann auch wohl die göttliche Gestalt, in welcher Jesus war, ebenso zu erklären sein. „Der Engel des Herrn erschien dem Moses in einer Feuerflamme aus dem Busche“ — hier ist auch eine göttliche Gestalt, ein Bild Gottes, ein Bote Gottes, und das ist sogar — eine Flamme. Paulus also, weit entfernt, Jesu ausser seiner menschlichen Natur auch noch eine göttliche dadurch beizulegen, daß er ihn für den erklärt, der in göttlicher Gestalt gewesen sei, bezeugt

vielmehr ausdrücklich, daß Gott ihn erst hernach dafür, daß er Knechtsgestalt angenommen habe und als sein Gesandter den Kreuzestod gestorben sei, oder dafür, daß er seine Belehrungen über Gott und Gottesverehrung sogar mit seinem Blute versiegelt habe, zum Herrn gemacht habe. Doch — genug hiervon!

Paulus berührt diesen Vorzug Jesu, daß er in göttlicher Gestalt gewesen sei, nur beiläufig; er gedenkt dessen blos, um sich zur Würdigung einer andern Art von Größe, welche sich Jesus selbst erworben habe, den Weg zu bahnen. „Welcher, ob er gleich in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein“ — ob Jesus gleich als ein Gesandter Gottes erschien, so masste er sich doch nicht an, Gott gleich sein zu wollen; vielmehr äußerte er sich selbst — er entsagte freiwillig allem dem grossen Ansehen, in welchem er in der Welt hätte leben können; er nahm Knechtsgestalt an — er führte ein armeliges Leben; er ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erfunden — auch nicht durch das geringste Aeußerliche suchte er sich auszuzeichnen; er ernidrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze — so weit ging seine Selbstverleugnung, daß er als Gesandter Gottes für Gottes Sache sich hinrichten, auf die schimpflichste Art sich hinrichten lies. Darum hat ihn auch Gott erhöht und ihm einen Namen gegeben,

der

der über alle Namen ist; daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind, und daß alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters — für seinen Kreuzestod auf seine Lehre hat er den Lohn bekommen, daß nun Jeder, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, sobald er noch Sinn für Wahrheit und Tugend hat, zu Gottes Verherrlichung bekennen mus, daß Jesus der Lehrer sei, der allgemeiner Lehrer des Menschengeschlechts zu sein verdient.

Dis ist die eigentliche Höhe Jesu. Nicht sowohl, daß er Gesandter Gottes und in göttlicher Gestalt war, macht ihn zu dem grossen Einzigen, als vielmehr, daß er sich als Gesandter Gottes so benahm, wie er sich benommen hat, daß er, der Mann in göttlicher Gestalt, Knechtsgestalt annahm und diese bis zum Knechtstode behauptete. Wir nennen dis mit Recht die sittliche Höhe, welche Jesus erstieg. Diese mus uns bei weitem die wichtigere sein; denn diese hat er nicht nur selbst und aus eigener Kraft erstiegen, sondern wir sollen ihm auch zu selbiger nachsteigen. „Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war; welcher, ob er wohl u. s. w.“ O so lasset uns recht über sie nachdenken! Nicht den Mann, der in göttlicher Gestalt war, in seiner göttlichen Gestalt, die ihm gegeben war, sondern den Mann, der in göttlicher Gestalt war, in seiner Knechtsgestalt, die er

freiwillig annahm, wollen wir jetzt betrachten. Dann, nur dann, wird er auch unser Herr; dann, nur dann bekennen wir zur Ehre Gottes, des Vaters, daß er auch unser Herr sei. — —

Jesus hatte als Gesandter Gottes die Sache Gottes zu betreiben. Gottes Sache ist, daß die Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, durch die Wahrheit heilig werden und durch Heiligkeit die Seligkeit erlangen sollen. Diese Sache traf Jesus in der traurigsten Verfassung an. Die Menschheit saß in Finsternis und in Schatten des Todes, und hatte ihre Füße abgerichtet von den Wegen des Friedens. Die größten Irthümer und Laster beherrschten die Weltvölker, und seine eigene Nation hatte auffer dem Glauben an die Einheit Gottes vor diesen wenig weiter voraus. Ihre Vorstellungen von dem einzigen Gott waren nicht weniger grobsinnlich, und, da sie seine Verehrung blos mit strenger Beobachtung heiliger Gebräuche abthat, so mußte sie ebenfals damit das grösseste Sittenverderbnis zu vereinbaren. Dieser sammervolle Anblick der verblendeten und verderbten Menschheit erschütterte die grosse Seele Jesu. Er fühlte sich berufen, Weisheit und Tugend um sich her zu verbreiten, und erkannte dis Werk für das Werk, das ihm der Vater übergeben habe. Dis war seine göttliche Gestalt.

Nun fand er in der Geschichte seines Volks mehr, als ein Beispiel, daß Männer, die sich für die Sache Gottes aufgemacht hatten, auch das höchste äußerliche Ansehen angenommen und sich an die Spitze der Nation gestellt hatten. Samuel, der dem gan-

zen Israel gepredigt hatte, hatte auch ganz Israel gerichtet sein lebenslang. Ja, Moses selbst, der Stifter der jüdischen Religion, war auch zugleich das Oberhaupt des jüdischen Staats gewesen. Die Juden erwarteten von ihrem verheissenen Messias auch wirklich nicht nur etwas Aehnliches, sondern noch weit Mehr; und vielleicht hätte Jesus als Gesandter Gottes in keinem günstigeren Zeitpunkte erscheinen können, um auch auf dieser Seite in die Fußstapfen des Moses zu treten. Da er sich nun selbst grösser, als Moses, fühlte, da er ebenso der Sachwalter Gottes ward, ja, da er sogar an die Stelle der Religion, welche dieser als Heerführer und Fürst gestiftet hatte, noch eine vorzüglichere hinstellen wollte: so sollte man meinen, daß er ganz natürlich auf diesen Gedanken hätte geleitet werden müssen. Noch mehr; deutete er, als ein Sohn oder Nachkomme Davids, nicht selbst jene Schriftstellen auf sich, die dergleichen anzeigten? Dennoch zeigte sich bald, daß so etwas nicht in seinem Plane liege. Er that auf das höchste äußerliche Ansehen Verzicht, wich bedächtig aus, wenn man es ihm antragen wollte, und erklärte frei und öffentlich, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Die Sache Gottes nicht nebenzu betreiben, sondern ihr ganz und einzig und allein gewidmet sein wollte er; bloß Hirt und Bischof der Seelen, bloß Menschenlehrer wollte er werden. Seine geistige Religion und sinnliche Hoheit passen nicht zusammen; er wollte auch Lehrer durch Wort und That zugleich sein, und die Beispiele, welche er zu geben hatte, ließen sich auf Thronen nicht ge-

ben. Ebenso sollte auch nicht einmahl mittelbar durch ihn irgend eine Staatsverfassung verändert werden; seine Lehre blos sollte sich auf dem Erdboden ausbreiten, und allen Staatsverfassungen weise und gute Bürger ziehen.

Da er aber als Menschenfreund auch die wohlthätigsten Thaten verrichtete, in grosser Menge verrichtete: so konnte es nicht fehlen, daß ihm hierdurch mehr wahres Ansehen erwuchs, als mancher Kronenträger hat. Aber auch hierbei benahm er sich ganz seinem Plane gemäs. Er, der auf solche Weise wahrhaftig in göttlicher Gestalt war und das Ebenbild des Unsichtbaren, der die Liebe ist, auf das herrlichste vorstellte, hielt's für keinen Raub, Gott gleich zu sein, und eignete sich auf keine Weise die grossen Werke zu, die er zur Beförderung seines grössten Werks verrichtete, sondern verwies dabei die Menschen immer von sich auf Gott. „Mein Vater wirkt durch mich“ — ich bin nicht der Helfer selbst; der Urheber der Natur, der besondere Talente und Kräfte nach seinem Willen vertheilt, und dadurch gleichsam in Menschen wohnt, hilft durch mich — so urtheilte er ausdrücklich selbst darüber. Vor seinen Hülfsleistungen erbat er sich den Segen dazu von Gott, und wenn es auch nur durch einen Blick zum Himmel geschah; und nach seinen Hülfsleistungen forderte er die Gegenstände seiner Barmherzigkeit auf, Gott dafür zu verehren und ihren Familien auch zu erzählen, welche Wohlthat Gott ihnen gethan habe,

Und — wollte man sagen, daß er doch wenigstens durch seine Lehre selbst es dahin gebracht habe, Einer der angesehensten Männer in den Augen seiner Zeitgenossen zu sein: so könnte man auf der Stelle erwiedern, daß er auch über seine Lehre ebenso, wie über seine Beistandsleistungen, geurtheilt und die Ehre davon Gott zugeeignet habe. „Mein Vater redet durch mich“ — sprach er ebenfalls. Man würde aber auch sehr irren, wenn man glauben könnte, daß seine Lehre ihm zu seiner Zeit geltendes Ansehen habe verschaffen können. In der That, dann hätte er sie ganz anders einrichten müssen. Es half ihm ja doch alles nichts, wenn das Volk ihm noch so nachlief, weil er gewaltiglich lehrte und der gesunde Menschenverstand ihm schlechterdings beipflichten mußte; es half ihm alles nichts, wenn er auch durch seine Vorträge die Achtung einzelner Rechtschaffenen im höchsten Grade besaß; die Sache blieb immer diese, daß das Sinedrium, der hohe Rath, ihm Beifall gäbe. Dann, nur dann erst hatte er rechtlich geltendes, und also auch nur dauerndes Ansehen. Wie leicht wäre es Jesu, dem Manne, gewesen, sich solch Ansehen zu verschaffen, über den, als Knaben schon, sich die Lehrer im Tempel verwunderten! Aber so hätte er auch lehren müssen, wie die, welche auf Moses Stuhle saßen, lehrten. Er hätte, wie sie, blos auf Beobachtung der mosaischen Kirchengebräuche, und besonders der späteren pharisäischen Zusätze zu selbigen, dringen, und die Sittenlehre unberührt lassen müssen. Dis hies aber nicht die Sache Gottes, sondern Menschenwerk,

werk, betreiben. Er begab sich also des rechtlichen Lehreransehens, eiferte vielmehr gegen die Aufträge der Pharisäer heftig, bekümmerte sich wenig um die eigentümlich-judaïischen Kirchengebräuche und suchte vielmehr an ihrer Statt die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit einzuführen. Sein ganzer Unterricht war nichts, als Anweisung zur Sittlichkeit, und zwar zu einer so reinen Sittlichkeit, daß ihn oft die eigentlichen öffentlichen Lehrer darüber verspotteten, und daß selbst seine Anhänger deshalb ihm wieder den Rücken zuehrten.

Es ist also offenbar, daß Jesus alles äußerliche Ansehen, das er hätte haben können, Preis gab. Ebenso that er auch freiwillig Verzicht auf allen Reichtum und auf alle damit verbundenen Freuden genüsse. Hier laßt uns an das schöne Wort desselben Paulus denken — ihr wisset die Gnade, das hohe menschenfreundliche Wohlwollen unsers Herrn Jesu Christi, daß, ob er wohl reich ist, ward er doch arm um eurentwillen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet. Laßt uns an das ebenso schöne Wort des Verfassers des Briefs an die Ebräer denken — welcher wohl hätte Freude haben mögen, aber er wollte sie nicht. Wenn auch Jesus noch so arme Eltern hatte, so konnte es einem Manne, wie ihm, einem Manne von solchen Fähigkeiten, Kenntnissen und Kräften, doch gar nicht fehlschlagen, einer der reichsten zu werden, so bald er nur wollte. Es war ihm aber lieber zu sagen — die Füchse haben ihre Gruben, die Vögel ihre Nester, ich aber habe nicht, wohin ich mein Haupt lege.

lege. Anfällig zu sein, Eigenthum, Haus und Hof zu haben, paßte für einen Mann nicht, der in seinem ganzen Vaterlande umherziehen und das Evangelium predigen wollte. Seinen ganzen Reichthum mußte er in sich haben, wenn er aus keiner andern Absicht sein Leben auf Reisen zubringen wollte, als allenthalben, wohin er kam, die Leute reich an richtigen Kenntnissen und an edlen Gesinnungen zu machen. Ebenso hätte Niemand mehr, als er, an den Höfen, wo die sinnlichen Freuden genüsse in aller Fülle zu Hause sind, sein Glück machen können, wenn er sich nur in den Hofton gestimmt hätte; das aber, was er dem Herodes sagen lies, ist bekannt und verräth wahrlich den Mann nicht, der sich zum Hofmanne neigt. Nicht nur, daß Jesus all solch irdisches Wesen, insofern es weiter nichts ist, als dis, für viel zu tief unter sich hielt; sondern er wußte auch, wie Erwerb und Erhaltung des Reichthums oft den besten Menschen die Hände binden und den Mund verschliessen, und wie immerwährende sinnliche Freuden genüsse leicht sogar den Sinn für alles Wahre und Gute abstumpfen. Sein Beruf brachte es auch mit sich, wirkliche Verachtung aller dieser Eitelkeiten zu zeigen und der ganzen Welt ein Beispiel hinzustellen, wie der Mensch, um selig zu sein, ihrer nicht bedürfe, sondern wie er seine Seligkeit aus sich selbst schöpfen müsse. Er äußerte sich also selbst und nahm Knechtsgestalt an; er war nicht nur, wie jeder andere Mensch, und an Geberden, wie jeder andere Mensch, so, daß er sich durch gar nichts äußerliches, nicht einmahl durch ein stattlicheres Kleid, auszeichnete,

nete, sondern er führte auch freiwillig ein armseliges Leben, um das ganz zu sein, was er sein wollte.

Seine Selbstverleugnung ging weiter. Auch seine Ruhe, seine Sicherheit gab er Preis. Er mußte es ja vorhersehen, daß seine Lehre alle öffentlichangestellte Lehrer seiner Nation gegen ihn aufbringen würde. Er mußte es vorhersehen, daß die Priesterschaft besonders ihn für einen Mann erklären würde, der das Volk von ihr abwende und sie nicht nur um ihr Ansehen, sondern auch um ihre Einnahmen, bringe. Wie konnte er da noch auf Schutz der Geseze für seine Person rechnen? Flüchtigwerdend aus dem Tempel ins Freie, flüchtigwerdend aus einer Stadt in die andere, aus einer Provinz in die andere, mußte er sich bei seinem Hervortritte gleich erblicken. Hätte er dis aber auch nicht erwartet, so erfür er es doch bald. Dennoch hielt ihn die wirklichgemachte Erfahrung davon nicht ab, seinen Gang fortzugehen, sondern er wich und flüchtete, so lange er weichen und flüchten durfte, blos, um da, wohin er entwich und flüchtete, dasselbe Werk wieder zu betreiben, worin man ihn anderwärts gestört hatte. Mitten unter allen Verfolgungen blieb er der unzuermüdende Menschenlehrer, der er war, und erwählte sich den Wahlspruch — man muß wirken, so lange es Tag ist.

Aber — er ernidrigte sich noch weit mehr; er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze. Hier wollen wir ienen Spruch nun vollständig lesen — welcher, da er wohl hätte Freude und Ehre haben können, erduldete er das Kreuz und achtete der Schan-

Schande nicht. Hier wollen wir den Petrus hören — welcher unsere Sünde selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holze, d. h. durch seinen Kreuzestod unsere Sündlichkeit hat vernichten wollen, so, daß wir mit Recht nun sagen können, daß wir in seinen Wunden das Heilmittel für unsere Seele finden. Derselbe Große und Edle, welcher für das Geschäft, Wahrheit und Tugend zu verbreiten, unstät und flüchtig ward, lies sich endlich ergreifen; derselbe Große und Edle, welcher für dieses Geschäft allen Freuden und Genüssen entsagte, lies sich endlich dafür quälen und tödten; derselbe Große und Edle, welcher für dieses Geschäft alles äußerliche Ansehen im Leben aufopferte, nahm sterbend noch wahre Knechtsgestalt an und starb auch den schimpflichsten Tod, den Kreuzestod. Dis Alles that er, weil es der Gang seines Geschäfts so mit sich brachte, und weil er in diesem Gange desselben durchaus nichts eigenmächtig ändern wollte.

Sehet, welch ein Mensch!!! Ja wahrlich, ein Mensch, der die höchste sittliche Höhe erstieg! Was war es anders, was Jesum antrieb, überall so zu thun von Anfang bis zu Ende, als folgende Gedankenreihe — —? „Du hast die rechten Einsichten, die rechten Gesinnungen; du hast sie aber nicht bloß für dich, denn du kannst sie ja Millionen mittheilen, ohne daß du das geringste an selbigen dadurch verlierst. Selbst im Besitze göttlicher Wahrheit und göttlicher Tugend, kannst du auch deine Brüder zu derselben göttlichen Wahrheit, zu derselben göttlichen Tugend erheben. Dis ist aber die Sache Gottes, daß

daß Wahrheit und Tugend ausgebreitet werden; Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, daß sie alle erst zur Erkenntnis der Wahrheit, und dann durch Wahrheit zur Heiligkeit, und dann durch Heiligkeit zur Seligkeit kommen. Betrachte dich also als den, dem Gott seine Sache übergibt; betrachte dich als einen Gesandten Gottes, als — in göttlicher Gestalt. Nun must du gar nicht thun, als wenn du dir angehörtest; nun must du ganz Gottes sein. Du bist sein Werkzeug; so, und nur einzig und allein so sieh dich an. Auf deine Ehre, auf dein Wohlbehagen, auf deine Sicherheit, ja selbst auf deine Fortdauer darfst du gar nicht denken. Trift dich statt Ehre Schande, statt Reichthum Armut, statt Ruhe Verfolgung — du bist einmahl Gottes Werkzeug und must sein Werkzeug bleiben. Gehorsam must du sein. Du Mensch in göttlicher Gestalt must Knechtsgestalt annehmen können. Ja, liesse dich Gott als sein Werkzeug zerbrechen — es gilt seine Sache; du must gehorsam sein bis zum Tode, ja bis zum Kreuzestode — must sterben, auf das schmählischste noch sterben können für Gottes Sache. So ist's Pflicht für dich. Du must thun, was der Vater geboten hat. Thust du so, so magst du dich selbst dafür lieben. Läßest du dein Leben sogar für deines Vaters Sache, so liebt dich auch der Vater — ja, dann bist du sein lieber Sohn, an dem er vor Allen Wohlgefallen hat.“

Alle Zungen, die es gibt, bekennet, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters! Hier ist das Höchste, was der Mensch erreichen kann;
bis

bis ist die sittliche Höhe, welche Jesus erstieg. Der in göttlicher Gestalt war, nimmt Knechtsgestalt an und ernidrigt sich bis zum Kreuzestode aus Gehorsam gegen Gott und für die Sache Gottes.

„Das ist die sittliche Höhe eines Schwärmers.“

Wie? wer sprach so? Doch nur du, du Irdischgestünnter, dem seines Bauchs Sache Gottes Sache ist, und der für Wahrheit, Tugend und Menschenheil keinen Sinn hat. . . War denn etwa keine Möglichkeit für Jesum zu denken, daß er Gottes Sache auf solche Weise, wie er sie betrieb, glücklich betreiben könnte? Ja dann, dann, wenn dis nicht war, so wäre er ein Schwärmer von erster Grösse gewesen, daß er so viel für sie that und litte, und sich zuletzt gar für sie aufopferte.

Wir dürfen aber überhaupt schon Keinem, der Gottes Sache geschickt und eifrig betreibt, die Möglichkeit des glücklichen Erfolgs absprechen. Alle Sklaverei der Irthümer und Laster, unter welcher die Menschen seufzen, kann doch den allgemeinen Menscheninn, den Sinn für Wahres und Gutes, in ihnen nicht ganz ausrotten. Dieser verbürgt also die Möglichkeit. Wer diesen Sinn recht zu benutzen weis, wer die Wahrheit, für die Menschen als Menschen empfänglich sind, weil sie es sein müssen, ihnen recht deutlich und einleuchtend hinstellt, wer die Tugend, zu welcher eine innere Stimme auch den ärgsten Bösewicht auffordert, ihnen recht ehr- und liebenswürdig macht, der darf



mit Recht hoffen, daß er nicht vergeblich arbeite, es wäre dann, daß Mächtigere, als er, die von Thorheiten und Lastern des grossen Hauses sich nähren, bestehen und leben, ihm entgegenarbeiteten. Wer dis nicht zugestehen wollte, der dächte sich die Menschen im Ganzen schlechter, als sie wirklich sind; hieran thäte er aber nicht nur Unrecht, sondern seine Einwendungen wären auch weiter von keinem Belange. Am wenigsten nun war Jesu, der Gottes Sache so betrieb, wie sie noch Niemand betrieben, die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs abzusprechen. Man sage nicht, eben das, wodurch allein die Arbeiten der Eiserer für Wahrheit und Tugend vergeblich werden können sollen, und wodurch sie auch von Anbeginn her so oft vergeblich wurden, trat ja für Jesum ein, im höchsten Grade ein — ihm arbeitete die ganze Priesterschaft seiner Nation entgegen, und als ein kluger Mann mußte er dis nicht nur vorhersehen, sondern auch mit Gewisheit glauben, daß er einer solchen Uebergewalt würde unrrliegen müssen. Alles, wie schon gesagt, wahr und richtig; Jesus sah dis wirklich nicht nur Alles vorher, sondern er sagte es sogar auch la vorher. „Des Menschenohn mus noch viel leiden und verworfen werden von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten; diese werden ihn verdammen zum Tode, und dann überantworten in der Römer Hände, daß er gekreuzigt werde.“ Er setzte aber auch hinzu, daß eine Zeit kommen würde, wo es hiesse — „der Stein, den die Bauleute anfangs als ganz untauglich auf die Seite warfen, ist nun gar zum Grundsteine

ge.

geworden.“ Und hier sehen wir dann in den eigentlichen Plan Jesu ein, der sich mehr auf die Nachwelt, als auf seine Zeitgenossen, und nicht blos auf sein Volk, sondern auf alle Völker, erstreckte. Gerade das, wodurch ihm alle Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs vereitelt zu werden schien, liess ihn den glücklichsten Erfolg auf das wahrscheinlichste erwarten; sein Kreuzgestod, durch den man ihn der Welt auf eine kurze Zeit, gleichsam auf drei Tage nur, nahm, glaubte er, werde ihn der Welt auf ewig wiedergeben müssen. Dabei schloss er auf folgende Weise — — „Du hast doch wirklich Freunde, die sich durch dich für alles Wahre und Gute stimmen liessen, so gros auch die Zahl deiner Verfolger ist; wenn jene nun auch nicht mächtig genug sind, diesen zu wehren, so wirst du doch durch deinen Tod für Wahrheit und Tugend bei ihnen nichts verlihren, sondern vielmehr noch gewinnen. Für sie also wenigstens hast du nicht vergeblich gearbeitet; auch werden sie gewis den edlen Samen, welchen du in sie gestreuet hast, weiter ausstreuen. Der grosse Haufe aber, das Volk selbst, wird zwar, durch seine Priester aufgehetzt, in einer Art von Taumel deinen Tod fordern, oder doch ihm zuzusehen im Stande sein; aber es wird von seinem Taumel wieder zu sich kommen! Vielleicht geschieht dis bei deinem Kreuze schon, wenn man dich so gefasst, so menschenfreundlich, so standhaft und gottergeben sterben sieht. Gesähähe es aber auch da noch nicht, so mus es doch bald nachher geschehen. Du bist ia der uneigennüchsigste Lehrer und

der thätigste Menschenfreund gewesen; wie könnte man bis auf lange vergessen? Nein, alles das tausendfältige Gute, welches du Elenden in deinem Vaterlande ringsumher gethan hast, wird allenthalben wieder zu frischem Angedenken kommen; man wird erschrecken über das, was man dir dafür gethan hat, und der scheinbare Haß gegen dich am Ende wird sich in wahren und dauernden Haß gegen die Priesterschaft, die zu ihm verleitete, verwandeln. Treten dann deine Apostel auf und predigen in deinem Namen, so werden sie bei Vielen um so leichter Eingang finden; dein Blut wird ihnen den Weg zu ihren Herzen bahnen. Lange kanns auch mit Jerusalem nicht mehr wahren; der Geist des Aufruhrs nimmt zu sehr Ueberhand und mus bald fürchterlich ausbrechen; deine Nation aber ist nicht stark genug, daß es ihr damit gelingen könnte. Dann wird der Tempel zerstört werden, und dann wirds um die entgegenarbeitende Priesterschaft geschehen sein. Auf den Trümmern der äußerlichen Satzungen wird sich deine Geistes- und Herzensreligion erheben, in Glorie erheben, und selbst ein Theil deiner Nation wird sie dankbar annehmen. Deine Apostel und ihre Nachfolger, mit einem so kleinen Wirkungskreise nicht zufrieden, und an deinen Auftrag sich erinnernd, werden auch unter die Weltvölker gehen und da das Evangelium predigen. Wenn sie dann auch Heiden, die ebenso Menschenfenn haben, wie Juden, erzählen werden, wie du, als der erste Menschenfreund, so abscheulich hingerichtet worden bist, und während der Hinrichtung deine Seelengröße behauptet, für del-

deine Mörder sogar noch gebetet hast: so wird die menschlichste Theilnahme an deinen traurigen Schicksalen und die Bewunderung deines Edelmuths im Tode die Heiden nach deiner Lehre begierig machen und sie in voraus schon für selbige einnehmen. Dein Blut, das du vergiessen must, wird deine Kirche bauen, schnell vermehren und über den Erdboden ausbreiten; und dann werden nach Jahrtausenden erst recht Wahrheit und Tugend darum, weil du für sie sterben konntest, verehrt und geübt, und alle Geschlechter durch sie gesegnet werden, so lange es Geschlechter geben wird.“

So erblickte Jesus nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die höchste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs davon, wenn er Gottes Sache so betrieb, wie er sie betrieb. Die Gewisheit davon war nicht in seiner Gewalt, sondern kam auf Gott und seine Vorsehung an. Es war Gottes eigene Sache; so war er unbekümmert deshalb. Er that zu ihrer Betreibung, was er konnte; dis that er darum, weil er glaubte, daß man Alles, was man für Gottes Sache thun könne, darum thun könne, weil man es thun solle. Als er also vollbracht hatte, was er vollbringen konnte und sollte, empfahl er sein Werk, wie seinen Geist, in Gottes Hände und verschied mit iener Ruhe und Selbstzufriedenheit, die das Bewußtsein, eine solche sittliche Höhe erstiegen zu haben, allein gewährt. — —

Ach — ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war! Steiget ihm Alle nach, steiget ihm Alle nach, ihr, seine Gläubigen, so viel ihr nach euren Kenntnissen und Kräften, nach euren

Lagen und Verbindungen nur könnet! Uns insgesamt und ohne Ausnahme ist die Sache Gottes aufgetragen; Jeder von uns soll für Wahrheit, Tugend und Menschenwohl arbeiten, und dazu beitragen helfen, daß Gottes Reich immer mehr komme, sein Name immer mehr geheiligt werde, und sein Wille immer mehr geschehe auf Erden, wie im Himmel. Dabei braucht das Evangelium von uns gerade nicht gepredigt, sondern nur gethan zu werden. Sein gegen Alles wollen wir, sobald es irrig, böse und verderblich ist; befördern wollen wir Alles, was wahr, recht und gut ist. Dazu wollen wir keinen Beweggrund weiter brauchen, als den — es ist Pflicht für uns. Für wen dis genug ist, der hat sittliche Grösse, und diese allein macht den wahren Werth des Menschen aus.

Hütet euch, m. Br., vor allen Dingen, so oft ihr etwas für Pflicht für euch erkennen müisset, vor zweierlei Blicken. Blicket erstlich, ehe ihr es zu thun euch entschliesset, nicht zurück auf euch selbst, ob ihr im Aeußerlichen dabei gewinnet, oder verliehret. Ihr müisset thun, wie der Vater geboten hat; wie dürste euer sinnlicher Eigennuß darüber erst mitleiden? Ihr werfet euch weg, wenn ihr ihn auch nur zur Sprache kommen lassen wolltet; genug, euer Gewissen hat entschieden, und nur diesem müisset ihr als vernünftige und unsterbliche Wesen gehorchen. Und — warum wollet ihr ihn erst mitsprechen lassen? Um etwa die traurige Erfahrung an euch davon zu machen, daß der Geist willig, das Fleisch aber schwach, sei? Vielmehr, wenn euch der sinnliche Eigennuß wie auf freier

Straf-

Strasse anschree, so, daß ihr ihn hören müßtet, d. h. wenn ihr eure Pflicht gar nicht anders erfüllen könntet, als wirklichen Verlust, wohl gar den grössten Verlust, davon zu haben, so gebietet ihm Schweigen, gebietet es ihm mit aller Kraft der zukünftigen Welt. Man mus auch freiwillig leiden können für die Pflicht, fntemahl auch Christus so gelitten hat und uns ein Vorbild hinterlassen, nachzufolgen seinen Fustapfen. Und — wenn alle eure Freunde euch davon abredereten und riefen, schon e dein selbst: so antwortet ihnen — ihr meint nicht, was göttlich, sondern was menschlich, ist. Ja, wenn man Gewalt mit Gewalt für euch vertreiben wollte, um leiden für die Pflicht, aber auch die Ausübung der Pflicht zugleich, für euch unmöglich zu machen: so weist sie mit den Worten ab — soll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater reicht? So, so seid ihr gesinnet, wie Jesus Christus auch war.

Blicket aber auch, sobald ihr etwas für Pflicht erkennen müßtet, ehe ihr euch dazu entschliesset, nicht in die Zukunft und auf den Erfolg, den es für das Beste der Welt haben wird. Euer Herz könnte den Betrüger gegen euch machen, und euch vorspiegeln, als hätte es keinen nützlichen Erfolg; so könntet ihr, wenn ihr gar dafür leiden solltet, euch selbst für Thoren erklären und lieber unnützes Märtyrertum aufgeben. Was geht euch auch der Erfolg eurer Pflichterfüllung an? Dieser ist in den Händen einer höheren und allwaltenden Vorsehung. Ihr habt nur zu verantworten, ob ihr eure Pflicht gethan habt; ob Nutzen dadurch für die Menschheit entstand, vers

24 XVIII. Ueber die sittliche Höhe, welche Jes. 2c. antworthe der Gang der Dinge, den ihr nicht leitet. Ihr säet euren Samen in den Acker Gottes, gehet hernach heim und überlasset dem Herrn der Erndte das Schicksal eurer Saaten. Seid aber versichert, daß keins eurer edlen Samenkörner verlohren gehe; eins liegt nur immer oft länger in der Erde, als das andere, ehe es aufgeht. Seid versichert, daß keine eurer Arbeiten für Gottes Sache vergeblich sei; und, wenn sie auch nur die Grundlage dazu sein sollte, daß Andere — nach Jahrhunderten vielleicht erst — auf dieselbe Art hernach glücklicher arbeiteten. So für die gute Sache wirken blos im Vertrauen auf ihre Güte, und sich unbekümmert lassen, wie viel oder wie wenig man damit leisten werde — dis heißt gesinnet sein, wie Jesus Christus auch war.

Ihn, den Ewigeinzigen, hat Gott mit Preis und Ehren gekrönt; seine Arbeiten und Leiden für Wahrheit, Tugend und Menschenwohl haben, je weiter hin, desto grösseren glücklichen Erfolg gehabt, und ihm ist ein Nahme gegeben worden, der über alle Nahmen ist. Er ist für den Herrn erklärt, für den Menschen, der unter allen die höchste sittliche Grösse erstiegen hat, und den alle übrigen nun sich zum Muster wählen sollen. O laßet uns in sein Bild uns verklären! Laßet uns auch, wie Er, für Gottes Sache thun und leiden, wie es unsere Kräfte und unsere Taugen mit sich bringen! So wird auch unser Werk nicht vergeblich sein, und wir werden mit ihm zur Herrlichkeit erhaben werden.

XIX:

Die Wichtigkeit des Kreuzestodes Jesu.

Am Charfreitage.

Ueber I Kor. I. B. 18.

Das Wort vom Kreuze ist eine Thorheit denen,
die verloren werden; uns aber, die wir selig werden,
ists — eine Gotteskraft.

Jehova! Jesus von Nazaret ist dein Christus; sein Tod zwingt uns zum Glauben an ihn hin. Da, als er erhöht ward, wie jene Schlange in der Wüste, ward sein Evangelium zur Wahrheit des Himmels. So sei er gepriesen in Ewigkeit, daß er das Kreuz erduldet und der Schande nicht achtete! Unser herzlichster, innigster Glaube werde ihm dafür zu Theile, vermehre seine Herrlichkeit, und führe uns in jene Welt ihm nach, wohin er uns, als durch Leiden vollkommen gemachter Herzog unserer Seligkeit, so göttlichgros voran ging! — —

Meine Brüder. Es ist in der Religionsgeschichte etwas Bekanntes, daß eine neue Lehre dadurch, daß man ihren Urheber gewaltsam aus dem Wege räumte, nicht zugleich auch aus dem Wege geräumt ward, sondern daß sie vielmehr festeren Fuß fasste, noch mehr Anhänger bekam, und sich weiter und schneller ausbreitete, als ohnedies geschehen sein würde. Das traurige Ende, welches ein Lehrer nimmt, macht ihn wichtiger, als er vorher war; man nimmt Antheil daran, und bis um so mehr, je tumultuarischer, öffentlicher und grausamer zugleich seine Hinrichtung war. Dieser Antheil an seinem traurigen Schicksale verwandelt sich in Antheil, den man an seinen Meinungen nimmt u. s. w. Sogar wirkliche Irrthümer gewannen dadurch, wenn ihre Lehrer verfolgt und getödtet

wurden, und manchen derselben hätte wohl gar sein Urheber, wie mancher Vater sein Kind, überlebt, wenn man ihn natürlich hätte sterben lassen. Wie vielmehr muß die Wahrheit dadurch gewinnen, wenn sie ihren Lehrern die Märtyrerkrone erwirbt! Dann erst wird sie untersucht, wenn sie menschliches Leben gekostet hat; dann leuchtet sie aber auch bei näherer Untersuchung schnell ein; dann empört es die Menschheit, daß man ihr ihre Wohlthäter entreißt und solche wie Diebe und Mörder behandelt; dann schwören Tausende, die sonst nicht daran gedacht hätten, der Wahrheit, für welche Blut der Edlen flos.

In freudigster Ahndung konnte also Jesus, so oft er davon sprach, daß man ihn tödten würde, hinzusetzen — aber am dritten Tage werde ich auferstehen — wenn er auch sonst nichts weiter hätte gedacht wissen wollen. Seine Lehre war die Wahrheit aller Wahrheit, himmlische Wahrheit, erste und letzte, ewige Wahrheit. Ueber sie hinaus ist nichts weiter zu erdenken und zu erfinden, und sie stimmt auf das vollkommenste mit jedem gesunden Menschenverstande und mit jedem von Leidenschaft noch unverdorbenen Menschenherzen überein. Wie konnte es anders möglich sein, als daß seine Hinrichtung gerade das unstichlichste Mittel würde, welches seine Feinde nur wählen konnten, um sie aus der Welt zu verdrängen? Er selbst hatte dabei das unbescholtenste Leben geführt, war der thätigste Menschenfreund und der Helfer so vieler Leidenden gewesen; seine Todesart war überdis die entehrendste und qualvollste zugleich; so
wars

wärs ja ein Wunder in der menschlichen Natur gewesen, wenn seine Volks- und Zeitgenossen sogar nicht bald von ihrem festlichen Zaumel, in welchem sie seinen Tod gefordert und ihn sterben gesehen hatten, wieder zu sich gekommen wären, wenn hernach die übrige Menschheit, die von dem grausenregenden Schicksale eines solchen Lehrers hörte, diesen Lehrer dadurch nicht lieber gewonnen hätte, und wenn also seine Lehre selbst nicht durch seinen Kreuzestod, der ihn aus der Welt verdrängen sollte, noch allgemeiner in die Welt eingeführt worden wäre.

Von hieraus also schon lästet sich die Freiwilligkeit, ja sogar die Unaufhaltsamkeit, erklären, mit welcher Jesus seinem Kreuzestode entgegen ging. Seine Lehre war zu göttlich; wenn er also auch gekreuzigt würde in der Schwachheit, oder an seinem sterblichen Leibe, so mußte er doch in iener fortleben durch die Kraft Gottes. Ja, ein Mann, dem es so, wie ihm, um Betreibung der Sache Gottes, um Ausbreitung der Wahrheit, zu thun war, mußte auch nichts mehr wünschen, als — Märtyrer für sie zu werden; denn alsdann konnte ihm sein Plan nicht fehlschlagen. Er war ein zu köstlicher Stein zum grossen Bau der Menschheit; dadurch, daß ihn die Bauleute als völlig unbrauchbar verworfen, mußte er hernach zum Grundsteine werden.

Allin — diese Betrachtung erschöpft bei weitem noch nicht die Wichtigkeit des Kreuzestodes Jesu; denn dabei wäre doch blos auf den gewöhnlichen mensch-

menschlichen Seelengang bei allen Märtyrern für die Wahrheit gerechnet. Jesus wollte seine Lehre durch seinen Tod ausdrücklich versiegeln. Darum fügte er einst, als er sich auf das allgemeine Menschengefühl für die Wahrheit seiner Lehre berufen und gesagt hatte — „ich bin bekant den Meinen“ — welches ebensoviel ist, als — wer aus der Wahrheit ist, der hört meine Stimme — hinzu: „und ich lasse mein Leben für meine Schafe.“ Hierin liegt Mehr, als die bloße Rechnung auf den gewöhnlichen Segen, welchen die Lehrer der Wahrheit durch ihr Märtyrertum erhalten. Lasset uns an dem Tage, an welchem die Kirche den Kreuzestod Jesu feiert, tiefer in die Wichtigkeit desselben eindringen! Paulus, der grosse Paulus, der Jesum, als den Gekreuzigten, am liebsten predigte, leite uns dabei durch ienen köstlichen Ausspruch — „das Wort vom Kreuze, die Erzählung von dem Kreuzestode Jesu, der als Einführer einer besseren Religion so schmäählich habe sterben müssen, mag immerhin den Ungläubigen etwas Lächerliches sein; uns ist's eine Gotteskraft, uns ist's Alles in Allem, uns zwingt es recht zum Glauben an Jesum hin. — —

Meine Brüder. Die Hauptsache wird nun hierbei, daß wir unter dem Worte vom Kreuze nicht bloß die Nachricht an sich, daß Jesus seiner Lehre wegen gekreuzigt worden sei, sondern viel mehr die Erzählung davon, wie er sich bei seiner Kreuzigung vom Anfang bis zu Ende be-

nom.

nommen habe, verstehen. Allerdings erweckt es schon ein gutes Vorurtheil für ihn, und seiner Lehre selbst mußte auch, wie bereits erwiesen worden, dadurch aufgeholfen werden, daß er für sie starb. Sein Betragen aber während seiner Hinrichtung war es, welches ihm erst die Ehrfurcht der ganzen Welt erwarb, und das zugleich seine Lehre über alle mögliche Zweifel erhob, ihre himmlische Wahrheit gleichsam versinnlichte, und sie so als den einzigrichtigen Glauben allen Menschen aufdrang. Dis, dis ist die eigentliche Wichtigkeit seines Todes; so lies er im erhabensten Verstande sein Leben für die Schafe, und so wird das Wort vom Kreuze uns eine Gotteskraft. Nicht blos, um Märtyrer zu werden, starb er, sondern um sich durch seinen Kreuzestod in seiner höchsten Seelengröße zu zeigen, und seinen Glauben, der ihm diese reichte, dadurch so zu beweisen und zu verherrlichen, daß Alle, die davon hörten, diesem Glauben so zugethan würden, wie er, und daß Niemand, um Christ zu werden, weiter etwas bedürfte, als — des Wortes vom Kreuze. Die Apostel verstanden diesen Wink und predigten erst den Gekreuzigten, dann die Lehre des Gekreuzigten; und so machte eben das Christenthum die schnellen Fortschritte, welche es machte. Noch heut zu Tage verfahren die Klügeren unter unsern Missionarien ebenso und bekehren die Heiden dadurch am sichersten. Die Größe des Gekreuzigten ist zu liebenswürdig und läßt alles Andere, was wir von Menschengröße wissen, zu weit hinter sich zurück; man muß die Lehre dieses Lehrers sein

sein selbst wegen gleich lieb gewinnen; auch ist der Schluss von seiner Vortreflichkeit auf die Vortreflichkeit seiner Lehre zu natürlich, als daß ihn nicht jede Menschenvernunft machen sollte. Daß es mit uns Christen selbst anders hierum zu stehen scheint — woher kommt dis? Daher, daß man die Passionsgeschichte den Kindern zu früh in die Hände gibt, ehe sie noch Sinn für Erhabenes, Edles und Schönes haben, und daß man sie wohl gar darin schon buchstabiren lernen läffet. So wird ihnen die herrlichste unter allen Geschichten etwas Altes und verlehrt dadurch allen Eindruck, den sie in den Jahren der Vernunft auf sie machen sollte. Das Wort vom Kreuze hat dann nichts weniger, als Gotteskraft, für sie, und man wird ihnen den Abgang dieses versunklichten Beweises für die Wahrheit der christlichen Religion weder durch die Beweise aus Wundern und Weissagungen im Ganzen, noch durch philosophische Demonstrationen jedes einzelnen Lehrsatzes, jemals wieder ersetzen können.

Lasset uns jetzt einmahl thun, als hörten wir das Wort vom Kreuze zum ersten mahle, und eine gedrängte Uebersicht des Betragens Jesu während seiner Hinrichtung anstellen! — —

Jesus wußte die ganze Verrätherel, welche gegen ihn im Werke war. Er wußte den Ort so gar, wo man sich seiner Person bemächtigen würde. Dennoch ging er mit seinen Jüngern an diesen Ort hin, nahm aber vorher schon auf mancherlei Weise von ihnen Abschied. Jeder sieht ein, daß er blos diesen Gang hätte

te unterlassen dürfen, um sich zu sichern; doch bis gehört hieher ebensowenig, als daß er den Judas nicht lange schon von sich entfernt hatte, da er frühzeitig genug einsah, daß dieser zu Allem fähig wäre. Genug, er wollte verrathen sein, denn er wollte gekreuzigt sein; und gekreuzigt sein wollte er, um sich in seiner ganzen Seelengröße zu zeigen, welches er ohnedis nicht konnte. An dem Orte des Verraths selbst überfielen ihn die Schauer der Natur vor einer so qualvollen Todesart; er besiegte sie durch die Kraft des Gebets. Seine Jünger blos waren davon Zeugen, die aber den grossen Vorgang noch obendrauf grösstentheils verschliefen. Er weckte sie mit dem Zurufe — Schlaf genug! Stehet auf! Da kommen sie . . . Als bald war die zu seiner Gefangennehmung geschickte Schaar da, mit Schwerdtern und mit Stangen da, und — Judas an ihrer Spitze. Judas küßte ihn. „Wie? durch einen Kus willst du mich bezeichnen? o du Freund!“

Es ist so etwas gar nicht nöthig, fuhr er fort; Wache, wen suchet ihr? — „Jesum von Nazareth.“ — Hier ist er; ich bins. So nehmet mich dann — aber, die mit mir sind, lasset frei; sie zu verhaften, habt ihr keinen Befehl. So rettete er wenigstens die Seinigen, da er sich erst nicht hatte retten wollen und nun nicht mehr retten konnte.

Seid ihr doch, hub er kaltblütig wieder an, wie gegen einen Mörder ausgegangen! Wozu die gewaltige Zurüstung zu meinem Verhafte? Ich sas ia täglich bei euch im Tempel; da hätt's ia euch nicht

eines Schwerdt bedurft, um sich meiner zu bemächtigen. Aber freilich — jetzt erst schlug eure Stunde. — — So bekannte er feierlich eine höchste Direktion bei Zulassung des Bösen.

Einer seiner Freunde setzte sich zur Wehr für ihn. — Lasset sie doch nur weiter machen, rief er; soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater reicht? — — So bekannte er noch feierlicher jene höhere Direktion.

Da band man ihn und führte ihn zum Hohenprieſter. Hier berief er sich männlich darauf, daß er nichts im Winkel, sondern Alles frei und öffentlich, gelehrt habe. Hier vertheidigte er sich ebenso männlich gegen eine unverantwortliche Mißhandlung, die ihm widerfuhr. Hier wendete er sich um, sah den ihn verleugnenden Petrus in Folge dessen, was er ihm vorhergesagt hatte, an, und brachte ihn zu Thränen. Hier bekannte er sich gerichtlich für den Christus, und lies sich durch alles Schreien — du bist ein Gotteslästerer, du bist des Todes schuldig — in seinem männlichen Muthe nicht stören.

Drauf führte man ihm zum Pilatus. Gegen diesen entdeckte er sich freimüthig über seinen eigentlichen Zweck. Pilatus schickte ihm zum Herodes. Diesem, der ihn längst schon hatte zu sich einladen lassen, antwortete er, als einem Wollüstling, der das Haupt seines Freundes hatte vertanzen lassen, kein Wort. Herodes schickte ihn zurück zum Pilatus, dem er auf die stolze Frage — weißest du nicht, daß ich mit dir thun kann, was ich will? — nichts weiter erwiderte,

widerte, als — du? du könntest dir? Sieh mit mir gen Himmel! Von oben mus dir's erst erlaubt werden.

Hier verband sich wirkliches Religionsgefühl mit Rechtsgefühl beim höchsten Richter und stimmte ihn für die Loslassung der Unschuld; Menschenfurcht aber unterdrückte beides. Jesus ward zum Kreuzestode von ihm verurtheilt und nach Golgata abgeführt. Nun, nun erst eröffnet sich der grosse Schauplatz, auf welchem sich der Prophet von Nazaret in iener Einzigkeit zeigen konnte, welche ihm die Vorwelt und Nachwelt, so lange es Edle gab und Edle geben wird, einräumen mus.

Unterwegs nach Golgata hörte er, wie er bebauert, beklagt und beseufzt ward. Besonders behauptete das weibliche Geschlecht seinen weicheren Karakter. Er wendete sich dankbar um — „ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder. Ich habe bald ausgelitten; aber eure Zukunft wird lange schrecklich sein. Doch — Dank euch für eure Thränen!“

Nun gingen die höchsten Martern für ihn an. Man schlug ihn fest ans Kreuz; und da war sein erster Gedanke, den er auch gleich sprach — „Vater, vergieb ihnen!“ So sprach der, welcher einst gelehrt hatte — Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, betet für die, welche euch beleidigen und verfolgen . . . Ach, wie unendlichmehr that er dadurch, daß er für seine eigenen Feinde betete, als daß er Andern vorher gelehrt hatte, für ihre Feinde zu beten!

Auch hatte er Andern nur gelehrt, für die, welche sie beleidigen und verfolgen würden, zu beten; er aber betete für seine Mörder. Er betete nicht nur für diese; er entschuldigte sie auch sogar betend — sie wissen nicht, was sie thun... Was gleicht dieser Seelengröße???. Daß er mit dieser Entschuldigung nicht die Henker gemeint habe, welche ihn eigentlich kreuzigten, sondern die, welche ihn ihnen zur Kreuzigung übergeben hatten, wäre an sich wohl schon erkennbar; denn was können Nachrichter dafür, daß sie exekutiren, was ihnen die Richter befehlen? Petrus aber sowohl, als Paulus, entscheiden dafür, daß der Nachsatz — sie wissen nicht, was sie thun — auf seine Verurtheiler und Richter zu deuten sei. „Ihr Männer von Israel, sprach Petrus nicht lange nach der Kreuzigung Jesu, habt überantwortet und verleugnet den Heiligen und Gerechten vor Pilatus, da dieser urtheilte, ihn loszulassen, und habt gebeten, daß man euch lieber den Mörder Barrabas schenkte; nun, lieben Brüder, ich weis, daß ihrs aus Unwissenheit gethan habt, wie auch eure Obersten, u. s. w.“ Ebenso schrieb Paulus an die Gemeine zu Korinth — „Wir reden zu euch von der verborgenen Weisheit Gottes, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn wenn sie sie erkannt hätten, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt.“ Eben darum haben auch Nichtchristen eingestanden, daß das Gebet Jesu für seine Mörder sie zwingt, ihn hochzuschätzen. Ja, man kann dreist behaupten, daß, wenn auch gar keine Nachricht von den Erweisungen seines

seines moralischen Karakter weiter da wäre, als diese, solche allein hinlänglich wäre, ihm die Verehrung aller guten Menschen zu erwerben. Es bürgt schon sehr für Herzensgüte, wenn man Verluste, die zu verschmerzen sind, nicht auf das Herz, sondern auf den Kopf derer, die sie bewirken, schiebt; wie vielmehr muß der, welcher Alles verliert und wirklich's Schlachtopfer wird, ein Edler sein, wenn er seinen Opfertod nicht für Bosheit, sondern für Schwäche seiner Mörder, erklärt! Und — wenn er dann gar diese glimpfliche Erklärung in ein Gebet zu Gott einkleidet — — wer möchte nicht fast den Vater selbst anbeten?

Nun traf sichs, daß Jesus, als er mit seinem Kreuze aufgerichtet war, seine Mutter erblickte, welche auf den Gedanken gekommen war, dem für sie so erschrecklichen Schauspiel beizuwohnen. Ob unter tausend Müttern so etwas auch nur Eine — ungezwungen — könnte? Solche Beispiele hat man wohl, daß Tyrannen, welche Unschuldige hinrichten ließen, die Mutter derselben zugleich herbeizuschleppen befohlen, um auch diese durch den Anblick der Qualen ihrer Kinder zu quälen, aber, daß eine Mutter aus sich darauf komme, mitanzusehen, wie ihr unschuldiger Sohn hingerichtet werde — dis ist Viel. Genug, Maria konnte es. Vielleicht dürfte dis allein schon Aufklärung darüber geben, wozu sie ihn erzog, und mit welchen Vorstellungen von seiner Bestimmung sie frühzeitig seine Seele anfüllte. Hier, hier, als sie seinem Kreuze gegenüber stand, geschah es, daß ein Schwert durch ihre Seele

Drang; und — dennoch ging sie hin, damit das Schwert durch ihre Seele dränge. . . Der edle schon genug gequälte Sohn aber — wie mußte er sich noch dreimahl mehr gequält fühlen, als er seine Mutter erblickte! „Ich habe dich mit Schmerzen gesucht“ hatte sie vor zwanzig Jahren zu ihm gesprochen, als er sich von ihr verlor, und sie ihn im Tempel wiederfand; wie mochte ihm dis Wort einfallen, als sie ihn hier, nachdem er sich von allem, die an ihn geglaubt hatten, verloren hatte, auf der Schedelstätte wiederfand! Dennoch sammlete er sich. Korban, hatte er einst gesagt, ist ein sehr gemisbrauchtes Wort; Gott hat gesagt, daß Vater und Mutter geehrt werden sollen — ihr ruchlosen Priester aber lehret, daß man sich gegen Eltern, wenn sie um etwas ansprechen, damit entschuldigen könne, daß man es schon für den Tempel, oder zum heiligen Gebrauche, bestimmt habe, und so machet ihr dadurch, daß die Kinder ihren Eltern nicht mehr helfen. O wie herrlich bestätigte er dis Wort! Er selbst war Korban geworden; er selbst hatte sich zum heiligen Gebrauche, zum allerheiligsten Gebrauche, zum Opfer für die Sache Gottes, für die Wahrheit, bestimmt, und doch — vergas er seine Mutter darüber nicht, sondern ehrte sie und that ihr noch Guts. Seine heftigsten Qualen hielten ihn nicht davon ab. Mit sich selbst genug zu thun habend, erblickte er sie, die Verlassene, und vergas sich und sein Leiden über sie und über ihre ieszigen und künftigen Leiden. Zum Glück

Glück stand der Jünger neben ihr, den er vor Allen so lieb hatte — Johannes. So presste er in aller Angst die Worte heraus — „Mutter, siehe, dieser ist von nun an dein Sohn“ — „Freund, diese sei von nun an deine Mutter“... Wer hat auch noch gemeinen Menschenfinn und fühlt hier nicht, was gefühlt werden mus?

Indessen hatten seine Feinde nicht genug daran, ihm die grösssten Leiden bewirkt zu haben, sondern spotteten des Leidenden auch noch schadenfroh. Thätlicher Spott war es schon gewesen, daß sie ihn zwischen zwei Uebelthätern, gleichsam als den Dritten und grössten, gekreuzigt hatten. In den Augen der Fremden wenigstens, welche sich eben in Menge zu Jerusalem befanden, sollte er dadurch von seiner sittlichen Höhe zur Tiefe des ärgsten Bösewichts herabsinken; und, wenn sein gutes Bewußtsein auch nicht im mindesten dadurch getrübt ward, so mußte doch der bloße Gedanke hieran ihm, dem gewesenen allgemeinen Wohlthäter, hohen Seelenschmerz verursachen. Nun griffen sie ihn noch härter an. Sie stellten auch seine erzeigten Wohlthaten, die sie nicht leugnen konnten, in ein verächtliches Licht; sie höhnten ihn seines immer bezogten Vertrauens auf Gott wegen, der nun deutlich genug zu erkennen gebe, daß ihm nichts an seiner Person gelegen sei, weil er ihm nicht helfe; sie bewiesen ihm aus seiner Kreuzigung, daß er nicht Christus, nicht allgemeiner Menschenlehrer, sei, erboten sich aber noch zum Glauben hieran, wenn er vom Kreuze herabsteigen würde. Er erwie-

derte auf bis alles nichts und blieb dabei so in seiner ruhigen Fassung, daß er auch jetzt noch sein Christusamt wirklich verwaltete. Der Bessere von seinen Mitgekreuzigten, welcher ihn erst gegen den Andern, der alles menschliche Gefühl mit seinen Kleidern zugleich ausgezogen hatte, von Seiten seines moralischen Charakters in Schutz nahm, erklärte ihn durch die Bitte, welche er an ihn that, für den Christus, und da reichte er ihm auch als Christus noch Trost aus iener Welt. Nicht nur, daß er sich hierdurch in der erhabenen Würde, die man ihm eben abgesprochen hatte, auf der Stelle behauptete, sondern — was für eine grosse und schöne Seele mus es auch sein, die durch die fürchterlichsten Qualen für die Beförderung des geistigen Heils Anderer nicht abgestumpft wird, und die, gleichsam schon auf der Flucht begriffen, und in ihren letzten irdischen Augenblicken noch, einen Sünder in seiner Besserung stärken und ihn durch sanfte Beruhigung aufrichten kann! Beides, sowohl das, was er vorher der Mutter, als was er jetzt diesem, that, zeigt ihn als den beharrlichsten Theilnehmer in einem Zustande, der jedes andere Herz für alle Theilnehmung verschliessen würde, und der vielmehr die ganze Welt zur Theilnahme für sich auffordert. Das letztere zeigt ihn obendrein auch am Ende noch als den allgemeinen Theilnehmer, der er immer gewesen war, und der unter den Gegenständen seiner Menschenliebe keinen Unterschied macht.

Nun sollte seine Stunde schlagen. Lobesangst ergrif ihn. Da preßte sich aus seiner zerrissenen Brust

Brust der Seufzer hervor — Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!!! Damit wollte er nicht sagen, daß er gehofft, durch etwas Außerordentliches noch vom Kreuze wieder befreiet zu werden; denn er wollte ja schlechterdings sterben — sondern es war blosser Ausdruck iener Gedankenschwäche, wie sie der Todeskampf allemahl mit sich bringt, und in der der Kämpfende, sobald er sonst ein Freund der Religion war, aus unerträglichwerdender Angst den Allmächtigen zur Hülfe auffordert. Seine gleich darauf folgende Klage über Durst bestätigt dis. Er, der vorher durchaus den betäubenden Trank, welchen man zu reichen pflegte, nicht annehmen wollte, um mit vollem Bewußtsein den Tod zu erwarten, bat jetzt aus höchster Angst um ein Labfal. So machens die Krieger mit dem Tode; sie rufen in der entseßlichsten Noth, in der nun eben alle ihre Kräfte erliegen sollen, noch einmahl Gott und Menschen an, und wissen dabei kaum, was sie thun.

Doch, der Kampf ging schneller vorüber, als gewöhnlich, und so, daß die letzten Augenblicke noch lichthell wieder wurden. Da stellte sich volles Bewußtsein wieder für ihn ein, und da schwebte er ganz wieder am Kreuze als Unerschütterlicher, wie vorher. Er fühlte, daß es die letzten Augenblicke wären, und kündigte sie an. „Wellbracht“ rief er aus. Darauf wand er sich von der ganzen Erdenwelt los, machte Gott zu seinem letzten Gedanken, dachte ihn aller seiner ausgestandenen Qualen für seine Sache ungeachtet als Vater noch und feierte in diesem Gedanken den

grossen Weltenwechsel. „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände“ — dis war sein letzter Gedanke und zugleich sein letztes Wort, morin er noch einmahl vor der ganzen Welt seine grosse Seele ausgos. So, wie er dis gesprochen, sank sein Haupt, und er verschied. — —

Dis ist das Wort vom Kreuze; so lautet die zu unserem grössten Segen auf nns gekommene Erzählung von dem Verschmin Jesu bei seinem Kreuzestode. Welche eine Seelengrösse, wie sie das Buch der Menschheit nicht weiter aufzuweisen hat! Um in dieser sich zu zeigen, erduldet er das Kreuz und ging selbst dem schmähtlichsten Tode entgegen. Ohnedis konnte er sie nicht in so hohem Grade sehen lassen. Man kannte ihn zwar schon als einen Rechtschaffenen, als einen Menschenfreund und als einen Gottergebenen von seltener Art; dis war aber nicht genug. Die schrecklichsten Schicksale und Todesmartern musste er freiwillig auf sich nehmen, und auch in ihnen derselbe Rechtschaffene, derselbe Menschenfreund, derselbe Gottergebene, kurz, in allen guten Gesinnungen unerschütterlich, bleiben — — dann, dann erst erhob er sich zum Einzigem in seiner Art.

Rang er denn aber darum etwa nach dieser Seelengrösse, um für seine Person von seinen Zeitgenossen und von der spätesten Nachwelt noch bewundert und angestaunt zu werden? Er sagte ja, daß er sein Leben für die Schafe lasse... Nun könnte man zwar immer schon auch behaupten, daß dis auch dann schon wahr gewesen sei, wenn er als Gekreuzigter gezeigt,

zeigt, welch eine sittliche Höhe der Mensch ersteigen könne, und wenn er sich solchergestalt als das vollkommenste Beispiel aller Tugenden hingestellt hätte, zu dessen Nachahmung nun Millionen sich angereizt fühlen sollten; aber dis war doch seine Absicht nicht allein. Für seine Lehre wollte er einen versinnlichten Beweis davon führen, daß sie die wahre sei, und durch diesen Beweis sollte sich die Welt bewogen finden, sie anzunehmen, und so durch sie selig werden. Dis, dis heißts — daß er sein Leben für die Schafe lasse. Das Wort vom Kreuze sollte uns eine Gotteskraft werden und uns zum Glauben an ihn hinzwingen.

Wer kann nehmlich die Erzählung von dem beispiellosen Benehmen Jesu bei seinem Kreuzestode hören, ohne die Frage aufzuwerfen — wodurch bildete sich denn diese erhabene Seelengröße? was machte Jesum zu dem durch alle Qualen unerschütterlichen Rechtschaffenen, Menschenfreund und Gottergebenen, der er war und blieb? Und, was ist anders auf diese Frage zu antworten, als — seine Lehre war's. War er etwa ein Wesen von anderer Natur, als wir, daß er die Qualen nicht empfand? Dafür bürgt uns sein „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ — und darum Dank ihm, daß er diesen Seufzer gethan hat! Wer weis, was sonst der fromme Aberglaube aus ihm gemacht hätte? War er etwa ein Schwärmer, der sich durch seine erhitzte Fantasie gegen alle Schmerzen zu betäuben mußte? Ach, solche deutliche Vorstellungen, wie er noch am Kreuze hatte,

te, hat kein Schwärmer; so einfach, wie er sich da noch ausdrückte, drückt sich kein Schwärmer aus; solche ruhige Seelenstimmung, wie er da noch behauptete, behauptet der Schwärmer nicht. War er etwa unterstützt von aussen auf allen möglichen Seiten, daß ihm seine Standhaftigkeit leicht ward? Was in aller Welt sollte aber auch wohl außer einem Schlaftrunke gegen den höchsten körperlichen Schmerz Unterstützung gewähren können! Schließ er denn aber am Kreuze? Und weit entfernt, daß er von aussenher die geringste Stärkung bekommen hätte, so vereinigte sich ja Alles vielmehr, um seinen Muth noch niederzuschlagen. Denket doch nur, wie ihn alle sein Jünger verlassen hatten — denket, wie er den herzzerreisenden Anblick seiner Mutter hatte — denket, wie ihn seine Feinde mit Vorwürfen und Schmachreden noch überschütteten. Es ist nichts weiter übrig zu denken, als daß seine erhabene Seelengröße Wert seiner Uebersetzungen, seiner Lehre, war.

Nun kann unsre Vernunft nicht weiter umhin, sondern mus den Schluß machen — die Lehre, welche im Stande ist, einen Menschen in solchen Lagen, in den allerschrecklichsten Lagen, so gros und edel zu erhalten, mus, mus die rechte Lehre für Menschen sein. Und so wird das Wort vom Kreuze uns eine Gotteskraft und zwingt uns zum Glauben an Jesum, d. h. zu dem Glauben, den Jesus hatte und lehrte, hin; denn daß sein Glaube derselbe war, den er uns lehrte, dafür bürgt uns noch sein letztes Wort, wonit

womit er verschied. Jesu vortreflicher Tod am Kreuze ist das unzerstörbare und ewigdauernde Siegel, das er auf die Vortreflichkeit seiner Lehre gedrückt hat. —

Auf dieser Seite also, M. Br., laßt uns die Hauptwichtigkeit seines Todes finden! Wir wissen alle, wie Versinnlichung der nächste Weg zur Ueberzeugung beim menschlichen Herzen ist; ja, bei den mehren Menschenherzen gibts keinen andern Weg dazu, als diesen einzigen. Auf Erfahrung, und nur auf Erfahrung, will der grössste Theil von uns Wahrheit bauen; das Nachdenken über die Wahrheit wird am häufigsten nur bei zu betrieben. Nun könnte man freilich durch eigene Erfahrung sich wohl von der Wahrheit der Lehre Jesu überzeugen; da man dann, wenn man sich durch ihre herzliche Annahme und Anwendung wirklich selig fühlte, an ihrer seligmachenden Kraft nicht weiter zweifeln würde. Jesus selbst hielt auch viel auf diesen Beweis für sie; allein wodurch sollen die Menschen wieder, diese eigene Erfahrung zu machen, bewegt werden? Doch wohl am sichersten dadurch, daß sie erst dieselbe Erfahrung an einem Andern machen? An welchem Andern können sie nun aber wohl die Erfahrung von der Wahrheit der Lehre Jesu auf eine so hinreißende Art für sich machen, als an Jesu, dem Lehrer selbst? O welch ein ewigdauerndes Verdienst um die Menschheit erwarb sich also Jesus, als er sich zum freiwilligen Märtyrertode entschloß, um durch sein herrliches Benehmen in selbigem, das nur Folge seines Glaubens sein konnte, diesen seinen Glauben selbst als Wahrheit zu versinnlichen

chen und ihn so der ganzen Welt theuer und werth zu machen! Und wie wird dis sein Verdienst um so unaussprechlicher, je schrecklicher die Art des Todes war, welcher er sich als feinwollender Märtyrer nach allen Umständen ausgesetzt sah! Die Kreuzigung — Welch eine barbarische Hinrichtungsweise! Waren es auch nur sechs Stunden, daß er starb — denkt euch eine öffentliche Todesstrafe von sechs Stunden — — bebt die Menschheit nicht vor ihr zurück? Und doch war es nur diese Art von Hinrichtung, in welcher Jesus sich so ganz in seiner Grösse, und seine Lehre zugleich so ganz in ihrer Vortreflichkeit zeigen konnte. O wie verfehlten seine Feinde ihren Zweck, als sie riefen — kreuzige, kreuzige ihn! Wie machten sie dadurch, daß er den seinigen nur desto gewisser erreichte! Nach drei Tagen stand er nicht nur von den Todten auf, sondern er ward auch gesetzt zur Rechten Gottes. Seine Lehre, weil er auf sie gestorben war, war bald wieder da, und ward, weil er so herrlich gestorben war, als göttliche Wahrheit anerkannt.

Nun dann aber auch, o Christen, die ihr heute den Kreuzestod eures Herrn feiert, so werde auch euch das Wort vom Kreuze eine Gotteskraft! Die Liebe Jesu dringe euch, nichts wissen zu wollen, als Jesum, den Gefreuzigten, und nur seinen Unterweisungen eure Herzen zu öffnen! Ihr kennet die Zweifelsucht unserer Tage; ihr höret und leset, wie man die ersten unter allen Wahrheiten behandle, blos weil sie, wie man sagt, nicht vollkommen bewiesen werden können, ob
man

man gleich auch zugibt, daß kein vollkommener Beweis wider sie geführt werden könne. Wozu soll solch Unwesen? Sind wir dazu da, daß wir vor Disputirsucht, vor Spekulation und Skepticismus in unserem bürgerlichen Leben nicht zur Thätigkeit, und in unserem einsamen Leben nicht zur Ruhe, kommen sollen? So wäre Mensch zu sein das traurigste Schicksal. Aber — so wollte es Gott nicht, und darum lies er uns durch Jesum von diesem Seelenelende erlösen. Hier ist nun eine Lehre, die sich dadurch bewahrheitet hat, daß sie den Menschen zur höchsten Höhe ausbildet, die er nur erreichen kann. Ihr Lehrer, Herr und Meister hat selbst die Probe abgelegt, und die Probe ward zum Meisterstück. So empfangt sie unsern herzlichsten Beifall; so werde ihr unsere unverbrüchlichste Anhänglichkeit zu Theile! „Ich lebe, spreche Jeder von uns dem edlen Paulus, dem warmen Prediger des Gekreuzigten, nach — ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir; denn was ich jetzt auch noch als ein irdischer Mensch lebe, das will ich doch leben im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dahingegeben. Christus ist im Leben und im Sterben mein Gewinn. Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit; denn es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Darum will ich nicht weichen von ihm, es sei zur Rechten oder zur Linken.“ So preisen wir Jesum für seinen Tod, und so wird auch der Segen seines Todes auf uns ruhen. Wir mögen kommen in Tagen, in welche wir wollen, mir werden dar-

48 XIX. Die Wichtigkeit des Kreuzestodes Jesu.

in gut und zufrieden sein. Und — können wir Mehr wünschen, als Dies? Hier, hier ist unser Ziel, und dahin führt uns Jesu Lehre so gewis, als sie ihn selbst dahin führte.

O Kreuziger, wir schliessen uns an dich an; auf dem Wege, auf welchem du gingst, geht sich froh und freudig durch Leben und durch Tod. Du voran — wir dir nach! Bei deinem Tode — wir sind die Deinen! — —

XX.

Der Gläubige an ein künftiges Leben —
in Ansehung seiner Ueberzeugung
davon.



Am ersten Oftertage.

Ueber Phil. 3. B. 20.

Unser Wandel ist im Himmel.

Meine Brüder. Das ist wahr — wenn wir den Glauben an ein künftiges Leben vom Moses hätten lernen sollen, so möchten wir wohl nie auf ihn gekommen sein. In seiner ganzen Gesetzgebung ist auch nicht ein Wink dazu; vielmehr ward durch sie das menschliche Dasein blos auf diese Welt beschränkt, und zum höchsten Lohne für die Tugend wurden in ihr blos sinnliches Wohlergehen, langes Leben auf Erden und eine zahlreiche Nachkommenschaft ausgesetzt. Auch während seiner ganzen Amtsführung that Moses nicht die geringste Aeußerung, welche auf einen Zustand jenseits des Grabes hindeutete; alle Strafen, die er ankündigte und ausführte, schlossen sich mit dem Tode. In seinen letzten Reden sogar, wo man es doch am ersten erwarten sollte, kommt nicht das Geringste darin vor; in seinem Lobgesange nicht, auch in seinen Weissagungen nicht. Das Schönste, womit er seinen Segen über Israel schliessen zu können glaubte, war — „Israel allein wird sicher wohnen, wird Korn und Most im Ueberflus haben. Wohl dir, Israel, wer ist dir gleich? O Volk, das du dem Herrn heilig wirst, der das Schwert deines Siegs ist — deinen Feinden wirds fehlen, du aber wirst auf ihrer Höhe einhertreten.“ Selbst bei Moses Tode herrscht ein so düsteres Schweigen über die schönste menschliche Hoffnung, daß man sogar für diese besorgt zu werden anfangen möchte. „Geh auf den Berg Nebo, hies

es, und besieh das Land Kanaan, und stirb auf dem Berge, und versammle dich zu deinem Volke, wie dein Bruder Aaron auf dem Berge Hor starb und sich zu seinem Volke versammelte — darum, daß ihr euch an mir versündigt habt.“ Wer darum durch den Tod sich zu seinem Volke versammeln soll, weil er sich versündigt hat, der kann wohl in diesem Ausdruck keine Verheißung eines zweiten Lebens finden, ja, er dürfte sich wohl gar dagegen sträuben, sie darin finden zu sollen; es ist aber auch überdies ausgemacht, daß sterben und zu seinem Volke versammelt werden bloß gleichbedeutende Ausdrücke sind. — Moses ging auf den Berg Nebo und trat in die schöne Aussicht hin. „Dis ist das Land, hies es da wieder, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe, ihren Nachkommen zu geben; du hast's nun gesehen — hinüber aber sollst du nicht gehen.“ Wenn nun auch gleich hier der Versündigung des Moses nicht weiter gedacht wird, so stirbt doch Moses sogleich, ohne weiter einen Trost zu hören. Wo wäre dieser aber schöner angebracht gewesen, als wenn es nach den Worten — hinüber in K a n a a n sollst du nicht gehen, — geheissen hätte — in das z w e i t e L e b e n sollst du vielmehr jetzt gleich gehen — ? Und — hätte nicht die herrliche Aussicht selbst hier zur Versinnlichung der Aussichten in die bessere Welt benutzt werden können? Aber von diesem Allen nichts. Weiterhin wird dann bloß erzählt, daß der Herr selbst den Moses begraben, begraben habe, daß der Greis bis an sein Ende vollkommen ha-

be,

be sehen können, daß die Kinder Israel die Tage des Weinens und Klagens über ihn vollendet, daß aber kein so grosser Mann, wie er, jemals in Israel wieder aufgestanden sei. Wo ist hier überall auch nur ein Fingerzeig, der zum Glauben an ein künftiges Leben hinwiese, da doch überall dazu die beste Gelegenheit war?

Kein Wunder also, daß es Jesu schwer ward, gegen die Sadducäer, welche an keinen zweiten Zustand der Verstorbenen glaubten, und die nur die Bücher des Moses annahmen, aus diesen Büchern einen Beweis zu führen. Hätte er die alte Sage vom Henoch dazu benutzen wollen, so würde man ihm erwiedert haben, daß diese nichts beweise, weil Henoch eigentlich gar nicht gestorben sein solle, die Rede aber nur davon sei, ob wirklich Verstorbeneweiter lebten, oder ie wieder leben würden. Was that er also? Er berief sich darauf, daß Moses hierauf hingedeutet habe, wenn er den Herrn Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs genannt hätte, da doch diese Männer schon längst todt gewesen wären; Gott aber könne nicht für Todte, sondern für Lebendige nur, Gott sein, und so folge daraus nothwendig, daß die Todten fortleben müßten. Wie aber, wenn die Sadducäer geantwortet hätten — „diese Erklärung von der Redeart, Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, hören wir zum erstenmahle; womit willst du sie verbürgen? Hätte Moses dadurch auf das Fort- oder Wiederleben der Todten hindeuten wollen, so würde er sonst doch wohl noch irgendwo auch Fingerzeige davon gegeben haben; wir finden aber keinen dergleichen. Und so können wir,

wenn er Gott den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nennt, nichts weiter dabei denken, als daß er habe sagen wollen, der Gott, welchen er anzubeten lehre, sei derselbe, welchen auch schon Abraham, Isaak und Jakob angebetet hätten, und der auch diese schon als seine Verehrer gesegnet hätte. Daß damals, als Moses ihn so nannte, Abraham, Isaak und Jakob schon todt waren, thut nichts zur Sache; hatten sie doch Gott angebetet, hatte Gott sie doch gesegnet...“ Ganz neu mußten die Erklärung, welche Jesus von dem mosaischen Ausdruck machte, und der Schluß, den er daraus zog, in der That wohl sein; denn es wird ausdrücklich angemerkt, daß sich das Volk vor Verwunderung darüber nicht zu lassen gewußt. Einige Schriftgelehrte aber riefen aus — „Meister, du hast recht gesagt.“

Ach — dis „Meister, du hast recht gesagt“ wäre es doch auch unsere Sprache! Möchten wir Alle, wenn wir die Predigt Jesu vom künftigen Leben hören, aus der Fülle unserer Seelen so ausrufen! Aber hieran, hieran fehlt doch so sehr in unsern Tagen. Es möchte ja immerhin sein, daß die Zeiten vorbei wären, in welchen man an künftiges Leben glaubte, weil Moses nach Abrahams, Isaaks und Jakobs Tode noch Gott ihren Gott genannt habe; gibts denn gar keine innere Stimmen in uns selbst, die uns, wenn der Meister vom künftigen Leben redet, zurufen — er hat recht geredet —? gar keine innere Stimmen, die dem Paulus Beifall geben, wenn er spricht — unser Wandel,

unser Vaterland ist im Himmel? Heilig sei uns heute am grossen Feste des ewigen Lebens das Nachdenken hierüber! Wir wollen sehen, wie der Gläubige an Fortdauer im Tode zum Gläubigen hieran aus sich selbst werde. — —

Man sagt, das Gesetz sei in unser Herz geschrieben; sollte nicht ebenso die Zukunft, durch welche ienes Gesetz erst vollkommen ehrwürdig wird, auch in unser Herz geschrieben sein? Wir nehmen ienes für wahr an, warum nicht auch dieses? Wirklich auch, wie sich allenthalben und zu allen Zeiten der Glaube an ienes Gesetz fand, so fand sich auch allenthalben und zu allen Zeiten der Glaube an die Zukunft; der eine, wie der andere, nur bald mehr, bald weniger hell, rein und vollständig. Fraget alle Menschen, die ihren Verstand haben, was sich mehr für sie ziemt, gerecht und billig sein, oder ungerecht und unbillig; sie stimmen Alle für das Erstere, verlangen auch darum von Andern gerecht und billig behandelt zu werden, und wollens nicht auf sich kommen lassen, wenn sie selbst doch noch so ungerecht und unbillig gehandelt haben. Fraget alle Menschen, die ihren Verstand haben, ob ihnen Redlichkeit, oder betrügerisches Wesen, besser stehe; sie rufen Alle aus — Redlichkeit, und schreien sehr, wenn sie betrogen werden, und auch der ärgste Dieb kann den Wunsch sich nicht bergen, daß er das, was ihm seine Räuberei einbringt, doch lieber als ein ehrlicher Mann besitzen möchte. Fraget alle Menschen, die ihren Verstand haben, ob Gros-

muth gegen den Feind, oder nidrige Rache gegen ihn, sie besser kleibe; Alle geben sie der Grosmuth den Vorzug, und billigen die Rache, wenn sie Andere an einander nehmen, und suchen solche, wenn sie sie sich selbst erlauben, doch mit allerlei Decken zu bemanteln, von welchen sie die am liebsten nehmen, welche am heiligsten scheinen. Nun — und ebenso fraget alle gute Menschen, ob sie nicht lieber hören, daß ein künftiges Leben sei, als, daß keins sei. Fraget sie, ob sie nicht recht darnach verlangen, daß ein künftiges Leben sein möchte. Fraget sie, ob nicht etwas in ihrem Innersten sie dränge, an ein solches zu glauben. Fraget sie, ob sie eher wirklich froh werden, als bis sie sich diesem Glauben in die Arme werfen.

Was ist das, das es so um uns steht? — Wenn von der ersteren Art von Fragen die Rede ist, so nimmt man keinen Anstand, auf ein Sittlichkeitsgefühl sich zu berufen, welches uns bestimme, so zu antworten, wie wir antworten, und man rechnet solches geradezu zur menschlichen Natur. Warum sollen wir denn nun nicht, wenn es auf die letztere Art von Fragen kommt, auf ein Unsterblichkeitsgefühl, das uns auch so bestimmt, zu antworten, wie wir antworten, uns berufen, und es ebenfalls zur menschlichen Natur rechnen dürfen? Genug, dort ist ein geheimer Zug, und hier ist ein geheimer Zug, der uns zur Antwort bringt. Von aussen kommen beide nicht in uns hinein. Es geschieht freilich wohl, daß ein Bösewicht, wenn er gestraft wird, sich stärkere Vorwürfe macht; aber auch

derungstrafteſte Böſewicht kann ſichs nicht bergen, daß er ſchlecht ſei. Ebenſo kann freilich auch wohl drückendes unverdientes Leiden den Drang nach iener Welt vermehren; aber doch auch die glücklichſten Menſchen, ſobald ſie ſich ihrer wahren Würde bewußt ſind, geſtehen ein, daß ihnen dieſe Welt nicht genug ſei. Der Zug, nach Sittlichkeit zu ſtreben, entſpringt alſo unſtreitig aus unſerem eigenen Weſen, und der Zug, nach Unſterblichkeit zu verlangen, nicht weniger. Beide ſind Schöpferwerk. Der Urheber unſerer Natur, welcher das Geſetz in uns ſchrieb, ſchrieb auch die Zukunft in uns; und, wie er wollte, daß wir uns an unſere ſittlichen Gefühle hielten, ſo wollte er auch, daß wir uns an die Ahndungen unſerer Fortdauer halten ſollten.

Es iſt auffallendangenehm, daß beide Sätze auch durch das Evangelium auf eine ganz zufällige Weiſe einander gleichgeſtellt werden. Als Jeſus einſt vom Geſetze, oder vom vornehmſten Gebote, ſprach, rief ein Schriftgelehrter aus — Meiſter, du haſt recht geredet. O, fällt hier der Gläubige an Fortdauer im Tode ein, wenn ich alſo heute noch, ſobald Jeſus von Jugend ſpricht, aus ſittlichem Gefühl ihm Recht geben muſ: ſo muſ ich auch heute noch, wenn er von Unſterblichkeit ſpricht, aus innerer Zukunftahndung ihm Recht geben. Welches iſt das vornehmſte Gebot? — mein Herz muſ hierauf, wie Jeſus, antworten. Welches iſt der vornehmſte Wuſch? — mein Herz darf hierauf, wie Jeſus, antworten. . Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten als dich ſelbſt — die Tode-

58 XX. Der Gläubige an ein künftiges Leben —
ten leben Alle — — Beides hat er mir aus
dem Innersten meines Wesens gesprochen. Thu Recht,
ist mein Wahlspruch, und denke — mein Vaterland
ist im Himmel. — —

Wir unterscheiden uns sehr deutlich von unserem
Körper. Keinem von uns wird einfallen, Hände und
Füße für sich selbst, sondern nur für sein, zu halten.
In gesundem Zustande können wir unsern ganzen Leib
hinstrecken, in Unbeweglichkeit seiner äußerlichen Glied-
massen erhalten, und doch dabei die wichtigsten Dinge
denken und die wichtigsten Entschlüsse fassen. Ebenso
kann unser bloßer Wille alsdann auch den ganzen hin-
gestreckten Leib wieder aufrichten und seine äußerlichen
Gliedmassen in jede Thätigkeit setzen, die ihnen ange-
messen ist. Das also, was in der Maschine, die wir
Körper nennen, denkt und will, ist — Ich. Wenn
wir auch keine nähere Erklärung davon geben können;
genug, das Selbstbewußtsein bürgt uns dafür, und
wenn dieses nicht mehr für hinreichend erklärt wird, so
ists am besten, wir hören ganz auf, über uns zu re-
den. Lasset uns also fest bei dem Unterschiede zwi-
schen Körper und uns stehen bleiben!

Betrachten wir nun unsern Körper, so fällt uns
nicht nur seine Zerstorbarkeit überhaupt, und die Mög-
lichkeit, daß er auch vor der Zeit durch zufällige Um-
stände zerstört werden könne, in die Augen; sondern
wir überzeugen uns auch bald, daß er zu seiner Zeit
schlechterdings durch sich selbst zerstört werden müsse.
Das, was ihm erst Dauer verspricht, bringt ihm her-
nach den Untergang. Er ist durch sich selbst völlig
zum

zum Tode bestimmt, und auch der Allmächtige kann ihm, wenn er das hohe Alter erreicht hat, keine zweite Jugend schaffen. Alle seine Kräfte sind dieser Bestimmung zum Tode angemessen. Sie sind nur eines gewissen Grades von Ausbildung fähig, über den hin sie sich nicht erheben können; und so, wie sie diesen erreicht haben, sinken sie wieder, und werden auch alle, wenn kein Zufall dazwischen kommt, bis auf die letzte verbraucht.

Mit dem aber, was im Körper denkt und will, wir mögen es Seele, Geist, oder Ich, nennen, verhält sich offenbar ganz anders. Dieses wird nicht durch sich selbst zerstört und ist nicht zum Tode durch sich selbst bestimmt. Es ist einer unübersehbaren und ewigen Ausbildung fähig. Je mehr es sich ausbildet, desto mehr kann es sich noch ausbilden; seine eigenthümlichen Kräfte werden durch jeden Gebrauch noch gestärkt. Denken und Wollen hat weder Masse, noch Ziel. Durch jedes eifrige Nachdenken wird der Verstand noch mehr aufgeklärt; durch jede gute Entschliesung wird der Wille noch mehr veredelt. Im Geiste selbst liegt also kein Grund zu seinem Tode, oder zu seiner Zerstörung. Wäre er also dazu bestimmt, so wäre ers nicht durch sich selbst, sondern nur bei zu.

Gesezt nun auch, wir fürchteten dis; ist es auch wohl vernünftig, so zu fürchten? Was sollen wir uns denn bei Tod und Zerstörung des Geistes denken? Wenn wir dann doch am Ende sehen, daß wirklich nichts dabei zu denken sei, sollen wir etwas Ungedenkbares befürchten? Zerstört wird etwas alsdann, wenn es so in seine Theile, aus denen es besteht,

6a XX. Der Gläubige an ein künftiges Leben —
steht, aufgelöst wird, daß dadurch das Ganze, das
aus ihnen bestand, völlig verschwindet. Wer hat nun
wohl einen Begriff von Verstandes- und Willensschei-
len, in die Verstand und Wille aufgelöst werden sol-
len? Was aus dem Körper im Tode werde, sehen
wir auch. Asche und Staub zuletzt. Gibt es aber
wohl eine Asche von erworbenen Kenntnissen, einen
Staub von erlangten Gesinnungen? So wäre doch
weiter nichts übrig, als daß das, was im Körper
denkt und will, vernichtet werden müste. Ver-
nichtung aber ist eine ebensd unhegreifliche Sache, wie
eine Schöpfung aus nichts. Nirgends gibts auch in
der ganzen Natur ein Beispiel von Vernichtung. Al-
les, was aufhört, das zu sein, was es war, wird
entweder selbst etwas Anderes, oder dient dazu, daß
etwas Anderes werde. Auch das fallende Laub im
Herbst wird nicht vernichtet — auch die verfrorne
Knospe im Frühjahr nicht. Sollte denn das Beste,
was die Erde aufzuweisen hat, der Menscheng Geist,
das Einzige sein, das zur ebenso gräßlichen, als un-
denkbaren, Vernichtung bestimmt wäre? Und —
wer bestimmte es dazu? Wer könnte dis sein, als
der Schöpfer — vorausgesetzt, daß auch seine Ver-
nichtung möglich wäre. Nun auch auf Gottes Liebe
nicht einmahl Rücksicht genommen; sondern nur ge-
fragt — Weisester, warum gabst du dem Men-
schengeiste Kräfte für eine Ewigkeit, wenn du ihn zum
Untergange mit dem Körper bestimmtest? Daß die-
ser aufhören mus, zu sein, dessen bescheiden wir uns;
du hast ihm nur so ein Maas von Kräften gegeben,
daß

daß er auf eine Zeitlang bestehen kann, und du kannst freilich thun, wie du willst. Daß wir aber, wir selbst, erst Kraft zum ewigen geistigen Sein bekamen, und dann doch mit dem Körper aufhören sollen, zu sein, wie könnten wir dich bei dieser Vorstellung noch in deiner Weisheit verehren?

Nein, fällt hier der Gläubige an Unsterblichkeit wieder ein; so tief lasse ich meinen Schöpfer nicht sinken. Das Vaterland meines Körpers sei immerhin die Erde; mein Vaterland ist im Himmel. Die Todten leben Alle — der Meister hat recht gesagt. Ich daure im Tode fort. Wie das eingeschränkte Maas von Kräften, das mein Körper hat, diesem seinen Tod untrüglich weissagt: so weissagt auch das uneingeschränkte und bis ins Unendliche hinreichende Maas von geistigen Kräften ebenso untrüglich meine Fortdauer ins Unendliche und Ewige. Dieser Gedanke geht noch über meine geheimen Ahnungen von Unsterblichkeit. — —

Der Mensch zeichnet sich durch Erkenntnis Gottes vor allen seinen Mitgeschöpfen aus. Durch sie fühlt er sich erst in seiner wahren Grösse. Wenn er dann, in der Natur umhergehend, von ihr zu ihrem Urheber sich erhebt; wenn er die Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit der Welt um sich her und über sich als ein Werk einer unendlichen Macht, Weisheit und Güte betrachtet, und sich dann als den Einzigen denkt, der bis kann — wie hoch schlägt ihm das Herz über sich selbst! Der erkannte Gott wird bald sein grosses Urbild, dem er ähnlich sein zu sollen sich berufen fühlt.

fühlt. Er strebt also nach dieser Aehnlichkeit mit Gott; er heiligt sich der Tugend und stärkt sich in ihr durch die Ueberzeugung, daß er Gott durch sie gefallen. Diese Ueberzeugung ist ihm so süß, daß er, wenns sein mus, sogar für das Gute leiden kann. Der Gedanke an Gott wird ihm die Quelle seiner reinsten Freuden. Er denkt sich zwar den Unendlichen nur so, wie er in seiner Endlichkeit vermag; aber auch das unvollkommene Bild des Allvollkommenen, welches ihm vorschwebt, füllt sein ganzes Herz und versetzt ihn in ienes geistige Entzücken, wovon der Genuss der sinnlichen Schönheit der Welt nur ein Vorschmack war. Er tröstet sich mit Gott in den widrigsten Lagen; er hofft auf Gott bei allen eintretenden Verwirrungen in der Natur sowohl, als in der Menschenwelt,

Wie — und er sollte im Tode aufhören, zu sein? Wozu hätte er dann Gott erkannt? wozu sich durch diese Erkenntnis so gros gefühlt? wozu nach Aehnlichkeit mit Gott gestrebt? wozu über Gott sich gefreuet? wozu mit Gott sich getröstet? Seine übrigen Mitgeschöpfe konnten dis Alles freilich nicht; aber — nun wäre er ja doch auch nicht weiter, als sie. Man sage nicht, er hat diese Auszeichnung gemossen, so lange er da war; er verliehrt auch dadurch nichts, daß er sie im Tode verliehrt, wenn er selbst zugleich verlohren geht. Stirbt er denn aber, ohne es vorher zu wissen, daß er sterben werde und sterben müsse? Ach, wie unbarmherzig geht man doch mit ihm um, wenn man ihm mit ienem Troste zur Ruhe verweisen will! Er kann sich nicht damit beruhigen; denn

denn sein künftiger Tod schwebt ihm von den Jahren seiner Vernunft an, und hernach lebenslang, vor Augen. Daß sich dis blos mit unsern Sinnenmenschen und Büßlingen nicht so verhalte, daraus folgt nichts; genug, mit dem denkenden Rechtschaffenen verhält sich so. Wie mus diesem über seine Erkenntnis Gottes das Herz bluten, wenn er über den Tod hinaus nichts weiter zu hoffen hat! Nun geht er in der Natur umher und denkt — du nicht nur gehst einst für mich verlohren, sondern auch dein Schöpfer; denn ich selbst gehe verlohren. Nun ist ihm, als iagte er, wenn er der Tugend und Gottähnlichkeit nachjagt, einem Schatten nach, der, ehe er sich versieht, doch wieder verschwindet. Nun wird ihm seine Freude an Gott verblittert, weil dieser Unendliche, dessen Vorstellung ihn so entzückte, ihn am Ende für seine Verehrung fallen läßet. Nun wankt all sein Trost aus Gott und alle seine Hoffnung auf Gott, weil er für den Gedanken an den Tod keinen Trost hat, und weil die Stunde des Todes ieder Hoffnung spottet. O wehe ihm bei seiner Gotteserkenntnis! Erst segnete er sie; nun kommt die Todeserkenntnis dazu und verleidet sie ihm. Eine, wie die andere, gab ihm die Vernunft; möchte er nicht schier wünschen, der Vernunft überhoben worden zu sein? Würde er dann auch von Gott nichts, so wüßte er doch auch vom Tode nichts, und hätt's also wenigstens während seines Lebens nicht schlimmer, wie die vernunftlosen Wesen.

Das ist unmöglich, fällt hier abermals der Gläubige an seine Fortdauer ein, daß Gottes bestes

stes Geschenk, die Vernunft, in Widerspruch mit der Ruhe des Menschen stehen könne; das ist unmöglich, daß sie, die ihm auf der einen Seite den höchsten Vorzug der Gotteserkenntnis gewährt, ihm diesen Vorzug durch die Todeserkenntnis zur Folter machen sollte! So wahr ich Gott erkenne, ich mus auch im Tode fortbauern. Ich mus ewig die Würde in der Reihe der Wesen, welche mir dadurch zumuchs, fortfühlen; ich mus ewig mich dem Urbilde aller sittlichen Vollkommenheit nähern; ich mus ewig mich an Gott freuen; ich mus ewig auf Gott hoffen. Die Todten leben fort — der Meister hat recht gesagt. Mit Hier ist's nicht abgethan, und das um so weniger, ie dunkler hier meine Erkenntnis Gottes immer noch bleibt; mein Vaterland ist im Himmel — der Tod mus das Mittel werden, mich aus einer bloß sinnlichen Welt in eine höhere zu rücken, die dem Menschengenisse reinangemessener ist. Ich mus dafür, daß ich hier an Gott glaube — denn mus nicht hier der Glaube meiner Erkenntnis Gottes stets zur Hand sein? — dort ihn anschauen und erkennen. Ich mus mich dort durch eine solche höhere Erkenntnis Gottes noch unweiser seliger fühlen, als hier. So, als bloße Schul- und Vorübungszeit im Erkennen empfängt mein Leben in dieser sinnlichen Welt erst unzubezweifelnden Werth, und so, so erst erscheint mir Gott, als mein Schöpfer, in dem erhabensten Lichte. — —

Alles, was da ist, hat seine Bestimmung. Sagen, daß etwas da sei, ohne zu etwas bestimmte zu sein, ist ebensoviel, als sagen, daß es nicht da ist. Auch wir

wir haben unsere Bestimmung. Die Bestimmung eines jeden Dinges mus aus seiner Natur ausfindig gemacht werden; auch unsere Bestimmung aus unserer Natur. Das Gesetz ist, wie oben schon gesagt, in unser Herz geschrieben, und so ist unsere Bestimmung, sittlichgut zu sein. Der Trieb nach Wohlergehen aber ist ebenso unserem Herzen einverleibt; und dis braucht keines Beweises weiter — wir fühlen ihn Alle. Diesen Trieb verleugnen, verkleinern, oder gar verächtlich machen zu wollen, wäre eine ebenso grosse Thorheit, als es eine grosse Bosheit wäre, ienes Gesetz ableugnen, unwichtiger machen, oder gar mit Füßen treten zu wollen. Wir sind also ebenso bestimmt, glücklich zu sein, als wir bestimmte sind, sittlichgut zu sein. Wir müssen blos diese unsere doppelte Bestimmung nicht umkehren. Wir müssen nicht erst glücklich sein wollen, und dann, in so fern es sich mit unserem Glück verträgt, auch sittlichgut sein wollen. Nein, wir müssen erst sittlichgut sein, und dann das Glück freudigdankebar annehmen, das uns hiefür, oder dabei, zu Theile wird, und schlechterdings irgend kein Glück auf Kosten unserer sittlichen Güte erlangen, besitzen und genießen wollen. Gut und dadurch glücklich zu sein — o Menschen, Menschen, sehet hier unsere ganze Bestimmung; lasset sie euch nicht zerstückeln! Höret nicht auf Wüßlinge, die euch glücklich zu sein lehren wollen ohne Tugend; höret aber auch nicht auf Schwärmer, welche euch gebieten, tugendhaft zu sein, ohne glücklich sein zu wollen.

Num entsteht die Frage, ob diese unsere Bestimmung von uns in diesem Leben erreicht werde; und Jeder beantworte sie nach seinen eigenen Erfahrungen. Wird sie erreicht, so wird im Tode das Buch des Schicksals und des Daseins für uns mit Recht geschlossen; wird sie aber nicht erreicht, wie dann?

Wir sehen Alle offenbar, daß wir hier nicht vollkommen sittlichgut werden. Welch ein immerwährender Kampf zwischen Sinnlichkeit und Vernunft ist unser Streben nach Tugend! Wer hat diesen Kampf besser beschrieben, als Paulus? „Das Fleisch gelüftet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch“ — Die Sinnlichkeit strebt nach dem, was wider die Vernunft ist, und die Vernunft will gerade das, was der Sinnlichkeit zuwider ist; und der Ausgang davon ist oft der — daß man thut, was man selbst nicht billigt. Von diesem Kampfe sind auch die besten Menschen keineswegs frei; die schlechtesten sind vielmehr am freisten von ihm, denn diese treten den Kampf gar nicht an, sondern überlassen der Sinnlichkeit gleich den Sieg. Hier gilt doch wohl vorzüglich das Wort desselben Paulus — „Ich habe Lust an Gottes Gesetze, das in mein Innerstes geschrieben ist. Es gibt aber auch ein anderes Gesetz, gleichsam in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetze in meinem Gemüthe, und — zuweilen die Uebergewalt bekommt. Ach, wie elend ist doch solchergestalt der Mensch daran — wer erlöset ihn von seinem Leibe, der an dem ganzen Unheile Schuld ist?“

in Ansehung seiner Ueberzeugung davon. 67

ist?“ Wer von uns nicht auch so spricht, der kennt sich entweder selbst nicht, oder er will nur den Gros-
sprecher machen, der aber, sobald man ihn näher be-
trachtet, statt Achtung, Mitleiden erweckt. Man
muss nur, wenn von der Sinnlichkeit, welcher im
Kampfe oft untergeleget wird, geredet wird, nicht
blos an thierische Wollust denken; Geiz, Stolz, Nach-
sucht, Neid und Schadenfreude gehören auch dazu.
Ueber jeden Menschen sucht irgend eine Leidenschaft be-
sonders zu gebieten, und der trete auf und zeige sich,
welcher dieser nicht öfter, als er selbst weis, gehorcht.
Auch die höheren Jahre beendigen den Kampf mit der
Sinnlichkeit nicht; es tritt alsdann nur immer eine Art
von Sinnlichkeit an die Stelle der andern.

Schon daraus, daß wir hier nicht vollkommen
sittlichgut werden, würde also auch folgen, daß wir
nicht vollkommen glücklich werden; weil wir nur bei
Gutsein Glückseligkeit denken sollen. Aber es zeigt sich
auch ebenfalls offenbar, daß hier auch das wirklichver-
diente Wohlergehen nicht immer erfolge, und daß Zu-
gung und Glückseligkeit gar nicht so gleichen Schritt
mit einander halten, als wir durch unsere Bestim-
mung zu glauben veranlaßt wurden. Vielmehr —
je besser die Menschen sind, desto schlechter geht es ih-
nen wohl, und je schlechter sie sind, desto besser. Wir
wollen gern zugeben, daß dieser Vorwurf, den man
der Gerechtigkeitspflege des Schicksals macht, oft über-
trieben, oder am unrichtigen Orte angebracht werde;
aber — immer, so oft er sich hören läßt? O wehe
alsdann dem Leben in Menschengesellschaft! Dann

sind wir wieder da, wo die alten Juden waren, welche Glück und Unglück für den wahren Beweis göttlichen Wohlgefallens und Misfallens, oder für Beweis für Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit erklärten, und es zum Masstabe bei Messung des Werths der Menschen machten. Es sei immerhin, daß mancher verlarvte Bösewicht für einen Tugendhaften angesehen werde, so, daß ihm also, wenn er unglücklich wird, gar kein Unrecht, sondern vielmehr das grösste Recht, geschehe; es sei immerhin, daß mancher Wahrhaftigtugendhafte verkannt werde, und daß er also sein Glück, das man bloß für blindes Glück erklärt, in voller Masse verdiene; aber wie viel Abschaume der Menschheit gab es schon, denen es bis ans Ende wohl ging, und wie viel Edle vom ersten Range, die unter dem härtesten Geschick erliegen mußten!

So weit unsere Erfahrungen also bis jetzt reichen, wird die Bestimmung des Menschen zum Gutsein und Glückseligkeit nicht erfüllt. — Wollte man sagen, die Menschheit sei noch in ihrer Jugend, es werde noch eine Zeit kommen, wo sie ihre Bestimmung hier erfüllen werde, und Gott führe sie zu ihrer Vollkommenheit allmählich und von Stufe zu Stufe: so ist dies erstlich für alle diejenigen nichts gesagt, welche vor dieser Zeit den Schauplatz des Daseins besteigen und wieder verlassen. Es ist aber auch ferner gar keine Möglichkeit, daß die Menschen auf der Erde jemals ihre Bestimmung erreichen werden. Was hinderte sie denn bis jetzt an vollkommener Sittlichkeit? Die Sinnlichkeit! Nun, so wird diese Sinnlichkeit, wenn es hier ewig Menschen

schen gibt, auch ewig ihrer Heiligkeit im Wege sein. Ewig wird alsdann das Fleisch gelüsten wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch; ewig werden Sinnlichkeit und Vernunft gegen einander sein. Ewig wird der Kampf der Tugend dauern, und ewig wird der Kampf zuweilen mislingen. Und — wie soll irgend einmahl auch die der Tugend jedes Menschen angemessene Glückseligkeit Statt finden? So lange es noch Krieg gibt, doch wohl nicht? Werden aber die Kriege jemals aufhören? In dem neuesten Zeitalter wenigstens findet sich der Glaube hieran bestritten, als je. Gesezt aber, die Menschenkriege, diese greulichsten Denkmäler der Unsittlichkeit der Menschen, hörten endlich auf, werden die Kriege je aufhören, welche die Elemente führen? Und gesezt auch, alle einzelne Menschen würden sittlichgut, und Keiner thäte im bürgerlichen Leben dem Andern mehr Gewalt, oder Unrecht, wird der Körper aufhören, Jedem ohne Unterschied Gewalt und Leid zu thun, und Schmerzen zu machen? Warlich, die ganze Natur müste ja umgekehrt werden, wenn ieder Mensch das seinen Verdiensten angemessene Glück erhalten und dauernd besitzen sollte.

Wenn nun in diesem Leben unsere Bestimmung nicht erreicht wird, kann alsdann unser Dasein mit dem Tode geschlossen werden? Nun, so gäbe es nichts Traurigeres, als unsere Bestimmung. Lieber aufhören, gleich aufhören, Dasein zu haben, fällt hier der Gläubige an Zukunft nochmals ein, als so etwas annehmen. Das Gesez ist mir ins Herz ge-

schrieben — das heißt nicht nur, daß ichs halten solle, sondern auch, daß ichs halten könne; denn nur daraus, daß ichs halten kann, folgt, daß ichs halten soll. Hier kann ich es aber nicht vollkommen halten, und doch soll ichs halten; so mus noch ein Zustand für mich eintreten, wo ichs halten kann. Der Trieb, glücklich zu sein, ist mir ins Herz gegossen — das heißt, ich soll glücklich werden; soll ich glücklich werden, so mus ichs auch werden können. Hier kann ich nicht vollkommen glücklich werden, so mus nach dem Tode noch ein Leben für mich sein, wo ich es werde. Es mus eine Welt kommen — das Reich Gottes — wo vollkommene Heiligkeit und vollkommene Glückseligkeit vereinigt für mich angetroffen werden. Dann erst ist vollendete Menschenbestimmung da. Der Meister, der dis Reich Gottes verkündigte, hat recht gesagt — die Todten leben Alle. Mein Vaterland ist im Himmel — hier auf der Erde ist nichts Ganzes für mich — spreche ich mit voller Zuversicht dem Paulus nach. — —

O möchte doch diese Betrachtung uns Alle im Glauben an ein künftiges Leben stärken, kräftigen, gründen, ja, unerschütterlich befestigen!

M. Br. Noch einmahl gesagt, es mag gut sein, daß wir darum nicht an unsere Fortdauer im Tode mehr glauben wollen, weil Moses nach Abrahams, Isaaks und Jakobs Tode Gott noch den Gott dieser drei Altväter genannt hat; wenn dann nun aber dis die Folge unseres grösseren Vernunftgebrauchs sein sollte,

daß

daß wir den Glauben an Fortdauer selbst verliessen, so wäre es besser, wir glaubten heute noch Abrahams, Isaaks und Jakobs wegen daran. Lasset uns unsere Vernunft nicht halb, sondern ganz brauchen! Abraham, Isaak und Jakob werden uns freilich nichts beweisen; sie werden uns weder Unsterblichkeit, noch Gott selbst, der sie uns gab, beweisen. Wir müssen uns nur im Denken üben; so können wir uns Alles aus uns selbst beweisen. Genug, unser Innerstes fordert uns auf, gut zu sein. Der Gesetzes Werk ist beschrieben in uns selbst, sientemahl unser Gewissen uns bezeugt, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen, oder entschuldigen. So mus ein Urbild sein, dem wir uns durch Gutsein und Immerbesserwerden nähern. Dis ist Gott. Durch Helligung schauen wir ihn; d. h. je tugendhafter wir werden, desto mehr überzeugen wir uns durch unsere Tugend selbst von seinem Dasein. Diese Ueberzeugung, welche aus unserer sittlichen Güte entsprang, wirkt auf unsere sittliche Güte zurück. Der Glaube an das Dasein Gottes stärkt uns in der Tugend; wer sollte nicht an Gott glauben? Ebenso fordert uns unser Herz auf, glücklich sein, leben und gute Tage sehen zu wollen. Wenn wir nun auch uns gern bescheiden, daß dis nur dann uns zu gewähren sei, wenn wir uns vom Bösen wenden und Gutes thun, Friede suchen und ihm nachiagen: so sehen wir doch bald ein, daß wir den Lauf der Dinge nicht in unserer Gewalt haben, und daß es bei unserer besten Tugend übel um unser Glück stehe, wenn es nicht ein höchstes Wesen gibt, das diesen Lauf regirt, und daß der Gerechte verlassen sei, wenn es keinen Herrn gibt, dessen Augen auf ihn sehen. So steht Gott wieder vor uns da, und der Glaube an ihn wird uns wahres Bedürfnis unseres

Herzens. Dieser Glaube ist im Grunde weiter nichts, als der uns durch uns selbst aufgezwungene Glaube, daß wir gut und selig zugleich sein sollen. Wir nennen dis unsere Bestimmung und erblicken darin einen sittlichen Weltplan; so müsten wir unsere ganze menschliche Vorstellungsart verkehren, wenn wir uns nun nicht auch einen obersten Verstand und Willen dächten, der jene Bestimmung uns gab und diesen Plan machte. Und so geht Gott abermals in seiner Herrlichkeit uns vorüber, und wenn wir auch kein Angesicht Gottes sehen, so sehen wir ihm doch hinten nach. Was hilft uns aber all unser Glaube an Tugend, Seligkeit und Gott? Wir erreichen hier unsere Bestimmung nicht, Gottes grosser Plan bleibt hier unausgeführt. Erreicht aber mus jene einmahl werden; ausgeführt mus dieser einmahl werden. Sehet, so stehet auch unsere Glaube an unsere Fortdauer im Tode da. — — Wer hieran nicht genug hat, dem steht nicht weiter zu helfen. Gesehen kann Gott nicht werden; sonst wäre er nicht Gott. Geföhlt kann das zukünftige Leben noch nicht werden; sonst wäre es nicht zukünftiges Leben. Meister, so wahr ich die Bestimmung habe, welche ich habe, so wahr gibts einen Vater, der da wirkt bisher, und dessen Werk sie vorzüglich ist — Du hast recht gesagt. Meister, so wahr ich heilig sein soll und glücklich sein will, so wahr ist's auch, die Todten leben Alle. — Du hast recht gesagt. Der Herr ist meines Lebens Trost, und mein Vaterland ist im Himmel.

XXI.

Der Gläubige an ein künftiges Leben —
in Ansehung seiner Vorbereitung
dazu.

Am zweiten Ostertage.

Ueber Phil. 3. V. 20.

Unser Vaterland ist im Himmel.

Meine Brüder. Unsere Kindheit ist die Grundlage zu unserer Jugend — unsere Jugend die Grundlage zu unserem männlichen Alter — unser männliches Alter die Grundlage zu unserem höheren Alter. Wie nun jedes besondere Alter unseres Lebens immer die Grundlage zum folgenden ist; so ist auch unser ganzes gegenwärtiges Leben die Grundlage zu unserem künftigen Leben.

Wir sehen auch Alle, sobald wir die Jahre der Vernunft erreichen, eine natürliche Verbindung unter den verschiedenen Lebensaltern eint und benehmen uns darnach; d. h. wir bereiten uns in jedem Alter zu dem folgenden vor. Der gute Knabe, weil er glaubt, daß er einmahl Jüngling werde, fängt an, sich auf Erwerb nützlicher Einsichten, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten zu legen, um als Jüngling darin noch weiter zu kommen. Der gute Jüngling, weil er glaubt, daß er einmahl Mann werde, sucht sich mit aller stärkeren Macht, die er nun hat, völlig auszubilden, um als Mann recht wirksam in seinem Berufe sein zu können. Der gute Mann, weil er glaubt, daß er einmahl Greis werde, arbeitet wacker und unverdrossen, um als Greis auf sein vollbrachtes Tagewerk mit Ehre und Freude zurücksehen zu können. Wie? und wir sollten an ein künftiges Leben glauben und uns jetzt nicht dazu vorbereiten?

Setzt

Sehet ferner Menschen an, die von unten auf dienen, und dabei die Hoffnung haben, von Zeit zu Zeit höher zu steigen; bereiten sie sich auf der jedesmahligen niedrigeren Stelle nicht zur jedesmahligen höheren vor? Und — wir sollten glauben, daß wir einst unsere gegenwärtige niedere Bestimmung mit einer höheren vertauschen werden, und uns nicht in iener zu dieser schon bereiten?

Unmöglich können diejenigen mit wahrer und lebendiger Ueberzeugung an Zukunft glauben, an welchen man diese Vorbereitung nicht erblickt. Es bleibt ewigwahr — wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz. Wer sein Vaterland und seine Heimat im Himmel sucht, dessen Blicke sind auch vorzüglich dahin gerichtet; und, daß sie dies sind, beweiset er durch die gesamte Art seines Benehmens auf der Reise des Lebens dahin. Lasset uns hierüber den Paulus im vollen Zusammenhange hören — „Viele leben, unter Thränen wiederhole ichs, als Feinde des Kreuzes Christi, die für das Gute gar nichts thun und aufopfern wollen. Ihr höchster Endzweck sind die verdammungswürdigsten Ausschweifungen; der Bauch ist ihr Gott, und in der Schande suchen sie ihre Ehre. Ihre Wünsche sind lediglich auf diese Erde geheftet. Wie könnten wir so thun, die wir unser Vaterland im Himmel glauben? O folget nicht ihrem Beispiele, sondern dem Beispiele derer, die es machen, wie ich. Immer an das grosse Ziel, an das himmlische Kleinod, das uns vorgesteckt ist, mich erin-

erinnernd, iage ich auch nach diesem Ziele, diesem Kleinode.“

O M. Br., an diesen Weisen und Edlen wollen wir uns anschließen und unsern Glauben an ein künftiges Leben auch dadurch beweisen, daß wir unsere Hände nach dem himmlischen Kleinode auch so ausstrecken, und uns zur Ewigkeit auch so vorbereiten, wie er. Wie wohl wird uns dann einst sein, wenn wir dis gethan haben! Wie sich der Mann, wenn er in voller gemeinnütziger Thätigkeit ist, freuet, daß er seine Jugend so wacker angewendet habe — wie sich ein Diener, wenn er mit Anstand die höhere Stelle bekleidet, freuet, daß er auf der nidereren schon nicht bloß durch Wohlverhalten und Treue, sondern auch durch Nebenfeis und Weiterstreben, sich zu ihr eignete — so werden wir uns im zweiten Leben freuen und uns segnen, daß wir das erste in Bezug und Hinsicht auf dasselbe führten. Wozu hätten wir denn auch sonst wohl die Ahndungen der Ewigkeit, wann sie uns nicht, Masregeln für die Ewigkeit zu nehmen, bestimmen sollten? Wäre dis nicht, so würden wir mit unserer Fortdauer im Tode ebenso überrascht worden sein, wie wir selbst heute noch nicht angeben könnten, wann wir das erste vernünftige Bewußtsein unseres Daseins gehabt haben. Alles Vorherwissen setzt uns in verhältnismäßige Bewegung deshalb; dis ist uns wesentlicheigen und von unserer Natur unzertrennbar. Der Trieb, thätig zu sein und mitzumirken, wird hier ebenso in uns aufgefördert, als bei schon wirklich sich ereignenden Begebenheiten. Betrifft das, was wir vorherwissen, uns selbst, so
 gesellt

gefellt sich der Trieb für uns selbst dazu, ohne den kein Thier einmahl bestehen kann, und der bei der Selbsterhaltung anfängt und bei der Selbstbeseligung aufhört. Je wichtiger also das uns bevorstehende ist, das wir wissen, in desto ernstlichere Bewegung setzt es uns. So ist's wenigstens natürlich; findet es sich bei vielen Menschen anders, so sind sie leichtsinnige und grosse Kinder, die der gegenwärtige Augenblick so fesselt, daß sie sich über ihn gar nicht hinaus denken. Welches Vorherwissen in Betref unserer selbst gleicht nun aber wohl dem Vorherwissen unseres künftigen Lebens? Man mache hier keinen Unterschied zwischen völligem und nichtvölligem Vorherwissen. Die verdiente Antwort darauf, ausser der gar keine zu geben nöthig, wäre doch wohl die — wo ist denn auch wohl in der ganzen Sinnenwelt etwas, das du völlig vorherwüsstest? kann nicht ein einziger dazwischenkommender Umstand ebenso etwas, das du ganz untrüglich vorherzuwissen meintest, vereiteln, wie er etwas, das du für unmöglich hieltst, oft genug herbeiführt? Doch — man nenne auch immerhin das Vorherwissen des künftigen Lebens nur Glauben an dasselbe; die Rede ist ja nur auch vom Glauben, und daß der, der diesen Glauben hat, ihn beweisen müsse. Dis kann er aber nicht anders, als wenn er diesem Glauben gemäs ietzt schon sich benimmt und handelt, Masregeln darnach nimmt, Vorkehr deshalb trift, oder — sich ietzt schon zur Ewigkeit vorbereitet. Und — so wollen wir dann nun den Gläubigen an Unsterblichkeit bei seiner Vorbereitung dazu aufmerksam begleiten. — —

Er sucht erstlich seine Erkenntnisse unaufhörlich mehr zu vervollkommen. Alle Ausbildung und alles Wohl eines menschlichen Wesens fängt von Erkenntnis an; bis ist nicht nur ihm ausgemacht, sondern auch an sich ausgemacht. Nun glaubt er, daß er — das menschliche Wesen — fortbaure; so mus er auch glauben, daß Erkenntnis ewig die Grundlage seiner Ausbildung und seines Wohls sein werde. Folglich sucht er, er sei so alt, wie er wolle, noch immer Mehr Nützlichcs zu lernen. Nützlich ist ihm das, was zum allgemeinen Wohle beiträgt; trägt's hierzu bei, so trägt's gewis auch zu seinem eigenen Wohle bei. Was unmittelbaren Beitrag dazu leistet, ist ihm das liebste; aber auch das mittelbar nützende lernt er eifrig — nur mus der Nutzen nicht so weit entfernt sein, daß man ihn schier erst mit Schiffsseilen herbeiziehen möchte. Dafür lerne ich lieber etwas Besseres, spricht er. Wovon sich aber gar kein Nutzen absehen läßet, das zu erlernen schämt er sich sogar. Und wenn der, der es kann oder weis, noch so viel Kunst oder Kunstfeis dadurch zeigte, er gibt sich nicht einmahl her, ihn zu schätzen; je schwerer die unnütze Kunst, urtheilt er, desto unwürdiger des Menschen ist sie — hättest du, der du durch sie so grosse Geschicklichkeit zeigst, deine Anlagen zur Geschicklichkeit auf etwas Nützlichcs verwendet, wclch ein Mann hättest du werden können, du thörichter Gaukler! Alles Nützlichcs, das er weis, lernt er noch immer richtiger. Blos Vielerlei zu wissen, ist nicht seine Sache; er sucht auch den Grad des Wissens bei ieder Sache

che

che noch immer zu erhöhen. Kann er nicht weiter, so macht er Stillstand, weil er ihn machen mus; so, wie aber eine Gelegenheit sich zeigt, weiter zu dringen und mehr aufs Reine zu kommen, so bricht er den aus Zwang angelobten Stillstand.

M. Br., wenn wir auch nicht wissen, welche Erkenntnisse ienseits des Grabes unsere Denkkraft beschäftigen werden, so werden doch gewis unsere gegenwärtigen nützlichen die Grundlage dazu gewesen sein. Es mag immerhin sein, daß Paulus während seiner Entzückung in den dritten Himmel nichts, als unaussprechliche Worte, hörte, die kein Mensch sagen kann, oder daß er — im Grunde so viel, als nichts, gehört habe, weil er nichts verstanden habe; es mag auch sein, daß man diese Aeußerung eines wahrhaftig-grossen Mannes zum Behuf der Herabwürdigung aller unserer irdigen Kenntnisse gebrauche; was entzückte ihn denn aber doch bis in den dritten Himmel? Nicht Schwärmerei war es, sondern seine Erkenntnisse waren es. Lasset es also immer sein, daß wir mit unsern irdigen Kenntnissen dort nicht fortkommen; wenn sie uns nur würdig machen, dort aufgenommen zu werden! Haben wir nur hier unser Erkenntnisvermögen geübt, die dortigen Erkenntnisse werden sich dort wohl finden. Und bis ist vielleicht die Hauptsache, welche uns hier zum erkennen und lernen antreiben soll, daß wir unsere Denkkraft wenigstens dadurch gebrauchen lernen und durch den Gebrauch stärken, ja, daß wir Lust und Trieb, nützliche Erkenntnisse einzusammeln, uns dadurch eigen machen

machen sollen. Gehen die weisen Erzieher nicht ebenso bei Kindern anfangs zu Werke? Ueben sie ihre Geisteskraft nicht erst an geringeren Kenntnissen, ehe sie sie zu wichtigeren fortführen? Thäten sie nicht so, so fingen sie ja von hinten an und richteten nichts aus.

Der Gläubige an Dort lernt also hier soviel Nützlichcs, als er lernen kann. Nie gibt er sich dazu her, für kleinliche Vergnügungen und bloß sogenannte Zeitvertreibe im eigentlichen Verstande zu leben. Spieler von Profession zu sein, ist in seinen Augen das Nichtswürdigste, was man von einem vernünftigen Menschen denken kann, der auch nicht an Unsterblichkeit glaubte. Seinen Verstand zu bereichern, seine Vernunft auszubilden — dazu lebt er eigentlich; dahin geht sein höchstes Bestreben. Freilich sind ihm seine Berufskentnisse die nächsten, in denen er noch immer mehr zu wachsen sucht; aber — die Naturkentnisse aller Art ziehen in berufsfreien Stunden seine Aufmerksamkeit ganz ausserordentlich an sich. Diese scheinen ihm recht eigentlich von der Beschaffenheit zu sein, daß sie ihn zum Empfange der höheren Kentnisse iener Welt geschickt machen. In ihnen versinnlichen sich ihm die höheren Wahrheiten, und so erklärt er sie für den zweckmäßigsten ersten Unterricht, den so ein Wesen, wie er ist, über diese empfangen mußte. Gelingt es ihm dann, über die Sinnenwelt sich weg- und in die Gefilde iener höheren Wahrheiten selbst sich hinzuschwingen und diese ohne das Versinnlichungsmittel zu denken — welche Wonue für ihn, und wie bestärkt er sich da erst recht in seinen Ahndungen

höherer Zukünfte! Ja, ja, ruft er sich selbst zu, mein Vaterland ist im Himmel, und darum will ich erkennen, was ich kann und wie ich kann, damit ich einst erkennen möge, wie ich erkannt bin!

Er arbeitet ferner an Vereblung seiner Gesinnungen. Alle Ausbildung und alles Wohl eines menschlichen Wesens, wie es von Erkenntnis anfängt, wächst auch nur durch Neigung zum Guten. Dis ist nicht nur ihm ausgemacht, sondern auch an sich ausgemacht. Nun glaubt er, daß er — das menschliche Wesen — fortdaure: so mus er auch glauben, daß Neigung zum Guten ewig das Wachsthum seiner Ausbildung und seines Wohls sein werde. Welche Freude für ihn iest schon, so oft er sein Urtheil und seinen Willen in Uebereinstimmung mit dem Gesetze seines Gewissens antrifft! Wie könnte er zweifeln, daß vollkommene und immerwährende Uebereinstimmung seines Willens mit seinem Gewissen ihn dort selig machen werde? So hört er immer mehr auf die Gottesstimme, welche in ihm spricht, und schliesst sich immer fester an sein sittliches Gefühl an. In einen zweifachen Kampf sieht er sich freilich dabei stets verwickelt; aber er sucht auf beiden Seiten als Kämpfer immer besser zu bestehen.

Die eine Art von Kampf bereitet ihm unablässig seine Sinnlichkeit. Diese, ob er gleich ohne sie nie sittlich werden könnte, steht doch bei ieder Gelegenheit mit seiner Sittlichkeit im Widerspruche. Die Sache ist diese, daß ihr keine Grenzen gezeichnet sind, sondern

daß er sie ihr zeichnen soll. Er ist ganz frei; er kann gut und böse gesinnet sehn, wie er will, damit die Wahl, die er darunter trifft, wirklich auf seine Rechnung kommen könne. So rathschlagt er stets mit sich selbst, ob er sich einer Neigung, die ihn ergreift, überlassen dürfe. Freilich hat sie ihn schon ergriffen, wenn er erst diese Berathschlagung anstellt; aber so, wie er sie dabei auch unrechtmässig, gewissenwidrig findet, reißt er sich von ihr los, und macht dann über sich, daß sie ihn auch nicht einmahl wieder ergreifen dürfe. Versucht sie's von neuem, so weist er sie spöttlich von sich. Du bist doch nur, spricht er zu ihr, ein Hervorgebrachtes vom Leibe dieses Todes, von meinem gegenwärtigen Körper, der an allem Unheile, das die Sinnlichkeit stiftet, Schuld ist; wie sollte ich dir fröhnen, da ich dort einen verkälerten Körper haben werde. Ist die sinnliche Begierde von der Art, daß sie ihm viel Verheissungen macht, so ist sie zwar gefährlicher für ihn; aber er stößt auch die blendendsten Verheissungen von sich, weil sie nicht nur Güter betreffen, die iene Welt nicht hat, sondern weil sie ihn auch sogar um die Güter iener Welt bringen würden. Ich mus nicht wollen, dabei bleibt er, was äußerliches Wohlbehagen anbietet, oft blos anbietet, sondern was inneren Frieden gibt, wirklich gibt.

In die andere Art von Kampf verwickelt ihn ebenso unaufhörlich die Welt. Beispiel, allgemeiner Ton, herrschende Mode — welche Rüstung gegen ihn! Wenn er aber seinen eigenen Begierden sich nicht einmahl gefangen giebt, wie sollte er sich gar von fremden Begierden gefangen nehmen lassen? Er vermehrt sei-

ne Achtung gegen sich selbst, glaubt immer mehr, daß ihn Gott nicht an andere Leute, und wenns die Vornehmsten wären, gewiesen habe, sondern an ihn selbst, der sich der Vornehmste sein mus, sobald es aufs Wollen ankommt; weil er sich ewig davon Rechenschaft ablegen mus, wie er gewollt habe. An den grossen Haufen aber kehrt er sich am allerwenigsten, weil dieser größtentheils von seinem Thun und Lassen nicht einmahl einen Grund anzugeben weis. Herrschende Moden haben also blos darum, weil sie dis sind, auf sein Herz nie einigen Einfluß. Wie sollte er das Geseß in seinem Gemütze Geseßen, die die unzuverlässige Menge gibt, nachsehen, da er es nicht einmahl dem Geseße in seinen Gliedern nachseht? Ereignet sichs aber, daß man ihn durch Furcht, oder Hoffnung, zur Annahme gewissenwidriger, und daher unedler Gesinnungen verleiten will: so kommt es ihm herrlich zu statten, daß er seine Sinnlichkeit zu besiegen gelernt hat. Was können ihm Andere versprechen, oder drohen, als nur Gewinn oder Verlust solcher Güter, die blos diese betreffen? Ueber den Werth der Güter dieser Art aber hat er er ein für allemahl entschieden, und so gibt er für sie unter keinen Umständen sein einzigwahres und höchstes Gut, das Bewußtsein seiner Rechtschaffenheit, hin. Die Augenblicke dieses himmlischen Bewußtseins sind es, in welchen er sich ebenfalls in seinen Ahndungen höherer Zukünfte noch mehr bestärkt. Mein Vaterland, spricht er dazu sich selbst, ist gewis im Himmel; darum, weil ich solche Hoffnung habe, will ich mich auch immer mehr reini-

reinigen, wie Er rein ist, damit, wenn er erscheinen wird, was wir sein werden, ich zu denen gehöre, an welchen dis erscheint.

Der Gläubige an Unsterblichkeit ist endlich auch unermüdetbeschäftigt, um sich her Gutes zu wirken und Segen zu stiften. Alle Ausbildung und alles Wohl eines menschlichen Wesens wird durch edle Thätigkeit vollendet; dis ist nicht nur ihm ausgemacht, sondern auch an sich ausgemacht. Man glaubt er, daß er — das menschliche Wesen — fortdaure; so mus er auch glauben, daß edles Wirken ewig die Vollendung seiner Ausbildung und seines Wohls sein werde. Wenn er auch die Art seiner künftigen höheren Wirksamkeit nicht weis, so mus er doch glauben, daß er, wenn er hier pflichtmässig, wacker und grosmüthig handelt, sich ihrer empfänglich mache und sich zu ihr bereite. Soll er denn etwa denken, daß er dort Böses thun werde? Nein, er wird auch Gutes thun, aber nur größeres Gutes; wie könnte er sich besser dazu anschicken, als wenn er hier das kleinere Gute mit höchstem Eifer thut, und so nicht nur seine Lust zum Guten, sondern auch seine Kraft zu größerem Guten, stärkt? Dann, dann wirds für ihn heißen — wer da hat, dem wird gegeben; werden, daß er die Fülle habe.

Er zeigt seine unverdroffene edle Wirksamkeit zu-
förberst in seinem bürgerlichen Berufe. Alles, was das gemeine Wesen in selbigem von ihm fordert, leistet er pünktlich, und füllt so den Platz ganz aus, welchen er einnimmt. Er hat aber auch nicht genug

hieran; sondern, wenn er mit seinen Kenntnissen auch ausser demselben nützlich werden kann, so verabsäumt er keine Gelegenheit, sie zum Besten seiner Mitbürger anzuwenden. Er zeigt seine unverdrossene edle Wirksamkeit ferner in seinem häuslichen Berufe. Da ist er das arbeitfamste Familienhaupt, der reichste Gatte, der sorgfältigste Vater, der mildeste Hausherr, und thut Alles, um die nächsten Seinen zu versorgen, zu erfreuen und glücklich zu machen. Er hat aber auch wieder nicht an den Hausgenossen selbst genug, sondern nimmt sich auch seiner Seitenverwandten an, so viel in seinen Kräften ist. Er zeigt endlich seine unerdrossene edle Wirksamkeit in seinem menschenfreundlichen Berufe. Jedem seiner Mitbürger, dem er rathen, dienen und helfen kann, rathet, hilft und dient er, es sei Freund oder Feind, Glaubensgenosse oder nicht. Ja, er ist als Menschenfreund auch Weltbürger, und macht auch unter Leidenden, sobald er ihnen behülflich werden kann, keinen vaterländischen Unterschied. Dem fremdesten Unglücklichen wird er alsdann Beschützer, Wohltäter, Tröster, wie dem Einheimischen und wie dem Nachbar.

Zu allem diesem Guten, das er wirkt, bestimmt er sich selbst und zwar blos durch den Gedanken, daß er es wirken müsse, weil er es wirken kann. Der innere Zuruf — so gebet dir die Pflicht — ist ihm genug dazu, und er bedarf keines Berufs weiter. Am wenigsten vermag einer von jenen niedrigen Beweggründen etwas auf sein Herz, die der leidige Eignuß

genuß auf vielerlei Weise, aber immer als Eigennuß, nur unter verschiedenen Gestalten an die Hand zu geben pflegt. Er will weder bezahlt sein durch Vergeltung, noch durch Lob, noch auch einmahl durch Dank. Aus gutem Herzen thut er sein Gutes, und läßet keinen Zweifel daran übrig, daß es so um ihn stehe. Schnell thut er es, und so ganz, als möglich, und dabei ist er so freudig, als wenn ihm Gutes geschähe. Auch dadurch, daß seine guten Absichten verkannt werden, läßet er sich von ihrer Ausführung nicht abhalten; auch Undank spannt seine edle Wirksamkeit nicht herab. Für das Geringste, was er für gute Handlungen aufopfern könne, hält er seine Vergnügungen. Kostet ihm seine Thätigkeit für Andere nichts weiter, als diese, so würde er sich schämen, sich durch ihren Genus davon abhalten zu lassen. Das Vergnügen, etwas Edles verrichten zu können, ist in seinen Augen das wahre menschliche Vergnügen. Aber auch andern Aufwand an Zeit und Kraft achtet er nicht, sobald er nur nützlich werden kann; denn er glaubt beide, seine Stunden sowohl, als seine Kräfte, zu allererst hierzu zu haben. Selbst Gefahren scheuet er nicht, wenn er Gutes von Belang stiften kann; und, vermag er Gutes von großem Belang zu stiften, so verschmerzt er auch wirklichen Verlust dafür, und der größte Verlust deshalb wird ihm hernach nie leid, wenn selbiger ihn auch noch so drückte. Hoch schlägt ihm dann das Herz, so oft er etwas Edles verrichtet hat; noch höher schlägt's ihm, wenn er in einsamen Stunden sein ganzes edelhätiges Leben überschauet; und

dann, dann fühlt er sich aufs höchste in seinen Ahnungen höherer Zukünfte bestärkt. Warlich, hebt er bei sich selbst an, mein Vaterland ist im Himmel; darum will ich Gutes thun, und nicht müde werden, damit mir, wenn ich in guten Werken unermüdet nach dem ewigen Leben getrachtet habe, auch unvergängliches Wesen zu Theile werde, und ich, wenn ich über Wenig getreu gewesen bin, über Viel gesetzt werden möge. — —

Es ist noch übrig, daß wir den Gläubigen an ein künftiges Leben auch in seinen Genüssen und bei seinen Verlusten betrachten. Beide kommen auch durch das Schicksal an ihn; in beiden aber zeichnet er sich durch seine Vorbereitung auf die Ewigkeit auch ebenso herrlich aus.

Seine Bedürfnisse befriedigt er, um sie zu befriedigen; ist er so gesetzt, daß er sie gefälliger befriedigen kann, so gewährt er sich auch dis. Auch Vergnügungen versagt er sich nicht; er stellt aber unter ihnen eine Auswahl an und hält sich nur an die feineren. Er glaubt, daß es dort auch wieder eine Sinnenwelt für ihn geben werde, aber — eine verklärte. Daher die Freuden genüsse, welche er sich erlaubt; daher aber auch seine Auswahl unter selbigen. Die feineren Sinnen genüsse scheinen ihm an die Genüsse jener Welt zu grenzen; wenigstens hält er sie für diejenigen, durch welche er sich hier zum dortigen Genießer einzig und allein vorbilden könne.

Die Naturgenüsse stehen bei ihm hoch angeschrieben. Sie erheitern sein Herz auf die unschuldigste Art; sie stärken ihn ganz vorzüglich in Ausübung des Guten und erwärmen ihn unmittelbar mit Religionsgefühl. Darum liebt er sie vor allen und schöpft sie oft ganz einsam. Alsdann erzählen ihm die Himmel die Ehre Gottes — alsdann geht ihm die Sonne bei ihrem Aufgange aus einer Hütte, die ihr der Herr gemacht hat, heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und wie ein Held, zu laufen den Weg — alsdann sieht er das ganze himmlische Heer darauf an, wie es durch Gottes Wort seine Ordnung hält — alsdann hört er den Herrn im Donner und im Winde — alsdann sieht er die Wolken schneller, wie die Vögel, fliegen, durch Gottes Kraft — alsdann loben seinen Gedanken nach alle Berge, und alle Hügel, und alle Bäume den Herrn — alsdann ruft er aus: wenn ich an diesem Allen schon Gefallen habe, wie viel besser mus der sein, der über solches Alles Herr ist! Der aller Schöne Meister ist, hat solches geschaffen. Dennoch sehe ich seiner Werke das Wenigste, denn viel grössere sind uns noch verborgen. Hier schon schöne und hohe Natur, dort noch höhere; an iener sich laben und erfreuen heisst sich zu dieser vorbereiten.

Mit den Naturgenüssen verbindet er die Familiengenüsse. Diese machen ihm die Ausübung seiner natürlichsten und also auch heiligsten Pflichten so süß, und haben so viel Trautes und Herzliches für ihn, daß

er recht nach ihnen schmachtet, wenn er sie eine Zeitlang nicht haben konnte. Auch bürgt ihm das Tiefeingreifende der Familienverbindungen in seine Sittlichkeit dafür, daß sie nicht bloß für diese Welt geknüpft werden. So ist ihm der liebste Menschenkreis, in dem er sein mag, der kleine Kreis der Seinen. Wenn er sie Alle, heiter und froh durch sich gemacht; um sich her erblickt — wenn sie alle mit ihm ein Herz und eine Seele sind — o wie wohl ist ihm dann, wie hat er dann auf Erden schon des Himmels Vorschmack!

An die Familiengenüsse knüpft er die Freundschaftsgenüsse. Auch dort wird Freundschaft, höhere Freundschaft, sein; darum schätzt er ihren Genus so hoch, darum sucht er aber auch nur solche Menschen, mit denen er hier schon eine Art von höherer Freundschaft pflegen kann. Seine wirkliche Anschließung geschieht nur an Weise und Gute. Mus er zuweilen in ungewählter Gesellschaft sein, so kann er es auch sein, und dann gebraucht er die eiserne Nothwendigkeit, in die ihn seine Lage versetzt, als ein Mittel, sich recht lebhaft daran zu erinnern, daß er noch auf der Erde sei. Sobald er sich aber in seiner Freiheit befindet, eilt er zu denen, mit welchen er sich über wichtige Bestände der Menschheit unterhalten, und an deren Seite er sich im Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne stärken kann. Und da, da ist ihm hoch und hehr zu Muthe. Ganz, wie in die künftige Welt versetzt, fühlt er sich schon, und es ist ihm nicht anders,

bers, als verginge schon unter ihm die Erde, und als nähme ihn der Himmel auf.

Bis sind die Weltgenüsse, welche er eigentlich sucht — Naturgenüsse, Familiengenüsse, Freundschafts- genüsse. Er nimmt auch Ehrgenüsse, Machtgenüsse, Geld- und Gutgenüsse an, aber er findet durchaus nichts weiter in ihnen, als die Kraft, der Gesellschaft durch Ehre, Macht, Geld und Gut nützlich zu werden. Insofern sie ihm diese geben, sind sie ihm willkommen; übrigens sind sie in seinen Augen der eitelste Erdentand, den es geben kann, denn so, wie er seine Augen schließt, sind sie hinter ihm. Sein Vaterland aber ist im Himmel; was er dort hin nicht mitnehmen kann, was er dort nicht widerfindet, hat keinen wahren Werth für ihn.

Nun laßet uns noch den Gläubigen an Unsterblichkeit bei seinen irdischen Verlusten betrachten! — Wir können diese Betrachtung ganz ins Kurze fassen. Muthwillig, oder auch nur leichtsinnig, bringt er sich selbst um nichts; denn er weiß, daß er mit Allem, was er hat, Gutes stiften könne. Nimmt ihm aber das Schicksal etwas, so stimmt er sich sogleich zur Gelassenheit dabei. Das ganze Wesen dieser Welt vergeht. Ob es auf einmal, oder ob es nach und nach für ihn vergehe, bis gilt gleich. Genug, sein Vaterland ist im Himmel. Ehe er in dasselbe eingeht, muß er Alles, was diese Welt für ihn hat, verlieren; so erinnert er sich bei jedem einzelnen Verluste an den künftigen Eingang ins Vaterland, und — ist still.

still. Die Stille bei einzelnen Verlusten ist das Vorbild von der allgemeinen Todesstille, die sich einst über ihn verbreiten wird. Diese wird besorgt werden ohne sein Zutun; so besorgt er jene selbst. Er sieht hier nichts als Schule für sich; so bereitet er sich durch wackeres Leiden zur Herrlichkeit vor. Geduld, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit aus Vertrauen und Ergebung an Gott sind die Stimmungen, in die er sich als ein Unsterblicher versetzt, und so erbeutet er auf Erden, wenn er auch weiter nichts erbeuten kann, den Sinn, der ihn zum Himmel geschickt macht. — — —

Dies ist die Vorbereitung auf das künftige Leben; ohne welche Niemand im Ernst behaupten kann, daß er an ein künftiges Leben glaube. Wird hierdurch auch wohl zu viel von Unsterblichen gefordert? Ist es etwa Verleumdung dieses Lebens? O weit entfernt hiervon; man könnte vielmehr sagen, daß auch der, welcher nicht an Unsterblichkeit glaubt, überall sich so benehmen müsse, wenn er ein menschliches Wesen sein will. Indessen ist doch gewis außer allem Zweifel, daß der, welcher an Unsterblichkeit glaubt, sich um so mehr so benehmen werde. Der Gläubige an jene Welt ruft sie oft im Geiste schon zu sich herab, ist schon oft im Geiste in ihr, und hierdurch stärkt er sich recht im Erkennniseifer, im Gutgesinntheiten, im rastlosen Möglichwerden, im edlen Genießen und in Segnung der Leiden dieser Welt.

Der Vorthell, welchen er auf der Stelle davon hat, ist der, daß er — ohne alle Todesfurcht ist. Er verschreckt nun nicht nur den Todesgedanken nicht, der sich ohnehin nicht immer verschrecken läßt; er nimmt ihn nicht nur nicht unwillkommen auf — er ruft ihn auch oft herbei. Der Tod ist für ihn von allen seinen Schrecken entkleidet; Uebergang ist er ihm dahin, wohin alle seine Vorbereitung geht. Er ist für ihn das Beste, was er sich denken kann. Die Stunde seiner Geburt ist ihm unschätzbar; aber ihre Unschätzbarkeit reicht bei weitem nicht an die Stunde des Todes hin. Jene führte ihn nur in ein vergängliches und unvollkommenes Leben, diese führt ihn in ein vollkommenes und ewiges Leben. Er sucht auch seine Freunde auf diese Denkart über den Tod zu stimmen, und spricht mit ihnen oft vom Wechsel der Welten, damit sie ihn einst, wenn er selbigen antreten mus, in seiner Ruhe nicht stören. Er wählt sich denjenigen unter ihnen, welchen er zum Gleichdenkendsten mit sich machen kann, zum letzten Gefährten auf der Reise ins Vaterland aus, und spricht — bleib bei mir, wenn es Abend wird, und wenn mein Tag sich neigt! Nähert sich ihm dann der Tod, so lächelt er ihm entgegen. Kommst du, spricht er, Erlöser von allem Uebel — kommst du, lieber Verkärer — kommst du? ich war längst bereit. — Dann harret er der wirklichen Stunde. — Dann schlägt die Stunde. — Er lehnt sich an den auserkornnen Freund, an den Bleiber, wenns Abend wird, und wenn der Tag sich neigt. —

„Du kommst nach, stammlet er — dir wird ein Anderer thun, was du an mir gethan hast — dort bist du, mein letzter, mein Erster wieder.“ Und nun — den Blick aller Blicke gen Himmel. — „Ach, ihr Gefilde der Ruhe, empfanget mich, empfanget mich — Vaterland, mein Vaterland, nimm mich auf!“

XXII.

Ueber das Gefällige, welches unsere
Pflichten haben.

Aus Sonnt. Quasimod.

Ueber 1 Joh. 5. V. 3.

Seine Gebote sind nicht schwer.

Ist nicht, als gäben wir uns deine Gebote selbst, Vater? Können wir sie nicht befolgen, wenn wir nur wollen? Sind wir nicht um so glücklicher, je mehr wir sie befolgen? O so lehre und bewege uns durch diese Betrachtungen zu thun nach deinen Geboten! — —

Meine Brüder, es war ganz etwas Anderes, wenn in Israel von Gottes Geboten gesprochen ward, als wenn wir Christen jetzt davon sprechen. Dort fand eine solenne göttliche Gesetzgebung Statt, welche mit den grösssten Furchterlichkeiten begleitet war. Moses war, der Erzählung nach, derjenige, welcher das Gesetz unter Donner und Erdbeben von Gott bekam, und der hernach alle Worte des Herrn und alle Rechte erst dem Volke erzählte und dann niederschrieb. Das Volk mußte sich während des ganzen schrecklichfeierlichen Vorgangs in Entfernung halten; ja, die Priester sogar durften nicht hinaufsteigen zu dem Herrn, daß er sie nicht zerschmetterte. So gewann gleich anfangs das ganze Pflichtwesen eine finstere Gestalt, und der herrschende Menscheninn ward — du sollst dich fürchten vor deinem Gott. — Die Menge der Gebote war überdis sehr gros, und der beträchtlichste Theil derselben bezog sich blos auf die äuserliche Gottesverehrung und war sehr beschwerend. Was Moses hierbei noch fehlen gelassen zu haben schien,

2te Postille 2ter Th. G ward

ward sogar durch spätere Lehrer noch ergänzt; und so nannte Petrus in Gegenwart anderer Apostel diese gesetzliche Verfassung ein Joch, das weder sie, noch ihre Väter, hätten tragen mögen. Jesus, der eigentlich dazu austrat, um dem ganzen Pflichtwesen eine gefälligere Gestalt zu geben, lies daher bald folgenden unvergesslichen Zuruf an seine Nation ergehen — „Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, und unter der Last des beschwerlichsten Gesetzes seufzet; ich will euch erquickern. Verwechset das drückende Joch eures väterlichen Gesetzes mit meiner menschlicheren Sittenlehre; so werdet ihr zur Zufriedenheit und wahren Gemüthsruhe gelangen. Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht; meine Gebote übersteigen nie die Kräfte des Menschen.“

War nun Gott, als Gesetzgeber, durch die Art der Gesetzgebung selbst schon Gegenstand der Furcht geworden, so musste er es durch den harten Dienst, welchen er durch das Gesetz forderte, noch mehr werden. Wie? was sollte man davon denken, daß Gott blos sein selbstwegen so viel und so drückende Pflichten dem Menschen auflegte, die mit seiner eigenen Natur in gar keiner Verbindung standen? Was sollte man davon denken, daß Gott für jede begangene Sünde ein Opfer forderte? Empfing dis nicht ganz das Ansehen, als wenn der Mensch alle seine Pflichten nur für Gott zu leisten habe, weil er sich für jede Pflichtübertretung erst wieder mit Gott abfinden musste? O welche eine
nider-

niedererschlagende Gestalt erhielt hierdurch die ganz Sittlichkeit!

Endlich — von den gottesdienstlichen Pflichten ist es schon bemerkt worden, daß sie in gar keine Verbindung mit der Natur des Menschen standen; in welche Verbindung mit ihr waren aber auch die übrigen Pflichten gebracht? Doch nur in Verbindung mit der sinnlichen Natur des Menschen. Alles Gute, das die Erfüllung der Pflichten stiften sollte, bestand in äußerlichen Glücksgütern: Daß der Mensch seine sittliche Natur dadurch ausbilde und veredle, und daß er dies darum thun solle, weil diese zu einer ewigen Ausbildung und Veredlung bestimmt sei, davon wird nichts gedacht.

O M. Br., wie so ganz anders ist doch bis Alles mit uns! Wie hat das ganze Pflichtwesen von der Art an, wie uns das Gesetz gegeben wird, bis auf den Zweck, wozu es uns gegeben wird, eine weit erfreulichere Gestalt angenommen! Es ist nicht nur angenehm, hierüber eine Betrachtung anzustellen, sondern es wird auch mehr, als irgend etwas, zur Stärkung unseres Eifers in Erfüllung aller unserer Pflichten gereichen. — —

Gott ist auch unser Gesetzgeber — dieser Gedanke sei uns ewig heilig! Wie gibt er uns aber das Gesetz? Bringt er es uns erst selbst vom Himmel? Bestellt er einen Dritten auf einen Berg, der es von ihm empfängt und dann an uns weiter befördert? Gibt er es uns unter Schrecken und Entsetzen? Nein, er gab es schon unserem Herzen zur Aussteuer mit, und

eben darum verehren wir ihn als unsern Gesetzgeber. Sobald wir in den Jahren der Vernunft sind, kommen wir durch uns selbst auf alle unsere Pflichten. Wir sehen ein, daß wir so, oder so, und schlechterdings nicht anders, handeln müssen, wenn wir unserer geistigen Natur gemäß handeln, und wahrhaftigvernünftige Wesen sein wollen. Solchergestalt ist's uns, als gäben wir uns Gottes Gebote selbst. Und wenn wir sie uns selbst geben, betäubt uns dabei nicht Donner über uns und Erdbeben unter uns, sondern wir befinden uns in dem ruhigen Zustande des Nachdenkens, und der sanftesten Freude darüber, daß wir durch Nachdenken das Gute gefunden haben. O wie viel Gefälliges erhalten hierdurch allein unsere Pflichten! Die Art gleich, wie wir zu ihrer Wissenschaft kommen, macht sie uns liebenswürdig.

Wollte man hiergegen einwenden, daß, wenn es so um die göttliche Gesetzgebung stehe, auch unter allen Völkern einerlei Sittengesetz, oder dasselbe Sittengesetz in gleicher Vollständigkeit und Klarheit, angetroffen werden müste, als welches doch keineswegs der Fall sei: so vergißt man, daß auf Ausbildung der Vernunft bei der Sache Alles ankomme. Da, wo diese bis zu dem dazu gehörigen Grade gestiegen ist, treffen wir auch gewis immer dasselbe Sittengesetz wieder an. Findet sich denn aber dieser Grad von Vernunftausbildung bei allen Völkern? Gott, wie tief liegt noch der größte Theil der Menschheit in einer Art von Thierheit und bekümmert sich wenig, oder gar nicht, um seine geistige Natur!

tur! War das israelitische Volk, als Moses sich an seine Spitze stellte, etwa um wenig besser, so mußte eine solche Gesetzgebung, wie die auf Sinai, für dasselbe veranstaltet werden. Dennoch suchte auch er schon sein Volk darauf aufmerksam zu machen, daß das Wort, oder das Sittengesetz, welches es empfangen habe, ihm nahe sei in seinem Herzen. Wie kann man aber von ganz rohen und wilden Völkern den Schluß dagegen machen, daß das Gesetz in jedes menschliche Herz geschrieben sei? Sie tragen die Schrift so gut in sich, wie wir; der Jammer ist der, daß sie nicht lesen können.

Wohl uns, daß wir ein besseres Schicksal haben! So wollen wir uns aber auch die Ehre nicht rauben lassen, daß wir keiner Gesetzgebung von außen, keiner weiteren Gesetzgebung, als der ursprünglichen, die der Urheber unserer Natur ein für allemahl veranstaltet hat, bedürfen. Gibt es auch unter uns nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Menschenhaufen, denen das Gesetz erst noch von außen gegeben werden muß: so ist dis zwar traurig genug, es beweiset aber doch auch weiter nichts, als daß es äußerst nöthig sei, auch unter uns die Vernunftausbildung und die Aufklärung noch eifriger zu befördern, und daß Jeder der ärgsten Menschenfeinde Einer sei, der dis zu verhindern sucht. Von welcher Art von Gesetzgebung kann man denn wohl wahrhaftigstlichgute Menschen erwarten? Von so einer, wie die auf Sinai, etwa? Man lese doch nur die Geschichte

des israelitischen Volks — gewis, eine der traurigsten Sittengeschichten! Nicht einmahl dem Gesetzgeber blieben sie treu, vielweniger seinen Gesetzen. Die Gesetzgebung war kaum vollendet, und Moses hielt sich nur etwas lange auf dem Berge auf, so vergassen sie schon des Donners, des Erdbebens und der Stimme des Herrn, und — beteten ein goldenes Kalb an. Möchte man sich doch hierdurch überzeugen, daß alle Gesetzgebungen von aussen nicht hinreichen, den Menschen wahrhaftigsittlichgut zu machen, sondern daß sie, wenn sie bis werden sollen, das Gesetz aus sich selbst nehmen müssen, und daß sie, um bis thun zu können, erst am Verstande gehörig ausgebildet und aufgeklärt werden müssen. Nur derjenige, welcher seine Pflichten sich selbst auflegt, erfüllt sie gewis; wenn sie aufgelegt werden, der entzieht sich ihnen, sobald er es ungestraft kann. Der Grad von Vernunftausbildung aber, welcher zur Selbstgesetzgebung erfordert wird, besteht darin, daß ein Mensch die Verhältnisse richtig einsehen lerne, in welchen er mit sich selbst, mit andern Menschen und mit der ganzen Sinnenwelt auffer sich steht. Dann wird ihn bei der Gelegenheit jene innere Stimme auffordern, diesen Verhältnissen gemäs zu handeln; und wenn er dann dieser nicht gehorcht, so mögen tausend Stimmen von aussen für ihn erschallen, er gehorcht ihnen nicht, oder — gehorcht ihnen blos zum Schein.

Seine Gebote sind nicht schwer. — Ach hier, hier, M. Br., wird das Gefällige an un-

fern

fern Pflichten noch grösser. Wir haben mit keinem äusserlichen Gottesdienste zu thun, dessen strenge Beobachtung für Israel so drückend war. Wir verehren Gott im Geiste und in der Wahrheit; wir wissen von keiner andern Gottesverehrung, als von auszuübender Rechtschaffenheit in allen Lagen des Lebens, und von allgemeinem Thun des Guten. So fällt das, was eigentlich nur schwer und drückend war, für uns weg; unsere Pflichten aber, die uns unser eigenes Herz lehrt, sind nicht schwer.

Unstreitig hat die Behauptung dieses Satzes noch grösseren Widerspruch zu befürchten, als jene, daß uns das Gesetz durch uns selbst gegeben sei. „Wenn die Gebote nicht schwer wären, wüßts heissen, warum würden sie denn so oft nicht gehalten?“ Sie sind an sich nicht schwer — diese Antwort faßt in der That Alles in sich, was erwiedert werden mus; lasset uns bis nun aber mehr aus einander setzen.

Wir wollen ein Paar Söhne denken; der eine ist seinen Eltern gehorsam, der andere nicht. Wenn der letztere beweisen soll, daß kindlicher Gehorsam schwer sei, so beweiset der Erstere, daß kindlicher Gehorsam leicht sei. — Wir wollen ein Paar Männer denken; der eine zerarbeitet sich fast, der andere fliehet die Arbeit, wie die Pest. Soll dieser ein Zeugnis dafür sein, daß Arbeitseifer schwer sei, so ist jener ein Zeugnis dafür, daß Arbeitseifer leicht sei. — Wir wollen ein Paar Leidende denken; der eine ist die unzuermüdende Geduld selbst, der andere tobt und raset ohne Aufhören. Ach, wie schwer mus die Leidens-

stille sein, heisst, wenn man den Lober hört; man sehe aber den ergebenen Dulder, so wird man ebenso schliessen müssen, daß sie nicht schwer sei. Was folgt also aus der Vergleichung so ganz entgegengesetzter Beispiele? Dis doch wenigstens, daß man sich ebenso an Erfüllung seiner Pflichten gewöhnen könne, wie an Uebertretung derselben. Ist aber dis, so müssen die Pflichten an sich nicht schwer sein, sondern die Ursache davon, daß sie schwer werden, mus in denen liegen, welchen sie es werden.

Wir können noch weiter gehen. Nehmet z. E. den Fall, daß wir eine Aussage thun sollen; was ist da an sich leichter — daß wir die Wahrheit sagen, oder daß wir lügen? Wenn wir die Wahrheit sagen, sind wir gleich fertig, und brauchen blos zu sagen, was wir wissen; ehe wir aber lügen, müssen wir erst auf eine Lüge sinnen. Nehmet den Fall, daß wir einen Handel mit Andern abschliessen; was ist da an sich leichter — Ehrlichkeit, oder Betrug? Bei iener dürfen wir nur den geraden Gang gehen, wie ihn die Sache mit sich bringt; bei diesem müssen wir einen Winkelzug nach dem andern machen, und immer auf unserer Hut sein, daß wir nicht ertappt werden. Nehmet den Fall, daß uns Jemand beleidigt; was ist da an sich leichter — Grosmuth ausüben, oder Rache nehmen? Ueben wir Grosmuth aus, so haben wir gar nichts weiter zu thun, als daß wir thun, wie wenn nichts vorgefallen wäre; entschliessen wir uns aber zur Rache, so macht uns dis viel Mühe und Anstrengung. Hieraus würde also gar folgen, daß die

Erfül-

Erfüllung der Pflicht an sich noch leichter sei, als die Uebertretung der Pflicht.

Doch — die Sache ist diese: dem guten und unverdorbenen Menschen sind Gottes Gebote nicht schwer, dem aber, welchen ungestüme Leidenschaften in der Gewalt haben, sind sie es, weil sie diesen gerade entgegen sind. Sobald ein Solcher alsdann über die Erfüllung einer Pflicht eine Bestridigung seiner Begierden aufgeben soll, so fällt ihm die Pflicht zu hart; er übertritt diese, oder entzieht sich ihr doch. Die gröbere Sinnlichkeit hat einmahl Ueberhand in ihm genommen; so findet er Alles, wobei er dieser Einhalt thun soll, beschwerlich, drückend, unerträglich. O wie unendlichwichtig ist es daher doch, daß wir uns dem Joche der Leidenschaften entziehen! Wie glücklich der, welcher durch eine gute Erziehung frühzeitig zur Aufsicht über sein eigenes Herz angeführt ward, sich an diese gewöhnte und sie nun unaufhörlich fortsetzt! Er, er wird Lust haben an Gottes Geboten und sie werden ihm lieb sein; und wenn ihm seine Sinnlichkeit diese oder iene Pflicht erschweren will, so wird er doch muthig an ihre Erfüllung gehen und sie durch den Beifall seines Gewissens bald wieder erleichtert finden. Ja, wenn er auch im Kampfe mit der Sinnlichkeit zuweilen unterläge, so wird ihn dis für die Folge nur noch siegfertiger machen.

Vielen werden ihre Pflichten auch blos dadurch schwer, daß sie sie für schwer halten. Dis sind die verweichlichten Menschen, welche jede Anstrengung ihrer Kräfte und jede Verrückung ihrer Ruhe scheuen.

Sie thun es damit ab, daß sie den Tugendhaften von erster Größe ihren Beifall schenken und sie bewundern; kommt aber die Reihe an sie selbst, daß sie aus ihrem äußerlichen Gleichgewichte treten und thätig werden sollen, so übersteigt das Gute, das sie thun sollen, ihre Kräfte, und sie fühlen sich zu schwach dazu. Wenn sie doch wenigstens einen Versuch damit machten; aber auch hierzu vermögen sie sich nicht zu entschliessen. Ist Verdruß mit einer Pflichterfüllung verknüpft, was könnte sie vollends bewegen, selbige zu leisten? Sind gar Gefahren dabei — o wehe denen, für welche sie die Pflicht auf sich haben! Jede mögliche Gefahr sehen sie für schon eingetreten an; jede kleine Gefahr wird in ihren Augen zur größten. Mehrentheils findet man dergleichen Seelenschwäche bei Personen, die von Kindheit an Alles vollauf hatten, sich um nichts bemühen durften und von ihren Eltern verzärtelt wurden. Wär's auch wohl ein Wunder, wenn so verzoogene Menschen gar auf den Glauben gekommen wären, daß alle Menschen Pflichten gegen sie, sie selbst aber gegen keinen andern Menschen die geringste Pflicht, hätten? Daß sie irgend einer Pflicht wegen etwas Außerordentliches thun, oder gar leiden sollen, muthe man ihnen wenigstens nicht zu; denn ieder nicht ganz behagliche Zustand, jede nur einigermaßen unangenehme Empfindung ist einmahl für sie eine Art von Folter. Darum, Eltern in höheren Ständen und in Tagen des Ueberflusses, macht es euch zur Regel, eure Kinder zum Gebrauche ihrer Kräfte zu gewöhnen; lasset sie, sobald sie sich selbst bedienen können,

nicht

nicht zu ſehr von andern bedient werden; räumt ihnen, wenn ſie etwas vorhaben, nicht alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten aus dem Wege, ſchüſet ſie nicht zu ängſtlich vor ieder auch auf den Fall ihres wirklichen Eintritts nur unbedeutenden Gefar; ihr machet ſie ſonſt zu den trägſten, herz- und muthloſeſten Geſchöpfen, denen in der Folge jedes Gebot Gottes, auch die leichteſte Pflicht, ſchwer wird.

Seltſam genug endlich auch, daß Menſchen ſogar ihre Pflichten ſich oft ſelbſt erſchweren. Man weiſt es aber ſchon aus dem bürgerlichen Leben, daß es ſogenannte zu umſtändliche Leute gebe, welche vor Zubereitungen zu ihren Geſchäften zu dieſen Geſchäften ſelbſt kaum kommen können, und mit denen gemeinſchaftlich zu arbeiten höchſt langweilig und widrig iſt. Dieſe Leute ſind bei Pflichterfüllungen ebenſo umſtändlich. Statt auf der Stelle, wo ſich ihnen die Gelegenheit dazu darbietet, ſtehen zu bleiben und gleich zu handeln, wie ſie doch könnten, gehen ſie erſt eine Strecke rückwärts, um von weitem dazu Anſtalten zu machen, deren es gar nicht bedarf. Ein Glück noch, wenn ſie dadurch nicht ſo viel Aufwand an Zeit und Kraft machen, daß ſie am Ende mit der Handlung ſelbſt zu ſpät kommen, oder doch zu ſchwach zu ihr ſind; ganz unnöthiger Weiſe aber haben ſie ſich dieſe doch ſauer gemacht. Ebenſo haben es auch Viele in der Art, daß ſie das, was ſie thun wollen, erſt ziehen Andern mittheilen. Man weiſt, wie hierdurch oft ſogar die gleichgültigſten Geſchäfte verunglücken. Wer es nun, wenn er etwas Gutes thun will,

will, auch so macht, der müßte erst die Welt umschaffen, wenn er sich nicht selbst dadurch Schwierigkeiten schaffen sollte. Unter den Vielen, die er zu Vertrauten seines Vorhabens macht, wird sich doch wohl Einer finden, dem sein Vorhaben aus irgend einem Grunde nicht willkommen ist? Dieser wird ihn also daran zu behindern suchen; und, wenn ihm nun dieser Behinderer alle Hände voll zu thun gibt, so sage er nicht, daß das Gebot, welches ihm das Gute befiehlt, schwer sei — er selbst hat sich erschwert. Daß Alles seine Zeit habe, hat Salomo längst gesagt; wir setzen getrost hinzu — auch seinen Ort. Mit unsern Pflichterfüllungen verhält sich ebenso, und zwar mit unsern wichtigsten Pflichterfüllungen am meisten so. Wenn im Augenblick und auf der Stelle gehandelt werden muß, dann gilt freilich jede Zeit und ieder Ort gleich. Wenn dis aber nicht schlechterdings nothwendig ist, warum wollen wir nicht die bessere Zeit, den besseren Ort, dazu wählen? Wie mancher hätte seine wackere That ohne allen Widerstand verrichtet, wenn er sie nur um einen Tag verschoben hätte! So aber ward sie ihm blutsauer gemacht. Und wie Viele, denen man guten Rath, Ermahnung und Warnung erteilte, würden sich nicht so ungeberdig dabei gestellt haben, wenn man mit ihnen aus der Gesellschaft auch nur in ein Nebenzimmer gegangen wäre! Seine Gebote sind nicht schwer; man muß nur aber nicht blos gut, sondern auch klug, bei ihrer Erfüllung zu Werke gehen. Wenn nun Jemand, der eine wahrhaftigedle That verricht.

richten will, gar vorher Dinge begehrt, welche ihm diese schier unmöglich machen — was soll man zu seinen Klagen hernach sagen? Konnte es anders kommen, als so? Musste es nicht so kommen? M. Br., es hat sogar Märtyrer gegeben, welche ihrem Tode dadurch den Segen benahmen, daß sie unüberlegt sprachen, schrieben, thaten; hätten sie mehr mit Ueberlegung gesprochen, geschrieben, gethan, sie hätten am Leben bleiben und dreimal mehr Segen stiften können.

Gott gibt uns seine Gebote durch uns selbst — seine Gebote sind nicht schwer — und — je mehr wir sie befolgen, desto glücklicher sind wir. Wenn auch des letztere ist, so ist ja wohl zu dem Gefälligen, das unsere Pflichten haben, nichts weiter hinzuzusetzen?

Hülf Himmel, wie steht es doch auf dieser Seite um uns, so ganz und gar anders, als es um Israel stand! Was hatte nun der arme Jude davon, wenn er seinen Nacken unter das schwere gottesdienstliche Joch beugte, und in allen Sagen des Herrn untadelich einherging? Der Herr ward ihm hold. Was ist das aber für ein Herr, der seine Huld so theuer verkauft? Und was ist das für eine Huld, die nicht weiter reicht, als Gottes Huld in Israel? O Christen, o Menschen unserer erleuchteten Lage, sühet doch hier ganz eure Vorzüge, und liebet um so mehr eure Pflichten über Alles!

Wo haben wir auch nur irgend eine Pflicht, die uns nicht selbst beglückt? Wir können mit Recht sagen —
 Herr,

Herr, deine Rechte sind lieblich — das ist mein Schatz, daß ich deine Befehle halte — dein Gesetz ist mir lieber, als viel tausend Stück Gold und Silber — ich freue mich über dein Wort, wie Einer, der eine große Beute kriegt — großen Frieden haben die, die dein Gesetz halten. Alle jene heiligen Aeußerlichkeiten, wovon Nutzen weder für Gott, noch für Menschen, einzusehen war, haben ein Ende. Wir wissen von gar keinen Pflichten gegen Gott; diejenigen Seelenstimmungen, welche wir allensals so nennen, als Gehorsam, Liebe und Vertrauen gegen Gott, u. s. w. sind ja wahre Wohlthaten für uns selbst. Allen den dürftigen Nutzen, welchen übrigens die Israeliten von ihren Pflichterfüllungen hatten, und der sich blos auf die Erde und auf ihre Genüsse erstreckte, haben wir auch. Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit, Treue und Versöhnlichkeit lohnen uns immer noch, wie sie, und es bleibt ewigwahr, daß Tugend auch der sicherste Weg zu allem möglichen äußerlichen Wohlstande, vom langen Leben an bis zum Reichthum, sei. Aber — was ist doch das Judenthum gegen das Glück, das wir von Erfüllung unserer Pflichten haben!

Grossen Frieden haben die, die dein Gesetz halten — hatte der Israelit, der so sprach, den rechten Gedanken hierbei, so — wohl ihm! Wir haben es, wenn von Haltung des Gesetzes die Rede ist, mit jenem Frieden und mit jener Freude in dem heiligen Geiste zu thun. Da unser Herz sich das Gesetz selbst gibt, so hat es auch nur

Zu-

Zufriedenheit mit sich selbst, wenn es das Gesetz hält. Ach — und diese Selbstzufriedenheit, wie viel ist sie werth, und was ist im Stande, sie zu ersetzen, wenn sie fehlt? Ist es denn auch wohl möglich, M. Br., daß wir, wenn wir, als vernünftige Wesen, einsehen, daß wir so, oder so, handeln müssen, anders ruhig sein können, als wenn wir wirklich so handeln? Mus nicht dieselbe Vernunft uns, die erst unsere Gebieterin ward, hernach unsere Richterinnen werden? Berufet euch nicht auf Tausende und auf Millionen, an denen sie ihr Richteramt nicht verwaltete. Es scheint euch nur so, als wenn sie es nicht verwaltete. Freilich, wo sie nicht gebietet, da kann sie auch nicht richten; hat sie aber einmahl geboten, so richtet sie auch gewis. Es läuft am Ende nur Alles darauf hinaus, daß der Mensch, der sie als Gebieterin hörte, sich auf eine Zeitlang ihr ungehorsam zeigen kann, wenn sie ihn vor ihren Richterstuhl fordert. Dis geschieht durch Zerstreung, durch Entfernung und Weglaufen von sich selbst; aber — hält dis auf immer vor? Wie viel Fälle im menschlichen Leben gibt es, die den ärgsten Wegläufer von sich selbst zurückbringen! Und, wenn er allen andern entginge, irgendwo erwartet ihn sein Kranken- und Sterbebette gewis. Da, da — ach Gott, welche Auftritte! welche Zittern und Entsetzen erregende Handhabungen der richtenden Vernunft, oder des Gewissens! Es sind doch nur traurige Fristen, welche sich der Pflichtübertreter, der Sünder, als Schuldner, verschafft; zuletzt mus er doch bezahlen und kommt um Haus

Haus und Hof. Wie selig der, welcher nicht nur, wenn er am Ende seiner Tage, vor dem unwandelbaren Richterstuhl erscheinen mus, losgesprochen wird, sondern der sich auch an jedem Abend ungefordert vor diesen Richterstuhl stellt, und mit Freuden stellt! Segnet ihn dann seine Pflichttreue auch äußerlich, so wird ihm diese Art von Segen erst dadurch angenehm, daß er ihrer würdig ist. Berweigert ihm aber der Gang der Dinge, der seintwegen nicht abgeändert wird, irdisches Glück, so trägt er das Gut aller Güter in sich selbst; das ist sein Schatz, daß er Gottes Befehle hält. Ja, und wenn er für seine Pflichten auch leiden müste, so fühlt er sich dadurch nur noch sittlichgrößer und wird also durch dieses Gefühl auch zufriedener mit sich selbst.

Herr, ich warte auf dein Heil; denn ich thue nach deinen Geboten — dachte iener fromme Israelit auch hier an Mehr, als blos an Rettung aus äußerlichen Drangsalen, so ebenfalls wohl ihm schon! Wir haben es, wenn vom Thun nach Gottes Geboten die Rede ist, mit jenem Heile Gottes zu thun, das unsern Geist erquickt; mit iener Stimme vom Himmel, die nicht aus den Wolken, sondern aus unserem eigenen Busen, für uns ertönt — du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Der uns die Gebote gab, ist die Heiligkeit selbst; daß auch wir heilig würden, dazu gab er uns die Gebote. Wie könnten wir auf einem andern Wege seinen Beifall erhalten, als, daß wir nun nach seinen Geboten thun? Wie könnten wir aber
auch

auch wohl an seinem Beifalle zweifeln, wenn wir nach seinen Geboten thun? Wer nun ein wahrer Gläubiger an Gott ist, dem geht auch der Gedanke über Alles, aus Gott geboren zu sein, unter die Kinder Gottes, unter die Geliebten und Auserwählten Gottes zu gehören. Von Gott sich geschätzt wissen — wie schwindet hiergegen alle Ehre bei Menschen gleich einem Rauche! Von Gott sich geschätzt wissen — welch einen Sieg bereitet dis dem Rechtschaffenen über die Welt, wenn sie ihn verkennet, herabsetzt, verleumdet, zum Spott der Leute macht oder gar auf die Seite wirft! Je mehr wir nun Gottes Gebote halten, desto mehr wird uns dieser göttliche Beifall, wie iene Selbstzufriedenheit, zu Theile; ewige Wahrheit also — je treuer wir unsere Pflichten erfüllen, desto glücklicher sind wir!

Die Erfüllung unserer Pflichten ist dasselbe für unsere sittliche Natur, was die irdischen Genüsse für unsere sinnliche Natur sind. In dieser grossen Hinsicht sprach auch Jesus — meine Speise ist die, daß ich thue den Willen dessen, der mich gesandt hat. Um solche Speise sich wohl zu bekümmern, rieth er Jedem an, und brauchte den grossen Beweggrund dazu, daß diese nicht vergänglich sei, sondern in das ewige Leben hin bleibe. Und hier, M. Br., ist's dann, wo das Gefällige an unsern Pflichten den höchsten Grad ersteigt. Durch Gutesethun und durch stete Uebung im Guten bilden wir unser eigentliches menschliches Wesen aus, und dieses unser eigentliches menschliches Wesen ist zu einer ewigen Aus-

bildung bestimmt. Ach, wie dehnt sich hierbei die
 Brust des Tugendhaften aus — wie freudig schlägt
 ihm das Herz in ihr! Wären Tugend und Rechtschaf-
 fenheit auch schon das schönste Eigenthum, wenn man
 es auch nur auf ein kleines Jahrhundert besäße, welch
 einen unendlicherhabenen Reiz bekommen sie nun,
 wenn sie trotz aller Zerstörungen, welche der Tod in der
 Sinnenwelt für uns anrichtet, dem, der sie einmahl
 hat und besitzt, ein dauerndes, ein ewigdauerndes und
 noch ewiggrößerwerdendes Eigenthum bleiben! Wie,
 und es kann Menschen geben, denen ihre Pflichten zur
 Last sind, und die den ganzen Inbegrif derselben, wie
 ein drückendes Sklavenjoch, gern von sich werfen
 möchten? Menschen, die bei ieder Gelegenheit sich
 ihren Pflichten entziehen, und die auf den ersten sinn-
 lichen Gewinn, der ihnen dabei zuwinkt, sie rasch
 übertreten? Pflichten sind ja solchergestalt das Be-
 ste, was wir haben; so müssen sie auch unser Lieb sein
 im Hause unserer Wallfahrt, und wir müssen Gott lo-
 ben des Tages siebenmahl um der Rechte seiner Gerech-
 tigkeit willen. Je treuer und unablässiger wir sie
 nun erfüllen, desto höher steigen wir unserer grossen
 Bestimmung entgegen. Und, wenn dann hier schon
 Selbstzufriedenheit und göttlicher Beifall dafür unser
 schönes Theil waren, wie werden uns einst Beide bei
 noch immer höher steigender sittlichen Güte noch un-
 endlich mehr beseligen! — —

O so stimmt Alle in den Ton eines edlen Israelti-
 ten ein — Herr, ich will dein Gesetz hal-
 ten allewege, immer und ewiglich! In
 der

der That, nichts kann uns in diesem Vorsatze mehr bestärken, als wenn wir fleißig solche Betrachtungen anstellen, wie die heutige. Es wird leider dadurch bei dem christlich-sittlichen Ununterrichte noch häufig und gar sehr gefehlt, daß man dabei eine rauhe und fast noch ganz israelitische Sprache führt. Von Sinai herab wird das Gesetz noch immer geholt; wenn auch der ceremoniöse Theil desselben durch Christum für aufgehoben erklärt wird, so fehlt es doch nicht an verchristlichten Cerimonieen, die nicht die geringste Verbindung mit der sittlichen Natur des Menschen haben, und die doch so wichtig gemacht werden, daß Viele die ganze Sache der Religion mit ihnen abthun, und durch strenge Beobachtung derselben die Nichterfüllung ihrer wahren Pflichten zu ersetzen suchen. Man schildert die menschliche Natur so verderbt und zum Guten so schwach, daß ieder das Haltenkönnen der Gebote gleich von selbst aufgeben möchte; man stellt die äußerlichen Versuchungen zur Uebertretung derselben so vor, daß sie unüberwindlich scheinen; man läßt das Gesetz erst durch der Engel Geschäfte gekommen sein, und es dann durch den Teufel gleichsam wieder weggenommen werden. So erschwert man den Menschen die Tugend selbst, und läßt sie das sanfte Joch Jesu drückend finden, und die leichte Last Jesu so unerträglich, daß sie sie lieber gar nicht auf sich nehmen mögen. Dabei redet man obendrein noch unendlichviel von Kreuz und Trübsal des Christen, schlägt durch falschangeführte biblische Stellen in Menge den Muth der Menschen nieder, und richtet ihn nicht dadurch wider auf, daß man An-

leitung darüber gäbe, wie der Tugendhafte sein wahres Glück in sich selbst finde, das, wenn er auch ja für seine Pflichten leiden müste, dadurch nur immer höher steige. Man spricht endlich auch noch häufig von einem fremden Verdienste, das Jeder sich nur zu eignen dürfe; statt, daß man die eigene sittliche Ausbildung als die Hauptsache des Lebens und als Sache eines ewigen Lebens hinstellen sollte.

Die Tugend empfangen ein freudigeres Ansehen! Dies kann aber nur dann geschehen, wenn jene drei Sätze die Hauptartikel der christlichen Sittenlehre werden — Gott gibt uns das Gesetz durch uns selbst — Gottes Gebote sind nicht schwer — und je mehr wir unsere Pflichten, desto glücklicher werden wir. Klingt diese Gesetze nicht gleich wahr? Ist nicht, als wenn unser Herz selbst uns zuriefe — ja, sie müssen wahr sein —? Doch, wir haben uns heute auch durch Nachdenken von ihrer Wahrheit überzeugt. Wer sie aber in der That auch nur als blosses Lehrwort annähme, dem würde sie seine eigene Erfahrung bewahrheiten. Lehret uns nicht in jedem eintretenden Pflichtfalle unser Herz selbst unsere Pflicht und sagt uns, wie wir handeln sollen? Wer da klagt, daß bis bei ihm nicht der Fall sei, der schäme sich seines schlafenden Gewissens; er höre auf, sich zu zerstreuen, damit sein Gewissen erwache; er denke über jede sittliche Lage, in die er kommt, nach, und frage sich, wie er in ihr handeln müsse. Jeder Tag, jede Stunde wird ihn davon überzeugen, daß er die Gebote aus sich

sich selbst am richtigsten finden möge. Können wir denn aber diese Gebote nicht auch halten, sobald wir nur wollen? Das ist ja an sich wohl gleich unmöglich zu glauben, daß uns Gebote gegeben wären, ja, daß uns Gebote durch uns selbst gegeben würden, die wir ganz und gar nicht sollten halten können? Sind wir denn nicht auch frei, so, daß wir das Gute wenigstens ebenso wählen können, wie das Böse? Dringt uns nicht unsere Vernunft zur Wahl des Guten? O so wolle man doch nur ernstlich die Pflicht; man wird sehen, daß man sie auch leisten könne. Durch öftere Übung wird sie von Zeit zu Zeit noch leichter werden, und man wird sie immer besser erfüllen lernen. Auch hiervon wird uns ieder Tag, jede Stunde überzeugen. Werden wir dann aber etwa durch die Erfüllung unserer Pflichten nicht wirklich glücklich? Folgt nicht ieder wackeren Handlung das freudige Selbstbewußtsein auf den Fus nach? Denken wir ie traulicher und mehr zu unserer Erquickung an Gott als in solchen Augenblicken, wo wir dergleichen vollbrachten? So kann uns ja in der That ieder Tag und jede Stunde auch davon überzeugen, daß wir um so glücklicher werden, je mehr wir unsere Pflichten erfüllen.

Nichts erschütterte also wieder unsern Glauben an jene drei grossen Wahrheiten, für die alle Zeugnisse im Himmel und auf Erden zeugen! Dann, dann, wenn unsere Pflichten uns in einem so gefälligen Lichte sich zeigen, werden wir sie gewis immer mehr erfüllen. Besonders schwebt uns unsere Bestimmung zur sittlichen Ausbildung, die unvergänglich

118 XXII. Ueber das Gefällige, welches unsere zc.
und ewig ist, stets vor Augen! Durch jede Pflichterfüllung bekommen wir höheren moralischen Werth; durch jede Pflichterfüllung legen wir einen Stein mehr zu dem Grunde, auf welchen einst das Gebäude unserer himmlischen Herrlichkeit aufgeführt werden wird. O Gott, wie schön ist's doch also, deine Gebote zu halten! Welch eine Seligkeit ist's schon an sich, und welche Seligkeit bereitet es erst noch, seine Pflichten zu erfüllen! So sei der Tugend unser ganzes Herz gewidmet, und nichts bewege uns zur Untreue gegen sie — weder Gewinn, noch Verlust, weder Hoffnung, noch Furcht, weder Leben, noch Tod, weder Engel, noch Fürst!

XXIII.

**Ueber das Heimstellen des Unrechts
an Gott.**

Am Sonnt. Miseric. Dom.

Ueber 1 Petr. 2, V. 23.

Er stellte es aber dem heim, der da recht richtet:

Meine Brüder. Als Petrus Jesu nachgerühmt hatte, daß er weder Scheltworte mit Scheltworten, noch sogar Mishandlungen mit Drohungen, erwidert habe, setzte er hinzu — er stellte es aber dem Heim, der da recht richtet. Man mus hier in der That Alles genau erwägen, um dem Misverstande und dem Mißbrauche dieses schönen Ausspruchs nicht Platz zu lassen.

Vor allen Dingen müssen wir wohl bemerken, daß die Rede von Unrecht sei, das Jesu selbst widerfahren sein soll. Wenn Jesus sah, daß Andern Unrecht geschah, so stellte er es nicht blos Gott anheim, der da recht richtet, sondern richtete selbst, und selbst recht. Denket hier daran, wie er die Kinder, die man von ihm abhalten wollte, in Schuß nahm; denket daran, wie er den Blinden am Wege und seine Eltern vertheidigte, deren Einer wenigstens gesündigt haben sollte; denket daran, wie er den Judas über die Vorwürfe beschämte, welche er der Marie ihres Aufwands für ihn wegen machte; denket daran, wie er seine Jünger erst darüber, daß sie nicht fasteten, und daß sie Aehren am Sabbat ausrupften, rechtfertigte, und wie er sie dann durch den Nachspruch der Menschlichkeit — suchet ihr mich, so lasset diese gehen — von seinen Banden befreite. Er erwiderte also Schelt-

worte nicht, die ihm selbst gegeben wurden; er drohete nicht, da er selbst litte.

Auf gleiche Weise müssen wir wohl erwägen, daß Petrus sagt — Jesus habe keine Sünde gethan, und nicht einmahl ein unwahres Wort sei in seinem Munde erfunden worden. Durch die Scheltworte also, die man ihm gab, und die er nicht erwiederte, durch die Leiden und Schmerzen, welche man ihm machte, und in denen ihm keine Drohung entfuhr, geschah ihm also wirkliches Unrecht. Er hatte die Scheltworte nicht verdient; noch weniger die Leiden und Qualen.

Ferner müssen wir nicht vergessen, daß hier nicht nützliche Selbsthülfe, sondern nur unnütze Selbsttrache, in Betracht komme. Wie wird ein vernünftiger Mann sich dazu hergeben, Scheltworte überhaupt mit Scheltworten zu erwidern? Dis könnte doch zu weiter nichts dienen, als zu beweisen, er könne so arg schimpfen, wie Andere; daß er aber ihren Ungrund anzeige, so lange dis noch von Nutzen für ihn sein kann, erlaubt ihm nicht nur Jeder, sondern macht es ihm auch oft sogar zur Pflicht. Und so litte Jesus es auch nicht, als man ihn einen Besessenen schalt, da er noch sein Lehramt betrieb; am Kreuze aber lies er sich Alles sagen. Auf gleiche Weise wird auch kein vernünftiger Mann Drohungen ausstossen, wenn er einmahl unrettbar unschuldig leidet; er kann ja ihre Erfüllung nicht mehr bewirken. Sollte er sich aber darum nicht zu retten suchen, so lange er sich retten kann? That dis Jesus nicht auch? Drä uete er nicht wirklich, so lange er noch auf freiem Fusse war?

Und —

Und — wie benahm er sich, als er im Gerichte selbst von einem Gerichtsdienere zur ewigen und unauslöschlichen Schande der hohenpriesterlichen Justiz eine Ohrfeige bekam? Nahm er sie ohne Widerrede hin? „Habe ich unrecht geredet, so beweise es; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ Dies ist ein herrlicher Text zu einer Predigt nicht für Gerichtsdienere, — denn solche abscheuliche Ungezogenheiten dürfen sich dann diese doch nicht mehr in unsern Staaten erlauben — wohl aber für Richter selbst, wenn sie durch ihre eigene Grobheit auf dem Richterstuhle selbst die Grobheit des Dieners des Hannas reichlich ersehen. Jesus dachte also an Selbsthülfe, so lange sie ihm noch nützlich sein konnte; am Kreuze aber wäre Alles, was von seiner Seite hätte geschehen können, nichts, als unnütze Selbstrache gewesen.

Ebenso müssen wir auch bedenken, daß Jesus für Wahrheit und Tugend und zum allgemeinen Besten die Scheltworte und die Leiden ohne die geringste Widerrede ertrug. Da, da konnte er wohl Gott heimstellen; die Sache, für die er gescholten ward, und für die er litte, war Gottes Sache. Dieser konnten weder die Scheltworte, noch die Leiden, schaden; vielmehr mußten sie, und sein edles Benehmen dabei, der göttlichen Sache in den Augen aller Vernünftigen aufhelfen.

Endlich — so ist's auch nicht genug, daß Petrus sagt, Jesus habe es Gott heimgestellt, der da recht richtet; man muß den Petrus auch fragen,
was

was er damit gemeint habe. Er selbst sagt uns aber nichts, gar nichts darüber, worin die Heimstellen an Gott bestanden. Er mus also das darunter verstanden haben, was uns die evangelische Geschichte selbst erzählt. Da lesen wir dann nun z. E. folgendes — „wenn das geschieht am grünen Holze, was will am Dürren werden?“ Die herrliche Einleitung aber — ihr Töchter Jerusalems, beweinet nicht mich, sondern euch und eure Kinder -- gibt deutlich genug zu erkennen, daß hier kein drohender, sondern ein tiefgerührtweissagender Ton herrsche. Eine andere Aeußerung Jesu vollends — ach wie himmlisch ist sie! „Vater, vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.“ So spricht kein Begleitiger, der darum, weil er sich selbst zur Rache zu schwach fühlte, den Allmächtigen zur Rache auffordert. Nimmermehr kann also den Worten des Petrus — er stellte es dem heim, der da recht richtet — der Sinn untergelegt werden, daß Jesus im Herzen die strafende Gerechtigkeit Gottes aufgefordert habe, an seinen Feinden, Verfolgern und Mördern ein Beispiel hinzustellen, das der Welt zum ewigen Schreckensschauspiele dienen möchte. — —

Diese Beobachtungen mussten vorausgeschickt werden, um uns zu den folgenden den Weg zu bahnen. Es wird nehmlich viel Mißverständnis und viel Mißbrauch damit getrieben, daß Jesus es Gott heimgestellt habe, der da recht richtet; Beidem mus um so mehr entgegen gearbeitet werden, weil Petrus, der ihm
 dis

bis nachsagt, zugleich sagt, daß er dabei unser Vorgänger habe sein wollen, dessen Fusstapfen wir nachfolgen sollten, oder unser Vorbild, dessen Züge wir auch tragen müßten. — —

Vor allen Dingen also — darf das Unrecht, das wir Gott heimstellen, Unrecht sein, das Andern geschieht? O Freunde und Brüder, hier höret zu, hier wird die empfindlichste Seite des Christenthums bestrichen. Sehet euch nur um in der Welt, wedy Unrecht am meisten Gott heimgestellt werde, daß er es richten solle; es ist Unrecht, das man von Andern begangrn werden sieht, und das der Heimsteller an Gott selbst richten könnte, wenn er nur wollte. Ja, weder Gott, noch er, brauchen es oft erst zu richten; er dürfte es nur verhindern, wie er doch kann. Trägheit aber im Allgemeinen hält schon häufig hiervon ab. Die Unthätigkeit geht ja so weit, daß man nicht einmahl für sich selbst sorgt; wie sollte man für Andere sorgen? „Gott wird Alles wohl machen“ — denkt man dann, wenn Andern Unrecht geschehen soll, oder gar schon geschieht, legt die Hände in den Schoß und wartet ruhig ab, wie das Wohlmachen Gottes sich selbst machen werde. Macht denn Gott aber Alles wohl unmittelbar, oder mittelbar? Und wer sind die Mittel, welche er dazu bestimmte hat, und deren er sich bedienen kann, Alles wohl zu machen, als diejenigen, welche dabei sind, wenn etwas übel gemacht wird, und die entweder machen könne, daß das Uebel gar nicht geschehe, oder die doch bewirken können, daß es bald wieder gut gemacht werde?

de? Unempfindlichkeit, Untheilnehmung, bei der man äußerstthätig für sich selbst ist, wird noch öfter die Ursache, daß man die Sache Anderer Gott heimstellt. Man könnte helfen, aber wem? Ist es denn das theure Ich? Bewahre — es ist ein fremdes Ich! Nun — Jeder für sich, und Gott für uns Alle; deine Sache sei Gott heimgestellt! So sprechen nicht nur Tausende, die nicht gerade einen bestimmten Beruf, zu helfen, haben, wenn ihnen Noth geklagt wird; so sprechen oft auch Männer, die vom Staate sogar dazu besoldet werden, daß sie Unrecht verhiltten, oder doch Ersatz dafür verschaffen sollen. „Stelle deine Sache Gott heim — er ist's, der da recht richtet!“ O ihr Pflichtvergessenen, ihr machet ia, daß Gott nicht recht richtet. Könnet ihr euch nicht auflehnen gegen die Beschädiger, gegen die Vervortheilten, gegen die Unterdrücker, und den recht richtenden Gott selbst vorstellen? Hat er euch nicht dazu? Warum verweist ihr die Beschädigten, die Vervortheilten, die Unterdrückten an ihn? Spöttet ihr nicht ihrer und seiner zugleich damit? Schadenfreude sogar bewirkt oft, daß man Menschen, denen Unrecht geschieht, auf Gott hinweist, der recht richtet. Höhnisch spricht man dann — „stelle du deine Sache nur Gott heim; du kannst nicht besser thun.“ Ja, ia, ihr Unmenschen, Gott wird gewis recht richten — die Leidenden und euch.

Ein Anderes ist es, wenn wir schlechterdings nicht im Stande sind, zu verwehren, daß Andern Unrecht geschehe, oder, wenn es geschehen ist, ihnen Vergü-

Bergütung dafür zu verschaffen. Da mögen wir ihre Sache allerdings und getrost Gott überlassen, und sie selbst zu bewegen suchen, ebendasselbe auf eine christliche Weise zu thun. Aber auch da schweigt wenigstens der Rechtschaffene nicht dazu, sondern sagt laut seine Meinung, und misbilligt öffentlich das, was geschieht; denn, wenn auch die übermächtige Bosheit vor seinen Augen keck und schamlos beschädigen und unterdrücken darf, so räumt er ihr doch nicht das Recht ein, ihm zu verwehren, das, was sie thut, bei seinem rechten Nahmen zu nennen, und mag noch weniger vor der Welt das Ansehen haben, als wenn er es gutheisse. Es ist ihm weiter nichts übrig, als dagegen zu reden, und so thut er doch, was er kann.

Betrifft nun aber das, was wir Gott heimstellen, uns selbst, so laffet uns erst davon überzeugt sein, daß uns dadurch auch wirklich Unrecht geschehe. Häufig, ach häufig ist es sogar die Sprache des bösen Gewissens selbst — ich habe meine Sache Gott heimgestellt — und man will sich auch vor der Welt, die den Zusammenhang des Geschehenen nicht durchsieht, dadurch rechtfertigen und ihr Mitleid erregen; noch häufiger ist es die Sprache der Unwissenheit, in der uns unsere Eigenliebe erhält. Unter zehen, die die Unannehmlichkeiten und Verluste, welche sie treffen, sich selbst zuzogen, ist oft kaum Einer, der nur sich für den Selbsturheber davon erkennt, geschweige daß er sich vor Andern dafür erklären sollte. Und doch — wie oft geschieht Leuten, die über das größste Unrecht schreien,

schreien, das grössste Recht! Wenn iener Mensch von schlechter Aufführung aus allen guten Gesellschaften verstossen wird — wenn vor ienem Betrüger Jedermann öffentlich gewarnet wird — wenn iener immer unbehülliche oder gar auffällige Bürger in Bittsachen bei der Obrigkeit kein Gehör findet — wenn iener Unwissende zehnmahl um Versorgung anhält und zehnmahl abschlägliche Antwort bekommt — wenn iener nachlässige Diener, an den die Reihe, höher zu rücken, kommt, übergangen wird und einen Andern sich vorgezogen werden sieht — wenn iener Gewalthabende, der sich vieler Unterdrückungen schuldig machte, seiner Gewalt beraubt wird, damit sein Unterdrücken ein Ende habe — geschieht ihnen Allen nicht Recht? Fraget sie aber Alle nach der Reihe, ob sie dis glauben. Doch, ihr brauchet sie nicht erst zu fragen; höret doch nur, wie sie insgesamt ihre Sache dem heimstellen, der da recht richte. Bei allem leide, das uns geschieht, lasset uns also zuörderst unsere Eigenliebe unterdrücken, und sorgfältig untersuchen, ob wir nicht etwa selbst daran Schuld sind. Wir trauen oft unsern Handlungen die nachtheiligen Folgen, welche, sie für uns haben, nicht zu; wenn diese also erscheinen, so übersehen wir die wahre Ursache davon. Nachdenken über Alles, was wir gethan, wird uns darüber gewis zurechtführen. Und, wenn wir übrigens auch noch so gute Menschen wären, aus Uebereilung können wir doch einen Fehler begangen haben, den wir nun büssen müssen. Unterlassen wir diese Selbstprüfung, und es wäre dann wirklich der Fall, daß wir uns

uns das Unheil selbst zugezogen hätten: so thäten wir wenigstens etwas Thörichtes, wenn wir es Gott heimstellten. Wie? er soll recht richten? wir sind ja schon recht gerichtet. Sähen wir aber gar wirklich ein, daß uns kein Unrecht, sondern vielmehr das grösste Recht, geschähe, und wir wollten doch die Sprache des Heimstellens führen, um uns damit einzuwiegen, oder uns bei Andern dadurch ein unschuldiges und frommes Ansehen zu geben, so thäten wir gar etwas Abscheuliches, und diese Sprache würde wahrer Spott Gottes. Nein, dafür laßt uns dann unsere Sache lieber uns selbst heimstellen, zur Beherzigung unserer begangenen Thorheiten, zur Warnung, nicht wieder so zu thun, und zur Erregung unseres Eifers, das uns angerichtete Unheil durch Besserung wieder wegzuräumen. So, so handeln wir klug und gut zugleich.

Doch — wie, wenn es nun wahr ist, daß uns wirklich Unrecht geschehe? Ist es da eine allgemeine Regel für Christen, jedes Unrecht Gott bloß anheimzustellen — folglich es nicht zu verhindern, wenn man es verhindern kann, und falls es schon geschehen ist, keine Vergütung dafür zu verlangen, wenn diese noch geleistet werden kann? — —

Man denkt sich oft eine Gesellschaft von Menschen, die insgesamt diese Regel befolgten, und findet sie als die vollkommenste; man erwägt aber nicht, daß man sich ein wirkliches Unding denkt. Solche Menschen müßten ja äußerstgute Menschen sein; äußerstgute

Menschen thun einander aber kein Unrecht, folglich könnten sie jene Regel gar nicht befolgen. Man denke sich also lieber die menschliche Gesellschaft, wie sie wirklich ist, vermischt aus Guten und aus Bösen. Was sollte nun da wohl aus den guten Menschen werden, wenn sie alles Unrecht, das ihnen angethan und zubereitet würde, gutwillig über sich ergehen lassen und durch Heimstellung an Gott sich darüber zufrieden stellen sollten? Würden sie nicht unaufhörlich der Gegenstand aller möglichen Bosheit und Tücke der Bösen sein? Wie, bis wäre das Schicksal, welches für die Jugend bestimmt wäre? Könnte bis ein Gericht dessen genannt werden, der da recht richtet? Und zu welchem Behufe oder Nutzen sollten die Rechtschaffenen immer den treuherzigen Märtyrer machen? Damit die Bösewichter nur immer noch verwegener, beleidigender und unterdrückender würden, etwa? Etwas Anderes könnte wenigstens nicht daraus erfolgen; so kann dann aber auch jene Regel keine allgemeine Regel für Christen sein. Daß man Scheltworte mit Scheltworten nicht erwiedere, ist sehr anständig; es mus aber nicht daraus folgen sollen, daß man den Scheltern nicht auszuweichen suchen solle, oder daß man, wenn bis nicht möglich ist, ihnen durch die Obrigkeit nicht Stillschweigen auferlegen lassen dürfe. Daß man, wenn man einmahl unschuldig leiden mus, leide, ohne zu drohen, ist ebenfals schön; es mus aber auch nicht daraus folgen sollen, daß man, vor unverdienten Leiden sich nicht schützen solle, oder daß man in dergleichen nicht Beistand bei Mächtigeren suchen und zu ihrer

ihrer Beendigung nicht jedes erlaubte Mittel gebrauchen dürfe.

Ein Anderes ist nützliche Selbsthülfe, ein Anderes unnütze Rache. Diese ziemt freilich Christen nicht. Wer einem Andern Leid zufügt, blos, damit ihm das von ihm empfangene Leid nicht für frei ausgehe, den fehlt auch der erste Zug des christlichen Willens; er beleidigt, um zu beleidigen, und nur um zu beleidigen. Wenn doch das Unrecht einmahl uns widerfahren ist und also keine Abwehr mehr Statt findet — wenn auch Alles, was wir thäten, uns nicht die geringste Vergütung desselben verschaffen kann: so wärs ja sogar wider alle Vernunft, auch nur Etwas deshalb thun zu wollen. Können wir unsere Kraft und unsere Zeit nicht besser anwenden? Wenn wir aber das Unrecht, das uns bereitet wird, auf eine rechtmässige Art von uns abhalten können — wenn wir für Unrecht, das uns geschehen ist, auf eine rechtmässige Art Ersatz bekommen können — das sollten wir nicht thun? Warum denn nicht?

„Es kann sein, daß du dadurch, daß du Unrecht über dich ergehen lässest, großes Gutes stiftest, Gutes, das das Böse, das dir geschieht, weit, sehr weit überwiegt.“... Ja, das ist etwas Anderes. Dann aber, dann müssen wir auch das grosse Gute einsehen, das wir dadurch stiften sollen. Sonst könnte uns wieder ieder Bösewicht mitspielen, wie er wollte, und wir könnten es uns ebenfalls wieder nicht verhehlen, daß wir als Thoren litten. Wenn man

unschuldig leiden mus, da kann man fest glauben, daß man zum allgemeinen Besten leide, und kann sich am blossen Glauben begnügen; wenn aber das Müssen nicht Statt hat, sondern es außs Wollen ankommt, so ist's am Glauben nicht genug, sondern es mus wirkliche Einsicht da sein, um uns zum Wollen zu bestimmen. Hier kommen wir nun an den Punkt, auf welchem Jesus stand, wenn er am Ende alles, alles Unrecht, das über ihn erging, unthätig, und wie sprachlos sogar, hinnahm. Petrus, nachdem er Jesu nachgerühmt, daß er es Gott heimgestellt habe, gibt diesen Punkt deutlich genug an — „durch seine Wunden seid ihr heil worden.“ Ja, wer viel Andere durch seine Wunden heil machen kann; der ist verpflichtet, sich verwunden zu lassen, und wenn es ihm noch so leicht wäre, der Verwundung zu entgegenen. Wie Petrus seinen kraft- und bildvollen Ausdruck verstanden wissen wolle, gebe er auf der Stelle selbst deutlicher an — „ihr waret wie die irrenden Schafe, nun aber seid ihr bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.“ Wenn hier auch abermals ein Bild ist, so führt es uns doch schon näher auf die Sache selbst. Die armen Israeliten waren in Ansehung eines vernünftigen Religionsunterrichts ganz verlassen und wie lehrerlos. Lehrer genug hatten sie zwar, aber lauter Ceremonieenlehrer. Bei diesen fanden sie weder für ihren Verstand, noch für ihr Herz, Nahrung. Sie irrten also umher, um diese sich selbst zu suchen. Da kam Jesus mit seinem Brodte des Lebens und
mit

seinem Wasser des Lebens, mit seiner Geist und Herz nährenden, sättigenden und erquickenden Lehre. Er war also Seelenhirt für seine Nation, und, da er seiner Lehre wegen ans Kreuz geschlagen ward, so wurden die Israeliten, welche seine Lehre annahmen, gleichsam durch seine Wunden heil. Seine Leiden nützten ihnen; sein Tod gab ihnen das wahre Leben. Jesus also mußte auch Alles lieber über sich ergehen lassen, als daß er seine so seligmachende Lehre zurückriefe, oder sie auch nur auf die geringste Art fallen ließe. In demselben Falle, in welchem er war, waren auch seine Apostel. Er sagte es ihnen ja genug vorher, daß sie kein besseres Schicksal, als er, zu erwarten hätten, sondern daß sie auch das Kreuz auf sich nehmen müßten. Sie alle starben also auch für die Ausbreitung der Lehre Jesu. Jene vielen Märtyrer unter den erstern Christen befanden sich in demselben Falle. Sie hatten die Wahl zwischen Verleugung Jesu und zwischen Verleugnung ihrer selbst. Auch ihr standhafter Tod breitete die seligmachende Lehre gar herrlich aus, und so mußten sie auch alles Unrecht, wenn sie selbigen auch noch so leicht entgehen konnten, sich zufügen lassen.

Wer unter uns ist nun wohl in dem Falle, in welchem Jesus, seine Apostel und die erstern Christen waren? Niemand von uns kann im eigentlichen Verstande für die Ausbildung der Lehre Jesu leiden, die bei uns schon überall ausgebreitet ist. Die Regel aber, daß man alles Unrecht über sich ergehen lassen

und es nur Gott heimstellen müsse, wie Jesus, hängt ausdrücklich mit diesem Ausbreitungsgeschäfte zusammen; wie kann sie in ihrem wahren Sinne uns angehen? Wollte man an die Stelle der Ausbreitung der Lehre ietzt die Reinigung der Lehre setzen, so wäre dis nicht nur schon eine Abweichung von der eigentlichen Bedeutung iener Regel, sondern — es ist auch nicht wahr, daß in unsern protestantischen Gegenden ieder Reiniger der Lehre alles Unrecht über sich ergehen lassen müsse und wirklich über sich ergehen lasse. Er darf sich wehren, und wehrt sich auch wirklich. Mancher sogenannte Reiniger dürfte auch nur das Kind nicht mit dem Bade haben ausschütten wollen, so wäre ihm nie ein Haar gekrümmt worden. Uebrigens ist es ja auch nur immer der kleinste Theil der Christen, der sich mit Reinigung der Lehre beschäftigt; folglich fände auch bei diesem neuuntergelegten Sinne iener Regel keine Allgemeinheit der Regel Statt. Wir müssen also, wenn ja eine Art von Allgemeinheit Statt finden soll, tiefer auf ihren Grund zurückgehen. Die Reiniger der Lehre stiften grosses Gutes; sie arbeiten an Wiederherstellung ihrer ganzen göttlichen Kraft. Die ersten Ausbreiter der Lehre stifteten noch grösseres Gutes; sie theilten die kraftvolle Lehre mehreren Tausenden mit. Der ursprüngliche Stifter der Lehre stiftete das grösseste Gute; er führte sie in die Welt ein. Alles zieht sich also hierbei auf Gutes stiften zurück. Michin bestände dann die Allgemeinheit der Regel darin, daß Jeder, wer grosses Gutes stiften kann, auch Unrecht aller Art über sich

sich

sich ergehen lassen müsse, wenn er es ohnedis nicht stiften könnte. Und — dieser Glaube sei ia der unfreie! Die Gesellschaft ist verlohren, unsere eigene Würde ist verlohren, wenn wir nicht so denken. So wird dann aber auch hierdurch zugleich vorausgesetzt, daß man es einsehen müsse, wie man dadurch, daß man alles Unrecht duldsam über sich ergehen lasse, grosses Gutes stiften könne. Sobald diese Einsicht sich nicht gibt, oder nicht gegeben werden kann, ist derienige ein Thor, welcher ohne sie sich in der Welt Alles gefallen lästet. Er wehre sich vielmehr mit Anstand, so lange er sich wehren kann, wenn ihm Unrecht geschehen soll; er schaffe sich, wenn ihm Unrecht geschehen ist, rechtlichen Ersatz dafür, und lasse ihn sich schaffen — oder alle gesunde Vernunft hat mit aller bürgerlichen Sicherheit zugleich ein Ende.

Was sollte das heissen, wenn Jemand, der Unrecht, das ihm zugesügt werden soll, von sich abhalten, oder Unrecht, das ihm schon zugesügt ist, wieder von sich abwälzen kann, es nicht von sich abhalten, oder nicht wieder von sich abwälzen sollte, da er doch gar nicht einsieht, wie dadurch das allgemeine Beste gewinne? Sein Christenthum soll er darin suchen, solches Alles Gott heimzustellen? Er versuche es einmahl; wenn er nicht schon ganz verschraubter Schwärmer ist, sondern noch einigen freien Vernunftgebrauch hat, so wird ihm auf seinen Seufzer — Gott, ich stelle dir es heim — Gott antworten! „Wie kannst du mir etwas heimstellen, das ich dir heimgestellt habe? Gab ich dir nicht Kräfte, dich

gegen das Unrecht zu wehren? Warum brauchst du sie nicht? Erst hättest du dich mit deinen Kräften vergeblich wehren müssen, ehe du deine Sache mir heimstelltest. Sind nicht Menschen um dich her, die dir, wenn dir Unrecht geschehen ist, Beistand leisten können? Warum ruffst du sie nicht? Erst hättest du sie rufen müssen, erst hätten sie vergeblich für dich arbeiten müssen, ehe du deine Sache mir heimstelltest. Ich habe nun mit deiner Sache nichts zu schaffen, weil du weder mit dir, noch mit deinen Mitmenschen, zu schaffen haben willst.“ Und, so muß es uns dann nun wohl ausgemacht sein, daß Jeder, dem Unrecht geschehen soll, oder schon geschehen ist; sobald er nicht einsieht, daß er durch Duldung desselben gemeinnützig werde, sich selbst helfen und sich helfen lassen dürfe und solle.

Was meinen wir denn aber auch wohl, daß der Sinn vieler sei, wenn sie ihre Sache Gott heimstellen? Wollen sie damit sagen, daß ihre Sache die Sache des Guten sei? Sie wissen selbst nicht einmal, was Sache des Guten und gute Sache sei; nein, sie sind zur Rache zu schwach, und wenden sich also an den Stärkern, daß er für sie solche handhaben solle. Ach, M. Br., M. Br., ganz unaussprechlich oft ist der Fall, und man verbindet keinen andern Sinn mit dem Heimstellen an Gott, als den, daß der, der den Blitz in seiner Gewalt hat, ihn schleudern solle, wie man will. „Meister, sollen wir rufen, daß Feuer vom

vom Himmel falle?“ Wisset ihr nicht, antwortete der Meister, was Geistes Kinder ihr seid? Diese Donnerkinder stellen doch wenigstens eine gute Sache auf solche Weise Gott anheim; aber wie viel tausend schlechtere Donnerkinder gibt es! Die mehresten unserer Heimsteller an Gott sind im Grunde wahre Flucher; sie drücken sich bloß seiner aus. Nehmet den ungebildeteren Menschen aus dem Volkshaufen; er wettet, daß alle eure Gefühle erbeben. Der Gebildetere kriecht als Nachsüchtiger zu dem hin, der da recht richtet. Kriechet aber zu ihm hin, oder wettet zu ihm hin; der, der da recht richtet, läßt sein Recht nicht weder erkriechen, noch erweiteren. Er wird nur aus sich selbst thun, was recht ist. Wenn ihr weiter nichts könnt, als verstelltsüchtig anheimstellen, wenn Andere alle Wetter herbeirufen, so stellen wir Klügere und Besserer euch mit diesen in eine Reihe. Wir erblicken euch, wie ihr immer darauf lauert, ob euer Feind nicht bald krank werde, oder in seinem Gewerbe Schaden leide, oder an den Seinigen Unglück erlebe, u. s. w. Ist bis etwas Anderes, als wenn ihr den Blitz herbeiriefet, daß dieser sein Haus anzünden, oder ihn, oder die Seinigen, erschlagen solle.

Es ist also noch übrig, und sehr nöthig, das festzusetzen, was wir, wenn wir etwas Gott heimstellen, als Christen dabei denken sollen. — —

Wenn wir Unrecht über uns ergehen lassen müssen, d. h. wenn wir Unrecht gegen uns weder verhindern, noch wieder abändern können, oder wenn höhere

Pflichten uns gebieten, es weder zu verhindern, noch wieder abzuändern: so sollen wir das Urtheil darüber Gott überlassen, ob derienige, durch den es uns widerfur, strafbar sei, oder nicht, und, in welchem Grade er es sei. Dis ist der Beschränktheit unserer Erkenntnis sehr angemessen. Wir wissen die Gründe, aus welchen Andere handeln, nicht mit Gewisheit; wir glauben sie oft zu wissen, und irren doch dabei. Gott allein weis sie auffer dem Thäter vollkommen; und da nun auf die Gründe, aus welchen überhaupt gehandelt wird, und aus welchen auch gegen uns gehandelt wird, Alles ankommt, so kann auch Gott nur über das Unrecht, das uns geschieht, recht richten. O wie ziemt es uns also so schön, wenn wir ihm das Gericht überlassen! Wie ermächtigten wir uns, wenn wir ihm ins Gericht griffen, einer Sache, die uns gar nicht zukommt, und der wir auch gar nicht gehörig vorstehen können! Wie, wenn der, welcher uns Unrecht thut, gar geglaubt hätte, uns dadurch Recht zu thun? Es ist ja doch möglich. Wie, wenn er auch nur unwissend uns das Unrecht zugesügt hätte? Denket doch an Jesum, wie er das abscheuliche Unrecht, das ihm geschah, Gott heimstellte — „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ Hat er uns ein Vorbild gelassen, daß wir ihm ähnlich werden sollen, so lasset uns ihm doch in seiner Art, Gott heimzustellen, vorzüglich ähnlich werden! Es gehört sich also für uns Christen, zu wünschen, daß Gott die, welche uns Unrecht thun, weniger strafbar finden möge. Ist uns denn mit

höhe.

Höherer Strafwürdigkeit Anderer gebient? Wollen wir denn, daß unsere Betrüber, unsere Kränker und Widersacher die schlechtesten Menschen sein sollen?

Wenn wir Unrecht über uns ergehen lassen müssen, so sollen wir Gott zutrauen, daß er die, welche es uns thun, zur Erkenntnis desselben bringen werde. Dies ist ja eben unsere Klage, daß sie nicht zur Erkenntnis kommen wollen; weil sie sonst, wenn sie dazu kämen, ihr Unrecht nicht unvergütet lassen, noch weniger fortsetzen; würden. Können wir sie nun nicht dazu bringen, was ist dem unmöglich, der überschwenglich thun kann über Alles, was wir bitten und verstehen? Was ist also vernünftiger und unserer Unvermögenheit angemessener, als daß wir es Gott überlassen, daß er sie dazu bringen werde? Wenn auch alsdann keine Vergütung von ihrer Seite für uns mehr Statt fände, ja, wenn wir längst nicht mehr wären — könnten wir ein menschliches Herz haben, ohne zu wünschen, daß unsere Beleidiger noch zur Reue über das uns angethane Unrecht kämen? So werden sie doch wenigstens auf irgend eine Art Ersatz dafür leisten, und nicht aus der Welt gehen wollen, ohne ihn geleistet zu haben. Sie, die uns Unrecht anthaten, werden Andern dafür nicht nur Recht, sondern auch Billigkeit, ja, Barmherzigkeit, beweisen. Auf welche Art nun Gott sie zur Erkenntnis bringen sollte, steht uns nicht zu, vorzuschreiben. Bitten mögen wir ihn nur darum. Und dann wären wir nicht gute Menschen, wenn wir ihn bitten wollten, sie durch

Stra-

Strafen dazu zu bringen. Wünschen müssen wir vielmehr, daß er sie durch ihr eigenes kaldbütiges Nachdenken, oder durch zufällige Umstände, dazu bringe.

Wenn wir Unrecht über uns ergehen lassen müssen, so sollen wir die festeste Zuversicht auf Gott setzen, daß er es dazu dienen lassen werde, daß weit größeres Gutes dadurch bewirkt werden werde, als Böses dadurch bewirkt worden ist. Wir können bis nicht machen; denn wir haben nicht die Regierung der Welt. Iesten den Gang der Dinge nicht, sondern der Gang der Dinge reißt uns mit sich fort. Gott aber ist Regent und leitet den Gang der Dinge durch Umstände, die aus selbigen selbst sich ergeben, wie er will. Er wird auch gewis kein Böses zulassen, wenn er nicht Anstalten getroffen hätte, daß es sich über kurz oder lang in weit größeres Gutes verwandeln müsse. Daß das größere Gute, welches durch das Böse, das uns widerfuh, entsteht, auch gerade uns widerfahre, ist nicht nöthig; wenn es nur Menschen, der Gesellschaft, der Welt, widerfährt. Von wie vielen Bösen, das Andern widerfuh, wohl lange vor unserer Zeit widerfuh, genossen wir jetzt den Vorthheil! Denket an alle iene Märtyrer, welche durch ihre Leiden uns die Wahrheit und die Menschenrechte errangen! Denket an den Größesten unter ihnen, dessen vergossenes Blut die späteste Nachwelt noch segnen wird! Lebendig hiervon überzeugt, gab er eben so freiwillig sein Leben für die Welt, und befohl eben so zuversichtlich seinen Geist in die Hände des Vaters. Hiermit krön-

te.

te er sein Heimstellen an Gott, der da recht richtet und kein Böses zulasset, das nicht in der Folge seine Zulassung rechtfertigen mus; und mit diesem Glauben sollen wir auch unser Heimstellen vollenden. Daß übrigens alles Unrecht, das wir über uns ergehen lassen müssen, auch für uns in einem heilsamen Zusammenhange mit unserer künftigen Bestimmung stehen werde, dürfen wir ebensals getrost erwarten; so, wie es an sich klar ist, daß wir dadurch, wenn wir es standhaft tragen und auf die hier beschriebene Weise Gott heimstellen, unsern sittlichen Werth erhöhen, und also auf der Stelle reinen Gewinn auch selbst daran haben. — —

So laffet uns dann ja, so oft wir die Sprache führen — ich wills Gott heimstellen — auf unserer Hüt sein, daß wir immer das Rechte dabei denken. Drückte sich hierdurch blos unsere ohnmächtige Rachsucht aus, die gleichsam wie aus Verzweiflung ihre letzte Zuflucht zum Allmächtigen nähme: so wäre es ebenso, als wenn wir bei hinlänglicher eigener Macht die fürchterlichste Rache ausgeübt hätten. Der Wille hierzu wäre ja dann doch da; wie könnte der bloße Mangel an Kraft, ihn auszuführen, uns zum Verdienste gereichen? Und stimmt es auch wohl im geringsten mit Achtung gegen Gott, wenn wir ihn zum Werkzeuge unserer Rache ausersehen, wenn wir ihm zumuthen, sich dazu gebrauchen zu lassen, und wenn wir ihm zutrauen, daß er sich dazu gebrauchen lassen werde? Nein, M. Br., bis sei fern von uns! laffet uns noch einmahl in das Herz des
recht.

rechtschaffenen Heimstellers an Gott einblicken — so denkt er :

„Ich thue Verzicht auf das Richteramt, das dir allein gehört; urtheile du darüber, Allgerechter, in wiefern mein Feind strafbar sei. Ich wünsche, daß er aus Unwissenheit und Irrthum mir Unrecht gethan haben möge. Ich weis gewis, daß deine Vorsehung solche Wege einschlagen werde, daß er noch zur Erkenntnis seines Unrechts komme. Ich wünsche ebenso, daß er auf den sanftesten Wegen dazu kommen möge. Ich bin lebendig überzeugt, daß das Böse, welches mir geschieht, unter deinen Händen sich in größeres Gutes verwandeln müsse, und überlasse es dir ganz, auf welche Art und Weise. Ich sage mich los von meiner Sache; sie sei ganz die deinige!“

Wer so dabei denkt, M. Br., wenn er Gott heimstellt, der, nur der hat Ehre davon; er bleibt rein von aller Sünde dabei, und übt sogar dadurch die vollkommenste Gottesverehrung aus. Mit Wohlgefallen wies der Vater auf ihn herabblicken und seine ihm heimgestellte Sache auf das heiligste führen.

XXIV.

Von der Liebe zur Ordnung, als dem
rechten Gebrauche der christlichen
Freiheit.

Am Sonnt. Jubilate.

Ueber 1 Petr. 2. B. 16.

Als die Freien, aber nicht, als hättet ihr die Freiheit
zum Deckel der Bosheit, sondern — als die
Knechte Gottes.

Ordnung, Allweiser, ist das grosse Erhaltungsgesetz aller deiner Werke; ohne Ordnung besteht auch kein Menschenwerk. Heilig sei sie also uns überall bei allem unsern Thun und Lassen! Durch Jesum sind wir zwar frei geworden; aber eben diese durch ihn erlangte Freiheit soll uns Liebe zu jeder nützlichen Ordnung einflößen und uns bewegen, uns selbst dazu zu bestimmen. Dann gebrauchen wir unsere Freiheit erst recht, wenn wir solchergestalt deine Knechte werden. Du bist das Urbild der Ordnung und der Urheber aller Ordnung im Himmel und auf Erden; wer sich der Ordnung heiligt, der heiligt sich dir. — —

Meine Brüder. Jesus versprach seinen Mitbürgern, daß sie durch ihn frei werden könnten. Dies verstanden sie falsch und nahmen es aus Nationalstolz sogar übel — „wie? wir sollen erst frei werden? wir, die Nachkommen eines Abraham, wir, ein Volk, das nie das Joch der Knechtschaft erkannte hat?“ Da erwiederte ihnen Jesus — „wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht, wer auf dem Wege des Irthums und des Lasters beharrt, der ist ein Sklav; erkennet die Wahrheit, nehmet meine lehre an, die euch vom Joche der Vorurtheile und Leidenschaften befreien kann, dann seid ihr erst recht frei, wahrhaftig frei.“

Wer sieht hier nicht auf der Stelle ein, worin die Freiheit des Christen bestehe? Wie ist es möglich, die Vorstellung damit zu vereinigen, daß der Christ gar nichts glauben dürfe, ganz ungebunden und bloß nach seinen Lüsten leben könne, keine Gesetze üb.r sich anzuerkennen habe, und zu keiner Ordnung verpflichtet sei? Was weist mehr zur Ordnung auf allen Seiten an, als die Lehre Jesu, durch welche die Menschen frei werden sollen? Wer gab vollkommenere Gesetze und zwangte die sinnlichen Lüste mehr ins Enge, als Jesus? Wo werden die ersten Wahrheiten dringender ans Herz gelegt, als im Evangelium?

Dennoch ward die Lehre von der christlichen Freiheit auf dergleichen Art wirklich frühzeitig misverstanden. „Ihr seid zur Freiheit berufen, mußte daher Paulus schon schreiben; ja, aber sehet zu, daß ihr durch die Freiheit dem Fleische nicht Raum gebet, oder, daß ihr sie nicht als eine Nahrung für eure Leidenschaften betrachtet.“ „Wandelt als die Freien zwar, mußte deshalb Petrus schreiben, aber nicht — als hättet ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit, und als dürftet ihr mit selbiger alle möglichen Unthaten und Unordnungen entschuldigen. Es ist merkwürdig, daß diese letztere Stelle zwischen solchen Stellen in der Mitte steht, welche auf Ausübung guter Werke, auf Gottesfurcht, auf Achtung gegen Jedermann und auf Unterwürfigkeit unter alle menschliche Ordnung, dringen, so, daß sogar leibeigene zugleich sich durch

durch Christum frei fühlen und ihren Eigenthümern unterthan bleiben sollten, und zwar — um des Herrn willen. Nun, so verträgt sich nicht nur Ordnungsliebe mit christlicher Freiheit, sondern die christliche Freiheit soll sogar die Ordnungsliebe erzeugen; ja, der ist nur christlichfrei, der aufrichtige Liebe zur Ordnung hat. Ordnung mus sein. — —

Lasset uns zuvörderst die Liebe zur sittlichen Ordnung nehmen! — Das ist wahr, daß wir durch Christum von der ganzen mosaischen Kirchenordnung frei sind. Er hat jene Handschriften der Satzungen durchstrichen und gleichsam an sein Kreuz geheftet. So thun wir wohl daran, daß wir uns kein Gewissen mehr über irgend etwas machen, das in sie einschlägt, sondern daß wir in der Freiheit bestehen, mit welcher uns Christus befreiet hat. Diese Freiheit ist von unschätzbarem Werthe. Nicht nur war jene ganze jüdische Kirchengucht äußerst hart und drückend; sondern es war auch nicht einzusehen, wozu sie länger noch eigentlich nützen solle. Hatte sie den Zweck gehabt, den grobsinnlichsten Menschen wenigstens einen geringen Grad von sittlicher Bildung zu geben, so konnte sie auch über diesen Grad hin nie weiter wirken. Vielmehr bewirkte sie mit der Zeit den höchsten Grad von Unsitte; denn man hielt sich nun gerecht vor Gott, sobald man nur die äußerlichen Satzungen streng beobachtete, und befriedigte dabei seine sinnlichen Begierden auf die ausschweifendste Weise. Die Herrschaft des Gesetzes zog in diesem Verstande die

148 XXIV. Von der Liebe zur Ordnung, als dem Herrschaft der Sünde nach sich, und so waren die Juden, welche sich für frei hielten, doppelte Knechte, und trugen das Joch des Aberglaubens und der Lasterhaftigkeit, der Vorurtheile und der Leidenschaften, zugleich. Dies war der Hauptantrieb für Jesum, iene alte drückende Kirchenordnung auf die Seite zu bringen. Er wollte die sittliche Bildung heben; dies war unmöglich, so lange iene noch Ansehen hatte. Der Jude hielt sich blos an sie, und vergas darüber des Glaubens, der Gerechtigkeit und der Liebe. Der neue Judengenosse bekam von Lehrern, die nach ihm Land und Meer durchzogen, auch weiter keinen Unterricht, als über sie, und ward dadurch mit der Zeit zum Höllebrande. Es ist auch nicht anders, und kann nicht anders sein; wo heiligen Neuseflichkeiten, Gebräuchen und Cerimonieen zu viel Werth beigelegt wird, da wird alle Tugend zu Grabe getragen. Mit der strengsten Beobachtung iener kann man alle Arten von Lasterhaftigkeit verbinden, ja sogar bemänteln. Wie wäre es aber nun wohl möglich, daß wir, indem wir von iener israelitischen Kirchenordnung frei sind, uns auch zugleich frei von sittlicher Ordnung halten könnten? Um diese herzustellen schaffte ja Jesus iene ab. Dem Geseze, das in unser Herz geschrieben ist, aufzuhelfen, mußten, iene Satzungen, bei denen die Menschen nur zu Uebertretern dieses Gesezes und zu Sündern wurden, auf die Seite geräumt werden. Durch Liebe zur sittlichen Ordnung mus sich also der von mosaischer Kirchenordnung freie Christ vielmehr auszeichnen.

Wenn

Wenn aber auch jene Satzungen die Herrschaft der Sünde nicht so begünstigt hätten, daß sie Jesus aus diesem Grunde abgeschafft hätte: so war es doch Jesu Hauptzweck, uns von der Herrschaft der Sünde zu befreien. Aus Knechten der Sünde sollten wir Gottes Knechte werden. Ein Knecht Gottes ist aber der, welcher nicht dem Gesetze in seinen Gliedern, sondern dem Gesetze in seinem Gemüthe, das Gottes Gesetz ist, gehorcht; welcher nicht der Sinnlichkeit, sondern seinem Gewissen, Folge leistet — kurz, der sich der sittlichen Ordnung völlig ergibt. Jesu ganze Lehre ward darauf eingerichtet, uns in Liebe für diese Ordnung zu stärken. Nach Gottes Gerechtigkeit ermahnte er uns am ersten zu trachten; vollkommen sollten wir zu werden suchen, wie der Vater im Himmel es wäre. Ach, und zu welchem hohen Grade von Sittlichkeit führen alle seine einzelnen Vorschriften hin! Wie stellte er uns an sich selbst das vollendete Bild moralischer Vollkommenheit in menschlicher Gestalt auf, in das wir uns Alle zu verklären bemüht sein sollten! Seine Apostel stimmen auch Alle darin überein, daß Jesu grosser Zweck unsere sittliche Ausbildung gewesen sei, und daß der Christ zur Tugend berufen sei. „Ihr wisset, daß bei Jesu ein rechtschaffen es Wesen, nichts, als sittliche Ordnung, sei.“ „Jesus ist uns von Gott gemacht zur Heiligung.“ „Die Christo angehören, kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden.“ „Die heilbringende Erscheinung des Evangeliums treibt uns kräftig an, züchtigt uns, daß wir verleugnen sollen

das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt.“

„Er hat unsere Sünde selbst geopfert durch seinen Kreuzestod, damit wir ihr absterben und der Tugend lebten.“

„Er ist erschienen, daß er unsere Sünden wegnähme; wer nun mit ihm bleibt, der sündigt auch nicht, sondern reinigt sich, wie er rein ist.“ u. s. w. u. s. w.

Denken wir nur auch recht darüber nach — wie könnten wir das unsere Freiheit nennen, wenn wir uns von der sittlichen Ordnung losmachen? Beleidigt es etwa unsern Stolz, daß wir Knechte Gottes sein sollen? Knechte müssen wir einmahl sein; sind wir nicht Knechte Gottes, so sind wir Knechte der Sünde — lieben wir das Gute nicht, so lieben wir das Böse. Bei welcher Art von Knechtschaft wäre dann aber doch immer wohl mehr Ehre und Segen? „Wer der Sünde Knecht ist, der ist leider freilich frei von der Tugend; was hat er aber dafür für Lohn? ist nicht das Ende Tod und Verderben? Wer aber von der Sünde frei und Gottes Knecht ist, der hat zur Frucht davon zuerst, daß er immer heiliger wird, und zuletzt das ewige Leben.“ Die Knechtschaft Gottes ist aber auch unsere einzig wahre Freiheit an sich selbst. Wenn uns irgend eine fremde Gewalt zu einer Handlung zwingt, fällt es da auch wohl Einem von uns ein, sich für freihandelnd zu erklären? Sollte es aber um den wohl anders stehen, der der Gewalt seiner eigenen Leidenschaften unterliegt? Man erwiedere nicht — in jenem Falle bestimmt ihn ein Anderer zum Handeln, in diesem aber bestimmt er sich

selbst, folglich handelt er frei. Es ist hier so gut ein Anderer, der ihn bestimmt, als dort. Dort ist's nur ein Anderer a u s s e r i h m , hier ist's ein Anderer a n i h m s e l b s t . Er wird doch die Leidenschaft, welche ihn hinreißt, von sich selbst unterscheiden können? er wird doch diese, welche aus seiner Sinnlichkeit entspringt, die wieder aus seinem Körper entspringt, nicht für sich selbst halten wollen? Er selbst ist die handelnde Vernunft im Körper. Sein Selbstgefühl lehrt ihm dis la schon, und der ewige Streit zwischen Vernunft und Leidenschaft bei ihm überzeugt ihn noch untrüglicher davon. So oft er in diesem Streite unterliegt, so oft er nicht thut, wie die Vernunft will, sondern wie die Leidenschaft will, handelt er nicht frei, sondern wird unteriocht. Er sollte der Leidenschaft gebieten, und erfüllt das Gebot der Leidenschaft; er, der sich durch die ihm abgedrungene Befriedigung derselben überfrei dünkt, wird in dem Augenblick seiner Sklavin Sklav. Mein, M. Br., nur der ist wahrhaftig frei, der sich durch deutliche Vorstellungen von der Güte einer Handlung, d. h. von ihrer Uebereinstimmung mit unserer sittlichen Natur, oder davon, daß sie Gottes Wille sei, überzeugt, der mit dieser Ueberzeugung seinen Willen zu ihr lenkt und den hernach nichts von ihrer Ausführung abhalten kann. Nenn' man dis immerhin Knechtschaft Gottes; wissen wir doch nun, wie es gemeint sei. Liebe nur zu dem, was gut ist, Liebe zur sittlichen Ordnung beweiset einzig und allein, daß man im Besitze wahrer Freiheit sei; wie, und wir wollten ihr nicht unser ganzes Herz

152 XXIV. Von der Liebe zur Ordnung, als dem
weihen? — — Wollte man sagen, wenn es so
um die Freiheit steht, wenn der, welcher Böses thut,
nicht frei ist, so ist ihm sein Böses auch nicht zuzurech-
nen, eben so wenig zuzurechnen, wie jede andere Hand-
lung, zu der er durch fremde Gewalt gezwungen wür-
de: so würde man sehr ungleiche Fälle mit einander
vermischen. Gegen fremde Gewalt ist man freilich
nicht immer stark genug, und in diesem Falle mus
man sie über sich ergehen lassen; gegen die Gewalt der
Begierden aber kann man immer stark genug sein,
wenn man nur will, und so ist's der Fall gar nicht,
daß man sie über sich ergehen lassen müsse. Man
darf ja den Vorstellungen der Vernunft nur Gehör
geben; warum thut man denn dis nicht immer? Doch
wohl nur darum, weil man schon böse Gewohnheiten er-
langt hat und schon unter der Herrschaft des Bösen ist?
Und doch soll noch F r e i h e i t dabel denkbar sein? Ist's
aber wohl recht, daß man sich das Böse bis zum Nicht-
lassenkönnen angewöhnt und sich so um seine Freiheit ge-
bracht hat? Das Böse, das Jemand aus Gewohn-
heit thut, wird ihm also, wie der Verlust seiner Frei-
heit selbst, zugerechnet. Wer nun aber nicht als Ge-
wohnheitsfänder Böses thut, der ist zwar, wenn die
Veranlassung dazu kommt, noch frei, und die Ver-
nunft wird ihm Vorstellungen dagegen genug machen;
wenn er aber aller dieser Vorstellungen ungeachtet
das Böse thut, so bringt er sich in demselben Augen-
blick auch um seine Freiheit, und dis wird ihm, wie
das Böse, das er bei der Gelegenheit thut, angerech-
net. — — Das Bewußtsein davon, daß man die
fittli-

sittliche Ordnung beobachte, behauptet sich auch an allen Menschen als das einzigwahre Freiheitsgefühl. Warum sind die Rechtschaffenen nach wackern Handlungen so muthig und froh? Warum die Bösen nach ihren Unthaten so schüchtern und niedergeschlagen? Dis ist's — nur dem, der sich frei fühlt, wird der Muth noch grösser; wer sich in Ketten erblickt, dem sinkt aller Muth. — —

Lasset uns nun die Liebe zur kirchlichen Ordnung nehmen. Von iener mosaïschen Kirchenzucht, von welcher Jesus befreiet hat, mag nun nicht weiter die Rede sein; wir wollen an die Kirchenzucht des Pabstthums denken, von welcher uns die Reformation befreiet hat. Unsere evangelische Freiheit — wie unschätzbar ist sie! Was ist fürchterlicher, als Glaubenszwang, und wie unmenschlich weit gingen die Verfolgungen der Zwänger gegen die, welche sich ihnen nicht unterwerfen wollten! Derselbe Mensch, welcher durch seine Vernunft das Laster besiegen soll, soll seine Vernunft durch den Aberglauben in Ketten schmieden lassen? wie — was ist das für ein heilloser Widerspruch! Das ist Alles wahr, M. Br.; aber eben darum, weil wir nun von dem religiösen Sklaveniuche frei sind, wollen wir uns auch unsere Kirchenzucht und Kirchenordnung selbst machen, denn ohne Ordnung kann auch die christliche Kirche nicht bestehen, und wir selbst würden auch ohne sie unsere evangelische Freiheit nicht genießen können. Unsere evangelische Freiheit besteht eigentlich darin, daß wir uns von allen willkührli-

154 XXIV. Von der Liebe zur Ordnung, als dem
den Erklärungen der Lehre Jesu und von allen ei-
genmächtigen Zusätzen zur Lehre Jesu frei wissen.
So wurden die neuen Ketten des Aberglaubens für
die Menschheit zerbrochen. Wollen wir uns denn
nun aber, da wir uns wieder zur eigentlichen Lehre
Jesu halten dürfen, nicht auch gern zu dieser halten?
Sind wir etwa dann erst ganz frei, wenn wir auch
auf das ursprüngliche Christenthum selbst Verzicht
thun und gar keine Religion mehr haben wollen? Den-
ket doch auch hier wieder an das Wort — wen der
Sohn frei macht, der ist vielmehr erst recht und
ganz frei. Es gibt ja nicht blos Ketten des Aberg-
glaubens, sondern auch Ketten des Unglaubens.
Jede dieser Arten von Ketten hat ihre Stunden, in
welchen sie dem Menschen gleich drückend wird. So
wollen wir bleiben bei seiner Lehre; damit wir die
Wahrheit erkennen, und damit uns die Wahrheit
völlig frei mache. Gott, und zwar als immer
über uns waltender Vater, und seine Verehrung als
Verehrung im Geiste und in der Wahrheit, durch die
wir unsere höhere Natur zugleich ausbilden und uns
zum Uebergange in eine bessere Welt bereiten — sehet
da den kurz zusammengefaßten Inhalt der Lehre Jesu!
Ohne einen solchen Glauben findet unser Herz keine Ru-
he; auf einen solchen Glauben führt uns unsere Ver-
nunft ebenso, wie sie uns zur sittlichen Ordnung führt.
Um also unsere Freiheit ganz zu haben, wollen wir
uns diesem Glauben in die Arme werfen; um sie aber
auch auf immer zu behaupten, wollen wir weder auf
unnütze Grübeleien, noch auf boshaften Spott, hören.
Versu-

Versuchet euren Freiheitschwindel, wollen wir denken, in der Kirche, wie Andere im Staate, er wird euch so wenig bekommen, wie diesem der ihrige; mißbraucht eure Freiheit zum Deckel der Bosheit und leugnet Alles ab, wir wollen auch auf dieser Seite Knechte Gottes sein. Wie Gott Gebote in unser Herz schrieb, so schrieb er auch Wahrheiten in dasselbe, und, wie wir für iene Ehrfurcht haben, so wollen wir auch Ehrfurcht für diese haben. Fehlte es uns an der letztern Ehrfurcht, wer könnte uns die erstere glauben?

An dieser Uebereinkunft in jenem kurzen Auszuge der Lehre Jesu ist's dann aber auch genug. Ueber alles Uebrige kann Jeder von uns urtheilen, wie er will. Wenn dis nicht wäre, so wäre unsere evangelische Freiheit ein blosses Traumbild. Eben dis wäre sie aber auch, wenn wir uns nicht ebenfalls zu einer gewissen Ordnung dabei selbst verpflichteten. Diese besteht darin, daß wir uns iene Freiheit einander gegenseitig zugestehen, und sie bescheiden gebrauchen. „Ihr seid zur Freiheit berufen, aber durch die Liebe die eine dem andern, denn so ihr euch unter einander beisset und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet.“ Keine Streitigkeiten werden mit mehrerer Bitterkeit geführt, als die kirchlichen, und keine stiften grösseren Unfug, als diese. Wären sie bei der evangelischen Freiheit unvermeidlich, so hätte das Papstthum Recht, und wir thäten besser, wir gäben diese lieber heute wieder auf, als
mor-

156 XXIV. Von der Liebe zur Ordnung, als dem morgen. Aber — so ist es nicht, sobald wir nur Liebe zur Ordnung dabei haben.

Hegen wir über Nebendinge in der Religion — und zu diesen gehört Alles, was nicht zu jenem kurzen Auszuge gehört — eine andere Meinung, als die gewöhnliche, und sind wir wirklich davon überzeugt, daß sie die richtigere sei: so müssen wir sie allerdings mittheilen dürfen, wenn wir es sonst für rätlich finden. Nur mus die Mittheilung nicht das Ansehen eines Aufdrangs erhalten, weil wir uns sonst zu einer Art von Gesetzgebern aufwürfen, welches gegen die Freiheit der Kirche ist. Wir müssen unsere Meinung nicht mit absichtlichveranlassstem Geräusch einführen; denn dis verhindert ihre ruhige Prüfung, und erbittert schon in voraus die, deren Meinung sie widerstreitet. Wir müssen ihre Mittheilung nicht mit dem Ausrufe endigen — nur, wer so denkt, der denkt richtig — sondern so müssen wir sie schliessen: hiervon bin ich überzeugt, ich kann aber irren, und so überzeuge man mich meines Irthums. Auf solche Weise läffet man dem Gegentheile dieselbe Freiheit, welche man sich selbst erlaubt, und er findet sich ebenso geehrt, wie man sich selbst ehrt. Wir müssen am allerwenigsten die gewöhnliche Meinung durchziehen und verspotten; solcher elenden Waffen bedarf das richtigere Denken nicht. Vielmehr ver-rät man dadurch, daß man wohl unrichtig denken möge, und der Gegentheil mus sich dagegen empören, daß man ihn sogar höhni sch zum Sklaven machen wolle, da er doch christlichfrei ist.

Hegen Andere über Nebendinge der Religion Meinungen, welche mit den gewöhnlichen, die auch die unsrigen sind, nicht übereinstimmen: so müssen sie sie auch mittheilen dürfen, wenn sie es für rätzlich finden. Und, wenn wir auch sprechen wollten — solcher Freiheit bedienen wir uns ja nicht — genug, sie wollten sich einmahl ihrer bedienen, und so können wir es ihnen nicht wehren. Alles, was wir von ihnen fordern können, ist, daß sie dabei auch nicht aufdringlich zu Werke gehen. Thäten sie dis, so haben wir ebenso Recht, unsere Freiheit zu behaupten, wie sie sichs als Recht anmassen; die ihrige zu übertreiben. Sind sie aber in Mittheilung ihrer Meinungen bescheiden: so will es die kirchliche Ordnung, daß wir sie sprechen, laut sprechen lassen. Weder sie entscheiden dadurch für die Richtigkeit ihrer Meinungen, daß sie sie mittheilen, noch wir entscheiden dadurch wider die Richtigkeit ihrer Meinungen, daß wir es ungern sehen, daß sie sie mittheilen — die Zeit allein wird darüber entscheiden. Alles, was uns frei ist, ist dis, daß wir unsere Meinung ebenso anständig gegen sie vertheidigen, wie sie die ihrige vortragen. So bleiben sie mit uns, und wir mit ihnen, christlichsfrei. Könnten wir sie über ihre Meinung verkehern, verfolgen, oder gar zu Märtyrern machen, welche Abscheulichkeit begingen wir! Legten wir es nicht darauf an, sie zu Sklaven zu machen, da sie doch unsere Freiheit noch gar nicht angetastet haben? — So sehen wir dann wohl, daß uns auch die Liebe zu kirchlicher Ordnung Pflicht sei. — —

Nun

Nun laffet uns die Liebe zur bürgerlichen Ordnung nehmen! Ja, das Christenthum sollte auch den Geist der Staatsverfassungen umschaffen. Hatte man vorher das Bild Gottes nach dem Bilde despotischer und tyrannischer Fürsten gezeichnet, so sollten nun die Fürsten insgesamt das Bild des himmlischen Vaters tragen. Priester und Könige hatten sonst immer zur Unterjochung der Menschheit gemeinschaftliche Sache gemacht. Wie die Religionsflaverei ein Ende haben sollte, so sollte auch die Staatsflaverei ein Ende haben, und bürgerliche Freiheit sollte an die Stelle der letztern treten. In wie fern bis allenthalben, wohin das Christenthum kam, geschehen sei, gehört nicht hieher; daß es allenthalben nicht in gleicher Masse geschehen sein werde, läffet sich ohnehin schon denken. Doch müste man sich warlich gar nicht auf Geographie verstehen, wenn man nicht den unendlichen Segen, welchen das Christenthum auch auf dieser Seite für die Menschheit gestiftet hat, mit innigster Ueberzeugung anerkennen wollte. Bürgerliche Freiheit besteht darin, daß jeder Bürger seines Lebens und aller seiner Lebensgüter eigener Herr und sicher sei, auch dabei geschützt werde, so lange er Lebensgüter und Leben selbst durch seine Handlungen nicht verwirkt. Alle Leibeigenschaft — sie sei eine ganze, oder halbe — ist wider den Geist des Christenthums; denn, daß Paulus die Leibeigenen im Anfange des Christenthums zur Ruhe verwies, kann nun nach siebenzehn Jahrhunderten des Christenthums alle dieienigen nicht mehr rechtfertigen, welche jetzt noch Leibeigene haben. Der ab-

scheu

scheuliche Vorwand, daß die Leibeigenen es besser hätten, als wenn sie frei wären — welcher leere Despotenkneif ist er! Der noch abscheulichere Vorwand, daß sie nicht einmahl wünschten, freie Menschen zu werden, wie stellt er ihre Herren an den öffentlichen Pranger der Menschheit! Welch ein Thier mus der Mensch sein, der auch für Freiheit keinen Sinn mehr hat! Ja, warlich, unter das Thier noch herabgesunken ist er; denn dem Thiere ist nichts wichtiger, als seine Freiheit. Ist das verantwortlich, daß Menschen so abgestumpft werden? Ist diese Abstumpfung mit dem Glaubensbekenntnisse von Bestimmung des Menschen vereinbar? Euch wird Gott richten, ihr Menscheneigenthümer, von den Sklavenhändlern auf Afrika's Küsten an bis auf die Hofedienstplacker in Deutschland. O wehe, o wehe dem Türkenthume im Christenthum!

Wohl uns, M. Br., wenn wir es besser haben! Aber eben dann, dann müsse uns auch unsere höhere bürgerliche Freiheit mit wahren Enthusiasmus für bürgerliche Ordnung beseelen. Wie die Obrigkeit die fürchterlichste Bürgerbedrückung ausüben kann, so wäre doch keine wahre und dauerhafte bürgerliche Freiheit denkbar ohne sie. Sagt nur, wie sich ein Mitbürger gegen die Eingriffe des andern in seiner Freiheit schützen sollte? Mit seiner eigenen Faust? So käme ja doch eine Faust gegen die andere. Ist denn da die gerechte Faust immer stärker, als die ungerechte? Und Welch ein Leben, wenn der Gerechte sein Recht

160 XXIV. Von der Liebe zur Ordnung, als dem Recht immer erst mit der Faust behaupten soll! Ja, sagt, wenn ganze Parttheien unter den Mitbürgern entstehen, wer soll da ihr Recht gegen einander schlichten? Die Fäuste auch? Nun, so ist ja gar allgemeiner Bürgerkrieg da. Werden auch da die gerechteren Fäuste immer die stärkeren sein? Und in der That, dann, dann, wenn dis auch wirklich wäre, so lebe wohl, bürgerliche Gesellschaft — lieber lass uns, iede Familie für sich, in die Wüste gehen! So haben wir dann doch nicht mit Menschen, sondern nur mit wilden Thieren, zu kämpfen, die hier zu Lande eben nicht mehr viel zu bedeuten haben.

Wollen wir in bürgerlicher Gesellschaft beisammen leben — o Gott, und wer wollte dis nicht? nicht einmahl alle Bedürfnisse kann sich iede einzelne Familie verschaffen; und wollen wir denn nur essen und trinken und uns kleiden, oder wollen wir nicht auch Geist und Herz ausbilden? — wollen wir also in bürgerlicher Gesellschaft leben, oder, wollen viel Familien bei einanderwohnen: so müssen Gesetze da sein, nach welchen sich Alle richten, um dem thierischen und ungewissen Faustrechte ein Ende zu machen. Diese Gesetze können wir uns freilich selbst geben; es ist aber immer noch die Frage, ob auch die Gesetzgebung einstimmig würde. Würde die Gesetzgebung nun nicht einstimmig, wer zwingt die Abstimmenden zur Unterwerfung? Die grössere Menge? Nun, das sei! So ist dann doch wenigstens die Gesetzgebung gemacht. Aber wer hält denn nun
hernach

hernach die Geseßgebung aufrecht? So einstimmig auch Alle gewesen sein möchten, die Geseße zu geben, nach denen sie sich richten wollten, weil es ihr allgemeiner Vortheil erforderte, so würde sich doch unter Drei gewis Einer von den Geseßen wiederlosprechen, sobald es sein besonderer Vortheil erforderte. Wer zwingt diesen wieder unter die Geseße zurück? Die übrigen Zwei? So müssen die Fäuste wieder die Geseße aufrechterhalten, und was ist dann durch die Geseße gewonnen? Wie aber, wenn sich von Drei gar Zwei von den Geseßen lossprächen? Wer zwingt diese unter die Geseße zurück? Hier käme allemahl eine Faust gegen zwei Fäuste, und so wärs um die Geseße geschehen. Also — nicht nur Geseße müssen sein, sondern auch Obrigkeit, die die Geseße aufrecht hält. Wie kann aber auch die Obrigkeit die Geseße aufrecht halten, wenn die Bürger ihr nicht gehorchen, und ihre Fäuste nicht verleugnen? Wie kann sie, wenn Tumult entsteht, die Aufrechterhaltung der Geseße wiederherstellen, wenn die besseren Bürger ihr ihre Fäuste nicht leihen? Also — Liebe zur bürgerlichen Ordnung mus sein, wenn bürgerliche Ruhe und Glückseligkeit Statt finden soll. Man mus sich den Geseßen unterwerfen, wenn man durch die Geseße Freiheit, oder Sicherheit seines Lebens und seiner Lebensgüter, haben will. „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung, es sey dem König, oder dem Obersten, oder den Hauptleuten, als Gesandten von ihm.“ Dabei bleibet; die

162 XXIV. Von der Liebe zur Ordnung, als dem
Titel — König, Obersten und Hauptleute — mö-
gen verwechselt werden, mit welchen sie wollen.

Lasset uns endlich noch die Liebe zur bloß
willkürlich gesellschaftlichen Ordnung in Be-
tracht ziehen! — Es ist gewis, daß wir als Chri-
sten auch von allem äußerlichen Zwange in gleichgülti-
gen Handlungen frei sind; denn wir haben mit wich-
tigeren Dingen zu thun, als solche Kleinigkeiten
sind. Ebendarum nun aber auch, weil es wahre
Kleinigkeiten sind, wer sollte nicht den Rath des
Paulus gern befolgen — sehet zu, daß diese eure
Freiheit nicht gereiche zu einem Anstosse der Schwa-
chen —? Wenn da, wo wir leben, etwas für
unanständig gehalten wird, wovon es uns Einer-
lei sein kann, ob wir es thun, oder lassen, so han-
deln wir mackerer, wenn wir es lassen, als wenn
wir's thun. Wollten wir unsere Mitbürger eines
Besseren belehren, so wäre doch der Weg hierzu kei-
neswegs der, daß wir es thäten; wir müßten ihnen
vielmehr die Gleichgültigkeit einer solchen Handlung
deutlich aus einander setzen. Welche Mühe würde
es uns aber machen, wenn wir dis gegen Alle thun
wollten, und weshalb gäben wir uns so viel Mü-
he? einer Kleinigkeit wegen! Unterlassen wir aber
alle Belehrung, und thun lieber das für unanstän-
dig

dig gehaltene, so reizen wir unsere Mitbürger zu einer bösen Nachahmung. Sie werden zwar das an sich gleichgültige, das wir thun, uns nicht nachthun; sie werden aber, weil wir uns die Freiheit nehmen, etwas zu thun, das in ihren Augen doch unanständig ist, vielleicht sich die Freiheit nehmen, etwas anderes zu thun, das wirklich an sich selbst unanständig ist. Ehe wir uns hernach diesen Vorwurf zu machen haben, wollen wir uns lieber selbst bescheiden, die gleichgültige Handlung zu unterlassen. — Ebenso, wenn in der Gesellschaft, deren Mitglieder wir sind, über gewisse gleichgültige Dinge gleichsam eine stille Uebereinkunft getroffen, und ein bestimmtes Benehmen dabei wirkliche Sitte ist: wer wollte seine Freiheit, sich anders zu benehmen, die ihm freilich Niemand mit Gewalt nehmen kann, nicht selbst aufgeben und sich an die Gesellschaftssitte anschließen? Was hätten wir im Gegenfalle davon, wenn wir uns nicht anschließen, da uns dis doch ganz Einerlei sein kann? Nichts weiter, als daß wir dadurch, daß wir den Sonderling machten, uns auszeichneten und auffielen. Glauben wir denn aber, daß dis der Weg sei, freundschaftlich aufgenommen zu werden, oder wünschen wir dis etwa nicht? Glauben wir wirklich deshalb bewundert zu werden? Die Klugen werden uns

164 XXIV. Von der Liebe zur Ordnung, als dem
vielmehr für Thoren erklären, welche in Dingen
etwas suchten, worin nichts zu suchen sei, und die
sich nur darum auf eine so kleinliche Art auszuzeich-
nen strebten, weil sie sich durch nichts Grosses auszu-
zeichnen wüßten. Sagt, ob sie hierin auch wohl
Unrecht hätten? Ein kluger Mann benimmt
sich in gleichgültigen Dingen, wie sich
Anderer betheuen. Nicht durch Beleidigung
des Kostume und hervorgebrachter Gebräuche, die
keinen Einflus auf Wohl und Weh der Gesellschaft
haben, sondern durch Wissenschaft und Verdienste,
durch Abschaffung schädlicher Vorurtheile und durch
Aufstellung wahrhaftigedler seltener Beispiele, will
er bemerkt werden. Oft richtet man aber auch da-
durch, wenn man in dergleichen gleichgültigen Din-
gen auf den Gebrauch seiner Freiheit besteht, Ver-
drus und Unmuth an, und stört die gesellschaftliche
Ruhe. Ja, wer weis nicht, wie über solche
nichtsbedeutende Kleinigkeiten die traurigsten Tren-
nungen und häslichstn Händel entstanden sind?
Wenn jedoch auch bis nicht der Fall wäre, so be-
siehlt uns die Liebe doch, nichts zu thun, wo-
durch wir Ruhe und Frieden im gesellschaftlichen Le-
ben stören; wir überträten also das grössste
Gebot. Darum verdies auch Paulus auf diese
Liebe ausdrücklich, wenn er vom Gebrauche der
Christ-

christlichen Freiheit redete. Wer demnach ein gutes Herz hat, unterwirft sich auch blos willkürlich gesellschaftlicher Ordnung. — —

So, M. Br., laffet uns unsere christliche Freiheit überall mit Liebe zur Ordnung verbinden! Dis will durchaus das Christenthum von uns haben. „Lasset Alles anständig und ordentlich zugehen“ — so rief Paulus einer seiner Gemeinen zu, die sich auch freigemig dachte, um auf verschiedenen Seiten den Ton angeben zu können. Dieser Apostel war auch eben darum so gern im Geiste bei seiner Kolossischen Gemeinde, weil er sich über ihre Ordnung freuete. Kann sich auch wohl der freie Christ in seiner Freiheit mehr zeigen, als wenn er sich selbst zur Ordnung bestimmt? Dann, wenn er nur Ordnung liebt, schauet er, wie Jakobus sagt, in das vollkommene Gesetz der Freiheit recht durch, versteht sich erst ganz auf die Religion der Freien. Und eben darum, weil wir nach diesem Gesetze der Freiheit gerichtet werden sollen, müssen wir auch nur so reden, so thun, wie sichs für Christen geziemt. Nur auf dem Wege einer geordneten Freiheit wird die eigentliche Menschenwürde und der wahre Seelenfriede gefunden; nicht aber, wenn

266 XXIV. Von der Liebe zur Ordnung, als 2c.

man die Freiheit zum Deckel der Bosheit macht und sich durch Berufung auf sie Alles erlaubt. Dies ist die Freiheit der Kinder des Verberbens, nicht aber die Freiheit der Kinder Gottes. Wer als Kind Gottes sich frei fühlt, der macht sich selbst gern zum Knechte Gottes. Gott aber ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern der Ordnung.

XXV.

U e b e r d e n Z o r n .

Am Sonnt. Kantate.

Ueber Jak. I. B. 20.

Seid langsam zum Zorn; denn des Menschen Zorn
thut nicht, was vor Gott recht ist.

Meine Brüder. Wenn alles Zürnen unrecht wäre, so würde Jakobus es nicht dabei haben bewenden lassen, daß er blos langsam zum Zorn zu sein anrieth. Paulus hätte noch weniger sagen können — zürnet, aber sündigt nicht dabei. Durch diesen Ausspruch ist es vielmehr völlig entschieden, daß der Zorn an sich nicht Sünde sei, sondern blos leicht zur Sünde werden könne. Man süßte auch auf der Stelle den grossen Unterschied zwischen einem Zürnenden und einem Zornigen. Ein Mensch zürnt, d. h. er ist eben jetzt im Zorn; so spricht man von ihm, und wenn es das erste mahl in seinem Leben wäre. Aber — das ist ein zorniger Mensch — dabei denkt man sich einen Menschen, der leicht in Zorn geräth, bei ieder Gelegenheit zürnt, seinen Zorn gar nicht in der Gewalt hat u. s. w. Dis ist dann allerdings eine der hässlichsten menschlichen Eigenschaften; die einzelne Handlung des Zürnens an und vor sich selbst aber schändet nicht, sondern nur unter Umständen.

Wenn irgend etwas empörende Eindrücke auf unser Herz macht, müssen wir dann diese Eindrücke nicht empfinden? So weit geht die Gewalt keines Menschen über sich selbst, wirklich empfangene Eindrücke, geschweige dann wirklich empfangene abscheuliche Eindrücke, nicht zu empfinden. Es giebt freilich wohl

abgestumpfte Menschen, die keinen Eindruck mehr empfinden; aber diese empfinden darum keinen, weil keiner mehr auf sie gemacht werden kann. Wenn wir dann aber empfangene Eindrücke empfinden müssen, so ist es uns auch natürlicheigen, unsere Empfindung zu erkennen zu geben und auszudrücken. Auf dieser Seite können wir freilich Gewalt über uns erhalten, und durch Übung immer mehr; ist aber die Empfindung zu lebhaft, so schlägt es auch dem Geübtesten fehl, sie zu verhehlen. Wir drücken also solche Empfindungen vollends, welche wirkliche Herzensempörung sind, vermöge unserer Natur und Einrichtung aus. Ist nun die Empörung des Herzens sehr stark, so drücken wir ebenso natürlich sie auch stärker aus. Und dieser stärkere Ausdruck der Empfindung empfangener sehr empörender Eindrücke heißt — Zorn.

Dies soll jedoch keine Schugrede für unsere sogenannten Zornigen sein, sondern es soll nur beweisen, daß Zürnen an sich nichts Böses sei, und daß man von dem Menschen, so lange er noch äußerlicher Eindrücke gehörig empfänglich ist, etwas fordere, was er nicht zu leisten vermag, wenn man von ihm fordert, daß er gar nicht zürnen solle. Und — wie würde es um alle Ordnung im gemeinen Wesen stehen, wenn die Vorgesetzten gegen pflichtvergeffene Untergebene nicht mehr zürnen sollten? Ja, wie würde es um die Sache der Unschuld und des Rechts oft stehen, wenn die Rechtschaffenen nicht für sie zürnen dürften? Alles kommt nur darauf an, daß unser Zorn vor den Rich-

ter-

terstühlen der Vernunft, des Gewissens und der guten Sitten bestehe. Besteht er aber auch nur vor einem dieser Richterstühle nicht, so ist er uns Schande, wahre Schande. Nun laffet ihn uns vor sie führen und von ihnen herab sein Urtheil hören! — —

Wer wollte über Kleinigkeiten zürnen? Kann denn eine Kleinigkeit an sich so empörende Eindrücke auf unser Herz machen, deren Empfindung man so stark ausdrücken müsse? Dis rechtfertigt sich ja nicht einmahl vor unserer Natur, geschweige vor der Vernunft. Wo doch keine Veranlassung zum Zorne ist, welcher Mensch wird da zürnen? Sieht man denn nicht ein, daß, wenn man geringfügiger Ursachen wegen zürnt, die Klugen den Kopf dazu schütteln? Sieht man nicht ein, daß, wenn man dis oft thut, diejenigen, welche der Zorn trifft, sich endlich gar nicht mehr daran kehren? So ist's dann aber doch sonderbar, daß der häufigste Zorn über Kleinigkeiten entsteht, und daß oft Menschen über Kleinigkeiten beinahe in Wuth gerathen können, die doch auf andern Seiten des Lebens sehr vernünftig zu Werke gehen. Empörende Eindrücke müssen sie schlechterdings empfinden; wie könnten sie sie sonst äußern? Hier lassen sich mancherlei Erklärungen geben. Ein hoher Grad von Reizbarkeit macht, daß an sich schwache Eindrücke zu starken werden. Ein heftiges Temperament theilt seine eigene Heftigkeit den erhaltenen Eindrücken mit. Einbildung und Stolz nehmen auch die geringste Kränkung, welche sie sich angethan glauben, hoch auf; wie liebe jede kleine Kränkung hoch aufnimmt, die dem geliebten Gegenstande wider-

widerfährt. Oft trug man auch schon Viel in seinem Herzen gegen gewisse Personen mit sich umher; es wühlte und wühlte, ohne zum Ausbruch kommen zu können; nun begehen diese ein kleines Versehen; schnell verbindet sich ienes mit den Eindrücken, welche dieses wirkte, und macht solche, die sonst vielleicht kaum bemerkt worden wären, fürchterlich stark. Es sei nun aber, warum es sei, wenn man über Kleinigkeiten zürnt; man verräth dadurch Schwachheit des Geistes, die die eigentlichen geschehenden Vorfälle nicht gehörig zu würdigen weis. Alles, was geschieht, mus nicht mehr Eindruck auf uns machen, als es an sich werth ist. Da aber unser Zorn ebenso, wie er aus empörenden Eindrücken entsteht, auch wieder empörende Eindrücke auf dieienigen, welche er trifft, machen mus, wenn sie ihn nicht verdient haben: so ist es auch menschenfeindlich und grausam, über Kleinigkeiten zu zürnen. Möchten sich dies Viele unserer Mächtigen, unserer Vornehmen und unserer Reichen merken! Es ist nicht genug, mächtiger, vornehmer und reicher zu sein, um bei ieder nichtswürdigen Gelegenheit aufzufahren und aufzubrausen; auch der Untergebene, auch der sogenannte gemeine Mann, auch der Bettler fühlt das Unrecht, das ihm geschieht, und schreiet darüber gen Himmel. Je schwächer, ie geringer, ie ärmer ein Mensch ist, desto weniger darf er es freilich wagen, denn gegen ihn Zürnenden das Unrecht, das ihm geschieht, vorzuhaltten; desto mehr aber leidet er auch dabei und zehrt sich das Herz ab. O wehe, wer wollte über Kleinigkeiten gegen Menschen zürnen! Es ist

unflug und schlecht zugleich. Seid langsam zum Zorne; untersuchet erst, ob es der Mühe werth sei, zu zürnen!

Wenn es nun aber auch wirklich keine Kleinigkeit wäre, über die man zürnt, wer ist denn der, der eigentlich die Zornveranlassung wird? Schlechterdings mus es ein Mensch sein, dem wir mit Recht zutrauen dürfen, daß er uns durch seine Handlung zum Zorne reizen wollte. Ist dis nicht, so müssen wir, wenn wir auch die empörenden Eindrücke, welche seine Handlung auf uns machte, empfinden müssen, doch die Gewalt über uns haben, daß wir durch die vernünftige Vorstellung — er hats nicht böse gemeint — den Ausdruck unserer Empfindung unterdrücken. Fragte Jemand — woran erkenne ich, daß mich ein Anderer zum Zorne habe reizen wollen? — so dient zur Antwort — daran, wenn du es ihm beweisen kannst; da must du aber beweisen, daß er das gehörige menschliche Wissen hatte, und daß er dieses Wissen in dem Augenblick hatte, da er das that, was dich zum Zorne reizt. Sobald er also sein Wissen durch irgend eine Gedankenverwirrung in dem Augenblick des Thuns verlor, ist dein Zorn über ihn ungerecht; und, wenn er gar nicht einmahl das Wissen hatte, so ist dein Zorn über ihn noch ungerechter. Das eine, wie das Andere, wie es um ihn stehe, gibt er entweder gleich zu erkennen, oder wird es dir bald zu erkennen geben; darum — sei langsam zum Zorne. Kurz, gegen alle offenbare Uebereilung, und noch mehr, gegen alle offenbare Unwissenheit, ist Zorn unverzeihlich. Wie abge-

Wie abgeschmackt und ruchlos ist also vollends der Zorn gegen kleine Kinder! Diese haben ja noch nicht einmal das Wissen an sich selbst. Und doch können Erwachsene gegen Kinder so aufbrausen? Doch können sogar Eltern gegen ihre eignen Kinder so aufbrausen? Seid ihr denn ganz unsinnig, Väter und Mütter, euren Kindern etwas zur Last zu legen, das sie noch gar nicht verstehen? Und — wenn sie euch den grössten Schaden zugefügt hätten, sie wußten nicht, was sie thaten. Konnten sie schon verständiger sein, an wem liegt die Schuld, daß sie es nicht sind? War es aber unmöglich, daß auch ihr sie schon verständiger machen konntet, so haltet euch die Hand vor die Augen und schämet euch vor euch selbst, wenn ihr über sie zürnen wolltet. Doch — am Zorne über Kinder ist's noch nicht genug; man zürnt auch über Thiere. Hier steht die Menschenvernunft still, um sich nur auch einen Begriff davon zu machen, wie solches möglich sei. „Ein Thier thut, wie es klug ist“ — wenn doch Alle, die mit Thieren zu thun haben, dieses Glaubensbekenntnis, das der Mensch im Nahmen der Thiere ablegen mus, unterschreiben wollten! Aber sehet nicht nur iene Hausmagd, wie sie über den hungerrigen Hund aufgebracht ist, der ihr das Frühstück stohlt; sehet nicht nur ienen Bauer, wie er auf seine schiefliehenden Ochsen hinein tobt, die ihm kein Wort verstehen; sehet nicht nur ienen Fuhrmann, wie er sich über seine Pferde, wenn sie während seines Schlafs einen falschen Weg genommen haben, erboset; sehet auch ienen Herrn von Stande, wie er sich gar nicht zu maßigen

sigen

sigen weis, wenn er des Nachbars Rache bei Verzehrung seines Papageien antrifft, zu welchem er die Thür offen gelassen hatte. Doch — noch mehr; man zürnt auch sogar über leblose Dinge. Der Eine stößt sich an einen Tisch, der ihm nicht aus dem Wege ging, und geräth darüber in Wuth; der Andere schäumt aus Grimm, wenn er aus Eilfertigkeit etwas zerbricht und tritt die Ueberbleibsel in tausend Stücke; noch ein Anderer zerreißt aus Wildheit die Karten, wenn sie ihm nicht zu Danke fallen. Wie viele zürnen über die Natur, wenn sie nicht ergiebig genug ist — über die Elemente, wenn sie ihnen Schaden anrichten — über die Witterung, wenn sie auch nur eine bloße Spazierfahrt nicht begünstigt! Schämnet euch Alle, die ihr so thut, eures albernen Zorns! wenn ihr Kinder wäret, so liesse man es euch hingehen; diese können nicht urtheilen und überlassen sich daher dem Unwillen über jeden Gegenstand, der ihnen zum Verdruss gereicht. Ihr aber, seid langsam zum Zorn, und, ehe ihr darüber euch entrüstet, daß euch ein Poffen gespielt worden sei, fraget euch erst, ob das Ding, welches die Ursache davon ist, auch ein Ding sei, das euch einen Poffen spielen könne.

Langsam zum Zorn sollen wir sein; gesetzt, wir empfänden wirklich die empörendsten Eindrücke, die Menschen auf uns machten — sind es auch wohl richtige Eindrücke? Wer sieht nicht ein, daß diese Frage durchaus vorangehen müste, ehe man die Empfindung äußerte? Dennoch wird sie außerstoft ganz unterlassen, und man räumt hier den Glauben eine Kraft ein,

ein, die er gar nicht haben sollte. Reden und Handlungen Anderer sind es, die uns so empören; wie sind wir aber zur Wissenschaft derselben gekommen? Ich habe es selbst gehört, selbst gesehen, ist allerdings oft die Antwort darauf; hast du aber auch wohl recht gehört, recht gesehen? O m. Br., wie oft sind unsere eigenen Erfahrungen die grundlosesten von der Welt, besonders in solchen Fällen! Unsere Sinne täuschen uns oft, und zwar nicht blos an sich selbst und durch äußerliche Umstände, die ihren vollkommenen Gebrauch verhindern, wie z. B. halbes Licht nur, oder zu weite Entfernung, sondern auch dadurch, daß wir bei ihrem Gebrauche nicht aufmerksam genug sind. Wir sehen, daß etwas geschieht, sind aber durch andere Gedanken zerstreut, sehen also nicht genau und halten es dadurch für etwas ganz Anderes, als es wirklich ist. Wir kommen dazu, wenn beleidigend gesprochen wird; wir glauben unsern Nahmen gehört zu haben, und es hat kein Mensch an uns gedacht. Ist vollends schon Verdacht in uns gegen Personen, deren Reden oder Handlungen so empörend für uns sein sollen, so bilden wir uns oft Dinge von ihnen ein, von welchen kein Wort wahr ist. Sind wir aber durch Andere zur Wissenschaft dessen gekommen, das uns empört — so ist es ja auch leicht möglich, daß diese nicht recht gesehen und gehört haben. Berufen sie sich gar bei der Erzählung wieder auf Andere, die es gesehen und gehört haben sollen — o wehe der Unsicherheit dessen, was sie uns hinterbringen! Ist denn da nicht dreifach nöthig, daß wir erst Nachfrage halten, obs auch wahr sei? Wie,
und

und wenn die Nachrichtgeber nun gar Alles selbst erfunden hätten, um uns nur gegen eine gewisse Person aufzubringen, uns von ihr zu trennen und sich an ihren Platz bei uns einzuschieben? Ist dis denn nicht einer der ausgetretensten Wege, auf welchem schlechte Gemüther Andere verhasst, und sich beliebt zu machen suchen? Um Alles in der Welt — ehe wir zürnen, lasset uns erst gewis sein, daß wir mit Grund zürnen! Wie können wir es uns auch wohl selbst verzeihen, die Empfindung empörender Eindrücke eher zu äußern, als wir wissen, daß diese Eindrücke der Wahrheit gemäs sind? Stehen wir nicht äußerstbeschämt da, wenn wir nach ausgelassenem Zorne eines Andern überzeugt werden? Und ist es nicht die grössste Ungerechtigkeit von der Welt, über Menschen zu zürnen, die uns gar keine Ursache dazu gegeben haben? Leiden sie denn etwas nicht dabei? Und, wenn sie auch weiter nichts litten, so litten sie doch den Schmerz, daß wir sie schlechter Reden und Handlungen fähig hielten. Ist dis für gute Menschen etwas Geringes? Können wir sie dafür durch noch so oft wiederholte Abbitten hernach hinlänglich entschädigen? Ach — seid langsam zum Zorn!

Wenn nun aber auch die empörenden Eindrücke richtig sind — ist's denn Einerlei, ob der, der sie auf uns machte, sie zu machen unterlassen durfte, oder nicht? Wenn es nun gar seine Pflicht mit sich gebracht hätte, sie zu machen, wäre es nicht abscheulich, daß wir in Zorn gegen ihn darüber gerathen könnten, daß er seine Pflicht erfüllt habe? So kann kein Amt gewissenhaft betrieben werden, ohne daß man dabei bald

Diesem, bald Jenem, in den Weg treten müsse. So ist kein Rechtschaffener im Stande, alle seine Pflichten vollkommen zu erfüllen, ohne dadurch hier und da Unzufriedenheit mit sich zu erwecken. Nehmet einmahl an, wir hätten öffentliche Berrichtungen und wollten sie eigenmächtig auf eine andere Art, als die Vorschrift ist, betreiben; und, wenn unsere Art, sie zu betreiben, auch wirklich besser wäre, dürften unsere Aufseher dazu schweigen? Nehmet an, wir wollten etwas thun, das gegen die Verfassung ist; und, wenn es noch so unböse an sich wäre, dürften unsere Obern es uns nachsehen? Nehmet an, wir hätten gar einen Plan, der dem allgemeinen Wohle nachtheilig wäre, müste ihn nicht Jeder zerstören helfen, wer könnte? Wenn wir nun in allen diesen und ähnlichen Fällen gegen Menschen darüber aufgebracht wären, daß sie gewissenhaft gegen uns handelten, handelten wir nicht dadurch äußerst gewissenlos? Wie? wir wollten verlangen, daß Andere ihre Pflichten übertreten sollten, um uns nicht gegen sich zum Zorne zu reizen? Wer dis sogar laut kann, der ist schon in hohem Grade verderbt; wer es aber auch nur im Herzen kann, der ist auch schon kein Tugendhafter mehr. Wer erst Andern zumuthen kann, seines Vortheils wegen pflichtvergessen zu handeln, der handelt gewis bei ieder Gelegenheit, sobald es Vortheil für ihn abwirft, auch so. Nimmermehr laffet uns also über Menschen zürnen, wenn sie aus Pflicht empörende Eindrücke auf uns machen. Damit solches aber nicht geschehe, so laffet uns den empfangenen Reiz zum Zorn ja allemahl auch

auch von dieser Seite erst betrachten. Sed langsam zum Zorn! Findet sich dann wirklich so, so mögen wir die empörenden Eindrücke anfangs zwar empfinden, aber Vernunft und Gewissen müssen dann hinzutreten und die Empfindung nach und nach überwältigen; zum wirklichen Ausbruche selbst aber müssen wir sie schlechterdings nicht kommen lassen.

Wenn nun aber unser Zorn auch der gegründeteste und gerechteste wäre, nun, so zürnet zwar, aber — sündigt nicht im Zorne selbst erst noch! — Der Zorn ist zwar an sich ein starker Ausdruck eines empörten Herzens; aber die Stärke des Ausdrucks muß auch ihre menschlichen Grenzen haben. Aller überheftige Zorn schändet. Gott, welche verabscheuungswürdige Anblicke gibt es von dieser Seite in der menschlichen Gesellschaft! Bis zum Unbewußtsein kann Mancher zürnen, und man kennt ihn nicht, so aufgetrieben und verzerrt zugleich ist sein Gesicht; wie ein Thier in Menschengestalt steht er da. Wir wollen das Schreckenbild nicht weiter zeichnen; es ist genug, daß wir es oft genug in Natur sehen müssen, und wer wendet sich nicht gern auch da davon, sobald als möglich, weg? Können wir denn nicht zürnen und dabei Menschen bleiben? Können wir nicht unser empörtes Herz stark ausdrücken, ohne deshalb zu wüthen und zu rasen? Mehrentheils sind diejenigen, welche schnell zum Zorne sind, auch heftig im Zorn. Wir finden aber doch auch, daß der Langsame zum Zorn ihnen zuweilen den Vorrang streitig mache. Bei Manchem gehört zwar Viel dazu, ehe er aufgebracht wird; ist er

es aber auch erst, so ist er nicht zu besänftigen. Gewis ist's, daß das Temperament hierbei außerordentlich mitwirkt; können wir denn aber gar nichts thun, unser Temperament auch zu mäßigen? Bei der Erziehung ist es ein Hauptfehler, wenn man Kindern den heftigen Zorn nachsieht. So lächerlich auf der einen Seite solcher Zorn eines Kindes ist, so fürchterlich wird er auf der andern, wenn man sich dieses Kind als künftigen Mann denkt. Welch ein Wüterich wird es dann vollends sein! Eltern, Eltern, reizet eure Kinder nicht zum Zorn; bändiget aber auch ihren Zorn — bändiget ihn besonders dadurch, daß ihr ihnen schlechterdings ihren Willen nie thut, wenn sie ihn erzürnen wollen. Jeder aber auch von uns, der nun einmahl ein heftiges Temperament hat, arbeite daran, Herr darüber zu werden. Es ist uns hier nichts unmöglich, so bald wir nur wollen; wir müssen nur recht wollen. Oft wiederholte deutliche Vorstellungen dagegen werden doch wohl etwas fruchten; Umgang mit sanfteren Seelen gewis auch; vorzüglich aber müssen wir Alles meiden, was die Heftigkeit sogar in Gemüthern erzeigen kann, die das ruhigste Temperament haben. Hieher gehört Alles, was das Blut in starke Wallung bringt und das natürliche Feuer vermehrt. Wie unvorsichtig handelt z. B. ein heftiger Mensch, der nur immer in den wildesten Vergnügungen sich herumtummelt! Wie unverantwortlich handelt der Heftige, welcher die stärksten Gewürze, die stärksten Getränke liebt! Gift nicht nur für seinen Körper, sondern auch wahres Seelengift sind sie ihm. Wenn übrigens

zu heftiger Zorn jeden Menschen schändet, so schändet er vorzüglich weibliche Seelen, die sich durch Sanftheit des Charakters auszeichnen sollen. Dennoch haben die Alten schon die Bemerkung gemacht, daß diese zuweilen das männliche Geschlecht noch darin übertreffen. Einer derselben gibt eine starke Schilderung davon — „Kein Zorn kann so bitter werden, als Frauenzorn. Ich will lieber bei Löwen und Drachen sein, als bei einem Weibe, wenn es böse wird. Als dann verstellt sie ihre Geberden und wird so scheuslich, wie ein Sack. Ihr Mann muß sich ihrer schämen, und wenn man's ihm vorwirft, so thut's ihm im Herzen wehe.“ Wütende Weiber allzumahl, tretet vor diesen Spiegel, den euch Sirach hingestellt hat!

Zürnet, aber — sündigt nicht. Sobald uns die Empfindung empörender Eindrücke zu schlechten Reden und Handlungen verleitet, so sei jede Stunde unseres Zorn verdammt! Denket hier an die Menschen, welche nicht zürnen können, ohne zu schimpfen. Kann man seinen Unwillen über Andere nicht stark genug äußern, ohne sie mit niederträchtigen Benennungen zu belegen? Sind diese etwa Beweise für die Rechtmäßigkeit des Unwillens? O m. Br., wer Recht hat, braucht nicht zu schimpfen, und wer Recht hat und klug zugleich ist, pflegt nicht zu schimpfen. Schimpfen ist wider alle feinere Sitten; es benimmt unserem Zorne die Achtung aller Vernünftigen, und berechtigt den, welchen es trifft, zum Gegenzorne. Es ist Vergeltung des Bösen mit Bösem, bloß um es zu vergel-

ten; man beleidigt dadurch mehr, als man beleidigt ward — denn wie würde man im Stande sein, zu beweisen, daß der, der ausgeschimpft wird, jedes der gebrauchten Schimpfwörter wirklich verdiene? — Denket hier ferner an die Menschen, welche nicht zürnen können, ohne die menschenfeindlichsten Drohungen hinzuzufügen. Wenn diese auch am Ende alle unerfüllt blieben, in welcher Schwärze stellen sie doch den hin, der sie ausstößt! Wie? so glaubst du thun zu können, Ankündiger aller möglichen Rache? Du mußt aber doch glauben; wie würdest du 's sonst ankündigen? Nun, so legt dein eigener Glaube Zeugnis für deine hohe Schlechtigkeit ab — Denket hier auch noch an die Menschen, welche nicht zürnen können, ohne zu fluchen. Wie so im höchsten Grade ungesittet, plump und pöbelhaft ist tis! Welcher Mensch von irgend einem feinen Gefühl prallt nicht für Ekel davor zurück! Wie so im höchsten Grade thöricht ist es zugleich! Ist nicht ieder Fluch der unnützigsten Wörter eins, die gesprochen werden können? Ist der Flucher nicht der wahre Fechter, der in die Luft streicht? Laßet uns aber auch des ruchlosgotteslästerlichen Ansehens nicht vergessen, welches die grobe und dumme Sache gewinnt. Da man sich zu schwach fühlt, Andern das abscheulichste Böse anzuthun, so wünscht man es ihnen an. Fordert man Gott selbst auf, diese Wünsche zu erfüllen, so ist die Lästerung an sich klar; fordert man aber auch nur fremde und höhere Kräfte auf, die unter der göttlichen Regierung stehen, so ist der Unterschied bloß der, daß die Gotteslästerung mittelbar geschieht.

schießt. Wie ist es möglich, in solchen auf allen Seiten und vor allen Richtersthulen, die uns die heiligsten sein müssen, schandbaren Reden seinen Zorn auszuschütten! Es würde uns weniger befremden, wenn wir die Zürnenden in den untersten Ständen nur fluchen hörten, für deren Bildung noch so wenig gesorgt ist; wie muß man aber zurückschauern, wenn man unter den Zürnenden in den höheren Ständen gerade die ausgelassensten und schrecklichsten Flucher antrifft! Wie Viele unserer Vorgesetzten glauben, daß die Aufrechterhaltung ihres Ansehens und der Ordnung auf Fluchen beruhe, und ahnden damit auch das kleinste Versehen ihrer Untergebenen! Wie trift man besonders diesen Glauben oft unter den Vorgesetzten im Soldatenstande an! Es ist doch in der That schon sogar gegen alle Landespolizei, wenn auf der einen Seite die gedruckte Landesordnung zum ersten Artikel hat, daß keine Gotteslästerung getrieben werden solle, und wenn auf der andern Seite beim Exerciren unter freiem Himmel Ober- und Unterofficiere fluchen dürfen, wie sie wollen, und der oberste Officier sich als solcher wohl gar als oberster Flucher auszeichnet. Was solche Männer nur dabei denken mögen! Gar nichts — pflegt man zu antworten, es ist bloße Gewohnheit. Nun, das ist ja die entehrendste Antwort, die man geben kann; Gotteslästerung Gewohnheit? Wie mag es nun mit den übrigen Gewohnheiten in solchen Seelen stehen? Gute können dabei wohl schwerlich Statt finden. Nein, ein schauder-
erregenderes Bild kann man von keinem Menschen ent-

werfen, als wenn man ihn als einen Mann beschreibe, dem Gotteslästerung Gewohnheit ist. Ihr Herren vom Militär, die ihr diese Gewohnheit an euch habt, gewöhnt euch etwas Besseres an. . . Daß es den gemeinen Soldaten auch bald zur Gewohnheit werde, solche Ober- und Unterflucher fluchen zu hören — dis hat seine Richtigkeit. Das ganze Vorderglied gibt kein Zeichen, daß es den geringsten Eindruck auf selbiges mache, wenn der Officier unter seinen tausend Schock Flüchen beinahe aus einander bersten möchte; das Hinterglied aber lacht dazu. Besonders lachen die alten mit Narben bedeckten Helden, wenn der Flucher noch ein unbärtiger Jüngling ist, der noch keinen Feind gesehen hat.

Von den schlechten Reden im Zorn lasset uns nun zu den schlechten Handlungen im Zorn übergehen! Handeln sollten wir eigentlich im Zorn gar nicht; zu Handlungen gehört Ueberlegung; und zur Ueberlegung sind wir während der Empfindung empörender Eindrücke sehr ungeschickt. Auf wen anders werden auch die Handlungen im Zorn gerichtet sein, als auf den, der uns zum Zorn gereizt hat? Diesen lieben wir doch wohl in den Augenblicken nicht herzlich? So dürften also unsere Handlungen nicht anders, als menschenfeindlich, ausfallen. Man sagt zwar wohl von Manchem, der ganz unerwarteter und unverdienter Weise glücklich geworden ist, daß er es im Zorn geworden sei; dis ist ia aber ebensoviel, als wenn man sagte, daß er es durch das Unglück dessen, auf den gezürnt ward, oder, um diesen unglücklich zu machen, gewar-

geworden sei. Des Menschen Zorn thut leicht, was vor Gott nicht recht ist — eine ewige Wahrheit! Da fährt man oft zu und erfüllt die Drohung, welche man kurz vorher aussprach; besonders, wenn der Gegenstand des Zorns sich verantwortet. Da verräth man oft Geheimnisse, die man ewig zu verschweigen versprach. Da thut man Schritte gegen das künftige Wohl des Nächsten, die man hernach nicht wieder zurückthun kann. Da verwandelt man wohl die Angriffe auf seine Ehre in Angriffe auf seine Person, geht von Schimpfworten zu Schlägen über, wovon das Ende wohl gar Mord und Todtschlag ist. Braucht es erst noch eines Beweises, daß die Alles Schändlichkeiten sind? Welch ein Anblick aus der wilden Thierwelt, wenn ein Mensch den andern im Zorn thätlich mishandelt! Hat er nicht das Ansehen eines reißenden Tigers? Wollte man sagen — Strafe müsse sein — so mus erstlich im Zorn nie gestraft werden, und dann, wer bist du Strafer denn? Hast du das Recht selbst zu strafen, oder reißt du dadurch zu deiner Strafe? M. Br., wenn es nun aber der Fürst wäre, welcher im Zorn zuschläge? Flüstert euch hierauf einander zur Antwort zu — Fürsten müssen nie selbst schlagen. Jeder Schlag, den ein Fürst mit eigener Hand gibt, fällt auf ihn selbst zurück.

Zürnet, aber — sündigtet nicht. Lasset die Sonne nicht über euren Zorn untergehen! Zorn mus nicht lange anhalten, er sei so gegründet und gerecht, als er wolle. Wozu dem auch, wenn man einmahl

seine Empfindung empörender Eindrücke ausgedrückt und ausgegossen hat, das Fortsetzen des Ausdrucks und des Ausgusses? Wär's nicht, als wenn man am Zorn Vergnügen fände? Ein guter Mensch ist aber wahrlich froh, wenn er über eine solche Seelenstimmung erst wieder weg ist. Wollte man den fortbauernenden Zorn damit entschuldigen, wenn der Erzürnende fortführe, die empörenden Eindrücke zu machen: so kann man mit Recht erwiedern, daß die Obrigkeit dazu da sei, seinem Unwesen ein Ende zu machen, und daß sie dis auch, wenn sie dazu aufgerufen wird, gewis machen werde. Es ist aber oft der entgegengesetzte Fall; der, über welchen gezürnt wird, sieht sich wohl vor, keinen neuen Reiz zum Zürnen zu geben, und man hört dennoch nicht auf, über ihn zu zürnen. Seelen, die dis vermögen, sinken zu Teufeln herab. Ihr anfänglicher Zorn geht nun in eine unzufättigende Nachbegierde über. Wo sie den Gegenstand, der ihnen so gehässig ist, erblicken, da schütten sie ihren Geiser gegen ihn aus; wo sie ihm schaden können, da schaden sie ihm. Sein Unglück, wenn sie es ihm auch nicht selbst bereitet haben, ist ihnen Freude. Sein Tod selbst söhnt sie nicht mit ihm aus. Sie beslecken sein Grab noch und setzen den Groll gegen ihn auf seine ganz unschuldigen Nachkommen fort. Hier, M. Br., haben wir dann doch wohl zu unserer Ueberzeugung genug, daß Zorn sündlich, im höchsten Grade sündlich, werden könne. D wie wacker handelt der, welcher, nachdem er mit Recht und mit Mäßigkeit gezürnt hat, sobald die Ur-

sache

sache seines Zorns gehoben ist, der ganzen Zorngeschichte vergißt, den, über den er zürnte, nach, wie vor, wieder liebt, und ihn, wenn er dafür Sinn und Dank bezeigt, sogar für die Leiden der Stunde des Zorns noch zu entschädigen sucht! Dieser hat als Mensch gezürnt und kann seinen Zorn vor allen Richtersthühlen verantworten. — —

Wohl dem, der nur selten zu zürnen nöthig hat! Um Seelenruhe und reinen Lebensgenuss ist's allemahl, wenn sich der Zorn regt, und so lange er währet, geschehen. Wie kann es Menschen geben, die in ihm, wie in ihrem Elemente, am liebsten leben und weben? Dennoch gibts dergleichen; ja, es gibt Menschen, die sich, wenn sie kränkeln, durch Zorn wiederherzustellen scheinen. Aber auch von ihnen wird eher, als sie es meinten, wahr, was Strach sagt — Zorn, wenn er Leidenschaft wird, verkürzt das Leben. Wir müssen aber im Fall der Noth, wie schon gesagt, zürnen können. Nicht nur, daß wir, wenn wir einmahl zu rechter Zeit und auf die rechte Weise die Empfindung erhaltener empörender Eindrücke äußern, uns dadurch oft vor dem Erhalten vieler andern ähnlichen Eindrücke am besten sichern; sondern wir sind auch verpflichtet, für das Beste Anderer, und besonders für das allgemeine Beste, zu zürnen. Hieher gehören iene Aussprüche — „ich eifere mich schier zu Tode, daß man dein Gesetz nicht hält“ — „der Eifer um dein Haus hat mich gefressen“ — „ich eifere über euch mit göttlichem Eifer“. Jesus selbst, der die umherwandelnde Menschenliebe war und die Versöhnlichkeit

so eindringend lehrte, konnte doch auch für die Sache des Guten zürnen. Von jenem Vorgange in einer bloßen Sinagoge an, wo er die, welche auf ihn hielten, ob er am Sabbat heilen würde, und die auf seine Frage, ob man am Sabbat Gutes, oder Böses, thun solle, stillschwiegen, mit Zorn umher ansah, bis auf den Vorgang im Tempel, wo er eine Geißel aus Stricken machte und die Ochsenhändler samt ihren Ochsen austrieb, und wo er die Geldtische der Wechsler umsties, daß das Geld ringsumher flog — welche Beweise haben wir davon! Daß er mit der Geißel um sich her geschlagen habe, steht nicht geschrieben; er machte sie vermuthlich auch nur für die Ochsen. . . . Für die Tauben schickte sie sich nicht; da sagte er blos zu ihren Verkäufern — traget eure Taubenkörbe weg von hier. . . .

Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir uns vor Nachzorn hüten, weil dieser uns am ersten und am gewissten zu allen jenen Fehlern verleitet, die den Zorn ungesittet, unvernünftig, ja, sündlich, im höchsten Grade wohl sündlich, machen. „Ein Narr zeigt seinen Zorn bald“ — wenn man in ruhigen Stunden dis sich recht oft vorstellt und tief in sich eindrückt, sollte es nicht zu rechter Zeit ins Gedächtnis zurückkommen und von allem blinden Aus- und Zufaren abhalten? Lasset uns aber auch dafür sorgen, daß wir ein inniges und lebendiges Gefühl unserer Menschenwürde haben! Diese besteht ja darin, daß unsere Vernunft überall über unsere Sinnlichkeit gebiete und aus allen

unsern Handlungen hell und klar hervorblicke. Wo geht sie aber wohl gewisser verloren, als im Zuchzorn? Ist nun das Gefühl unserer wahrern Menschenwürde wahrhaftig lebendig und immerdar rege in uns, so wird es uns auch von diesem zurückziehen können. Neben diesem Gefühle laffet es uns auch zur Gewohnheit machen, daß unser erster Gedanke bei dem Anblicke jedes andern Menschen der sei, daß er auch ein Mensch, und kein Thier, sei. Gelingt es uns, diesen Gedanken zu einem unserer Lieblingsgedanken zu machen, so wird er uns auch dann einfallen, wenn Jemand durch irgend etwas empörende Eindrücke auf uns macht. „Er ist ein Mensch“ — wie könnten wir dis aber denken, und ihn doch wie ein Thier behandeln?

Sollte dis Alles aber nicht hinreichend sein, daß Jemand sich vor Anfall seines Zuchzorns hüten oder überhaupt seiner Hestigkeit im Zorne, wenn er einmahl hestig gereizt wird, gebieten könne: so ist nichts weiter übrig, als daß er sich vor den Reizen zum Zorn selbst hüte. Wie soll er dis aber ins Werk setzen können? Kann er die Menschen Alle dahin bringen, daß sie keine empörenden Eindrücke auf ihn mehr machen? Dis kann er freilich nicht, m. Br.; aber in manchem Stande, in mancher Lage, in mancher Verbindung giebt es unendlichhäufigere Gelegenheiten, zu zürnen, als in andern. In dergleichen Stände, Lagen und Verbindungen mus sich ein solcher Mensch durchaus nicht begeben. Wie aber, wenn er nun schon einmahl darin ist? So trete er noch aus selbigen wieder heraus, sobald er kann!

Das

Das Hell seines Herzens macht ihm bis zur Pflicht; und der Gesellschaft selbst ist auch sehr damit geholfen. Und — wenn er Opfer an Freuden und Genüssen, Opfer an Ansehen und Ehre, Opfer an Macht und Gewalt dadurch bringen müßte; er bringe lieber diese Opfer, als daß er über das ewige Zürnen zum Zornteufel werde, und das Beste, was der Mensch hat, seine menschliche Herzensgüte, ganz und gar aufopere. Bist du also in sehr gemischte Gesellschaften der Freude verwickelt, wo es nie ohne Empörung für dich abgeht, so verlas sie, und wenn du auch die Art von Freuden, die du in ihnen genossenst, nirgends weiter genießen könntest. Machst du den Vorgesetzten vieler Untergebenen, die, so oft du sie, oder ihre Arbeiten, musterst, dir Verdrus und Aerger bereiten, so höre auf, Vorgesetzter zu sein, und wenn du auch für die äußerlichen Vorzüge, derer du dich dadurch begibst, nirgends Ersatz fändest. Bekleidest du einen hohen Posten im Staate oder in der Kirche, der dich zwar zu einem Manne von dem grössten Einflusse erhebt, der dir's aber sogar zur Pflicht macht, oft zürnen zu können, so leg ihn nieder und wenn du hernach auch mit dem hunderttausendsten Theile der gehaltenen Einflusse zufrieden sein müßtest. Es ist besser, daß das Fleisch verderbe und der Geist selig werde, als — umgekehrt.



XXVI:

Ueber Vorurtheile und Leidenschaften,
die die Religion kraftlos machen.

Am Sonnt. Rogate.

Ueber Jak. I. B. 250)

Wer aber durchschauet in das vollkommene Gesetz
der Freiheit, und darin beharret, und ist nicht ein
vergeslicher Hörer, sondern ein Thäter, der
selbe wird selig sein in seiner That.

Meine Brüder. Kinder sind noch frei von Vorurtheilen und Leidenschaften, und insofern sind sie das wahre Bild solcher Seelen, welche für die göttliche Kraft der Religion empfänglich sind. Wenn also Jesus seine Zeitgenossen aufforderte, wieder zu werden, wie die Kinder, so forderte er sie auf, ihre Vorurtheile abzulegen und ihren Leidenschaften zu entsagen, weil diese es wären, welche seinen ganzen Unterricht für sie unnütz machten. Wie sehr er mit dieser seiner Behauptung Recht hatte, lesen wir überall in der evangelischen Geschichte.

Welchen Widerstand leistete ihm das einzige pharisäische Vorurtheil vom tausendjährigen Reiche schon! Verstanden ihn daher seine Zeitgenossen wohl, wenn er von seinem Reiche Gottes sprach? Lies sie ihre Erwartung der glänzendsten äusserlichen Lage ihrer Nation und ihre Sehnsucht darnach wohl den Begriff von einem Reiche der Wahrheit und Tugend finden? So lange sie also bis Vorurtheil nicht ablegten, predigte er tauben Ohren. Man fand seinen Unterricht zwar vernünftig, gros und edel; aber das, was man hören wollte, hörte man nicht. Ebenso stand auch Jesu das allgemeine Vorurtheil entgegen, daß strenge und pünktliche Beobachtung der jüdischen Kirchenordnung vor Gott gerecht mache. Nun mochte er seine erhabene Sittenlehre noch so nachdrücklich vortragen,

194 XXVI. Ueber Vorurtheile und Leidenschaften,
man glaubte ihrer nicht zu bedürfen. Er mochte noch
so schön über Reinigkeit des Herzens reden; man hat-
te ja schon genug gethan, wenn man sich nur oft die
Hände wusch, und seine Gefässe recht rein hielt.

Was die Leidenschaften anbelangt, so lasset uns
doch nur an den unleidlichen Stolz denken, welchen die
Pharisäer bei jeder Gelegenheit zu Tage legten, und
den Jesus so darstellend schilderte. Wie konnten Leute
dieser Art Sinn für eine Lehre haben, welche auf
Demuth und Herablassung so nachdrücklich drang?
Wie thöricht mußte es ihnen klingen, daß, wer unter
Vielen der Vornehmste sein wolle, der Uebrigen Die-
ner werden müsse! Lasset uns an den Geiz denken,
welchem eben diese Menschen bis zum Abscheu erge-
ben waren. Wenn nun Jesus sie belehrte, daß sie
Gott und dem Mammon nicht zugleich dienen könnten,
konnte es anders kommen, als wir lesen? Sie spot-
teteten sein — heisset; denn sie waren geizig. Jesus
traf also den rechten Punkt, wenn er die Ursache davon,
daß seine göttliche Lehre auf seine Zeitgenossen nicht
wirkte, auf die Vorurtheile und Leidenschaften dersel-
ben schob.

Und — so sind es dann auch diese beiden Arten
von Feinden der Wahrheit und Tugend noch immer,
welche an so vielen Seelen die Religion kraftlos ma-
chen. Vorurtheile verschliessen das innere Auge für
das Licht der Wahrheit; Leidenschaften verschliessen
das innere Ohr für die Stimme des Guten. Jene
machen, daß man das vollkommene Gesetz der Freiheit
oft kaum anschauet, oder die herrliche Lehre, welche
von

von allen Irthümern befreiet, seiner Aufmerksamkeit kaum würdiget; sie machen wenigstens, daß man dieses Gesetz nicht durchschauet, oder die Lehre nicht vollständig erkennt. Diese finden ihren Vortheil nicht bei dem vollkommenen Gesetze der Freiheit, bei einer Lehre, die die Leidenschaften in Fesseln legt; sie machen, daß, wenn man die Lehre auch hören mus, es beim Gehörhaben bewenden läffet, ihrer wieder vergißt, nie ein Thäter, und also auch nicht selig, wird. O wehe den Vereitlern und Zerstörern aller Kräfte der Religion! Lasset uns ihnen den Kampf immer härter ankündigen! Lasset uns an Ablegung der Vorurtheile und an Bezähmung der Leidenschaften immer eifriger arbeiten; damit wir durchschauen und Thäter werden! Unserer weitere Unterhaltung wird hierzu beförderlich sein. — —

Vorurtheile sind nichts Anderes, als vor-gefaßte Meinungen, die irrig sind, aber für Wahrheit gehalten werden. Wie entstehen sie in der Seele? Werden sie etwa angeboren? Beinahe sollte man dis glauben, so oft man die Unausrottbarkeit derselben bei Vielen erfährt, wenn sie auch als baarer Unsinn hingestellt werden. Aber M. Br., es werden uns gar keine Begriffe angeboren; folglich können uns auch keine falschen angeboren werden. Hätten wir auch angeborne Begriffe, so würden es gewis lauter wahre und richtige sein; denn der Schöpfer könnte unmöglich auf der einen Seite uns schon Irthümer anschaffen, und auf der andern doch wollen, daß wir Alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen sollten. Daß

196 XXVI. Ueber Vorurtheile und Leidenschaften,
uns aber wirklich kein Begriff angeboren werde, beweisen die Völker, welche in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort für Gott haben; der Begriff von Gott müßte doch wohl unter allen angeborenen der erste sein. Nein, unsere mehresten Vorurtheile bekommen wir durch Andere. In den Jahren der Kindheit schon geht das größste Verderben damit vor. Kinder sind eben darum, weil sie noch keine Kenntnisse haben, begierig darnach; sie hören also auf Alles und haben immer zehn Fragen für eine. Wie sieht es aber in den untersten Ständen, wo die Eltern ihre Kinder selbst pflegen und warten, mit der Aufklärung aus? Und — woher nimmt man in den vornehmeren Ständen die Kinderwärterinnen und Bedienten? Nimmt man sie nicht ebenfalls aus den untersten Ständen? Wo sind die Anstalten, in welchen kluges Gesinde gebildet wird? Möchte man nicht lieber lauter Stumme zu Kinderpflegern nehmen, oder beim ersten Eintritt ins Haus gleich diese Leute zu ewigem Stillschweigen verdammen? Ja, ja, in unsern Kinderstuben siehts noch traurig aus; da ist noch wenig Reich Gottes, und doch gehört den Kindern Gottes Reich am meisten. Das ärgste bei der Sache ist noch, daß Viele unserer Kindermägde und Bedienten nicht einmal genug haben, daß sie aus Unwissenheit und Dummheit den Kindern die albernsten Sachen vorreden, sondern daß sie es auch oft wider besseres Wissen und vorsätzlich thun. Die Kleinen wollen etwa nicht ruhig sein, und sie haben nicht Lust, sich mit ihnen abzugeben; so iagen sie ihnen durch er-
dich.

dichtete Gegenstände Furcht ein; oder die Kinder wollen etwas erzählt wissen, und so erzählen sie ihnen die unsinnigsten Märchen; oder die zarten Wisbegierigen thun in aller Treuherzigkeit Fragen, welche man noch nicht nach der Wahrheit beantworten zu dürfen glaubt, so gibt man ihnen eine falsche Antwort, welche sie für Wahrheit annehmen. Antwortet doch lieber gar nicht, ihr Unbesonnenen, sondern gebet ihnen zur Antwort einen Apfel, oder eine Birn, oder eine Nus; so sind sie auch besridigt. Waxsen dann die Kinder heran, so gelangen sie zum Umgange mit der Welt. Unter den weitläufigen Verwandten, unter den Freunden vom Hause, unter den Nachbarn gegenüber und nebenan finden sich immer Leute, welche sie in den in der Kinderstube eingefogenen Vorurtheilen bestärken und sie noch mit neuen bereichern. Besonders sündigen die Alten, welche man sonst Leute aus dem vorigen Sekulum nannte, iest aber freilich nicht mehr so nennen kann, auf solche Weise. Diese, vorzüglich vom weiblichen Geschlechte, machen es sich wohl gar zur Pflicht, Kinder, wenn sie merken, daß selbige klug erzogen werden, auf die Seite zu ziehen, und den mangelhaften Unterricht derselben nach ihrer Meinung zu ergänzen. So ris nicht nur manche Grossmutter, sondern auch manche alte Trödlerin, oft schon das wieder nider, was vernünftige Eltern bauten. Sogar in der sogenannten grossen Welt, wenn die iungen Leute nach grossstädtischem Gebrauch in sie eingeführt werden, fehlt es nicht an hirnloser Belehrung für sie, und mancher vornehme Herr und man-

die vornehme Dame steckt bei weitem tiefer noch im Aberglauben, als mancher Bauer und manche Bäuerin. Man denke hier nur an die Gewitterfurcht, an den Glauben an Geistererscheinungen, Träume, Ahnungen, sympathetische Kuren u. s. w. Kommt die Jugend endlich zu den Religionslehrern — o wehe, daß es noch geklagt werden mus! — wie selten sind immer noch die Männer unter ihnen, welche nicht nur selbst durchschauen, sondern auch Andere durchschauen lassen! Haben Viele auch Licht genug in sich, so haben sie doch nicht zugleich Herz genug, ihr Licht leuchten zu lassen. Ist besonders ihr Oberaufseher ein Feind des Lichts, so wagt unter hundert kaum Einer, auch nur, wie Vorläufer Johannes, eine Lampe zu sein, und so werden Schulstuben, Kanzeln und Altäre zu öffentlichen Niederlagen der verderblichsten aller Vorurtheile, nemlich — der heiligen. Fragt ihr nun noch weiter, M. Br., wie Vorurtheile in den Seelen entstehen? Doch ja, man kann auch durch sich selbst auf sie kommen. Es leuchtet ja auf der Stelle ein, daß man dis können müsse; denn, wenn man auch alle seine Vorurtheile durch Andere bekäme, so wird doch mit Recht gefragt, woher diese sie haben. Und, wollte man antworten — wieder durch Andere, so fragt ieder Vernünfftige zuletzt, woher sie zu allererst gekommen seien. Durch eine göttliche Offenbarung doch wohl nicht? Wenn die Vernunft nicht gehörig ausgebildet wird, besonders, wenn gar keine Naturkenntnis erlangt wird, dann, dann mus der

Mensch

Mensch aus sich selbst auf Vorurtheile kommen. Erklären will er, was geschieht; richtig erklären kann er nicht, so erklärt er falsch.

Das ist wahr, daß es in Ansehung der Vorurtheile eine grosse Verschiedenheit gebe, und daß eins immer schädlicher sei, als das andere. So ist es freilich viel schädlicher, wenn die vornehmen Leute einen Ekel vor gemeinen Leuten haben; als wenn den gemeinen Mann vor Kröten und Schlangen ekele. So ist es freilich viel schädlicher, wenn Eltern am Krankenbette ihrer Kinder, statt einen Arzt herbeizurufen, sprechen — was leben soll, bleibt doch leben, und was sterben soll, stirbt doch — als wenn Kinder ihre verstorbenen Eltern bis zur Vermummung betrauern. So ist es freilich viel schädlicher, wenn man nicht öfter fromm wird, als wenn man zum Abendmahle geht, als wenn eine Sechswöchnerin nicht eher spazieren gehen will, bis sie Kirchengang gehalten hat. So ist es freilich viel schädlicher, wenn man die Ketzer im Namen Jesu verfolgen zu müssen glaubt, als wenn man die Leiche eines Selbstmörders nicht auf dem Kirchhofe dulden will. Das aber ist falsch, daß es irgend ein Vorurtheil gebe, das ganz und gar unschädlich sei. Wie könnt ihr so etwas, das sich auf der Stelle selbst widerspricht, behaupten, ihr, die ihr unter diesem bezuckerten Vorwande die Menschheit gern ewig am Gängelbände führtet? Ist denn der erste offenbare Schade jedes Vorurtheils nicht der, daß die entgegengesetzte Wahrheit nicht Platz finden kann? Ist Wahrheitsverlust kein Verlust? Hangen die Wahr-

heiten am Ende nicht alle zusammen? Könnt ihr voraussehen, was ihr damit anrichtet, wenn ihr auch nur einen euch ganz unbedeutend scheinenden Irrthum in ihre Kette schiebet? O — wer es mit der Menschheit gut meint, der forcht — Fort mit allen Vorurtheilen! denn eine Dummheit erzeugt die andere. Und, wer es mit sich selbst gut meint, der arbeitet daran, sich von allen Vorurtheilen loszumachen. Wie wird man aber von seinen Vorurtheilen los? Diese Frage laffet uns nun recht ins Auge fassen!

Man mus überhaupt glauben, daß man irren könne. Dieser Anfang der Sache ist gewis nicht zu weit ausgeholt; denn oft liegt blos das gefällige Selbstgefühl eigener Untrüglichkeit zum Grunde, wenn man der sonnenklarsten Wahrheit nicht huldigt. Man erkennt den Satz, daß alle Menschen irren können, für ausgemacht wahr; man denkt aber nicht daran, oder sträubt sich wohl gar dagegen, ihn auf sich anzuwenden. Thorheit! Menschen können irren — ich bin ein Mensch — ich kann irren. Diesen Glauben mus man recht oft in sich erneuern, anfrischen und stärken. Man mus in Folge desselben die Summe seiner Meinungen von Belang zuweilen ausdrücklich die Musterrung durchgehen lassen; es ist ia möglich, daß man, weil man irren kann, von selbst auf einen Irrthum darunter stösse. Dis ist besonders in Ansehung solcher Meinungen nöthig, welche man offenbar angenommen hat, als man selbst noch nicht gehörig nachdenken konnte. Wenn dann nun irgend einer unserer Mei-

nun

nungen Widerspruch, wohl gar starker und fortgesetzter Widerspruch geschieht: so müssen wir bei uns selbst denken — wie, wenn du, der du irren kannst, hier in der That irrtest? Wollten wir diese Frage nicht thun, so wär's auch nicht wahr, daß wir glaubten, daß wir irren könnten. Wir sind ja nun vollends gar zu ihr von Andern veranlaßt, ja, nothgedrungen, und wir wollten sie doch nicht thun? Wer ist's aber, der uns widerspricht? Es ist ein Mann, der durchgängig unter die Klügeren gezählt wird. Nun wären wir gar die Unklugen, wenn wir die Frage nicht thäten. Darum ist es nothwendig, daß man sich zur Achtung gegen Klügere gewöhne; spricht dann einer von ihnen, so hört man auf ihn, und dis ist oft allein schon genug, sich von einem Vorurtheile loszureißen, das man bisher für eine Stimme vom Himmel hielt. Daß man sich wendet, wenn Belehrung vom Gegentheil gewittert wird, dis macht auch oft einzig und allein die Unheilbarkeit vom Irrthum. Hörte man nur, die Sache ist so klar, daß man sie gleich durchschauen müste. Während daß man hört, und ganz hört, mus man, wenn man schon alt ist, vergessen, daß man alt sei — Alter schadet der Thorheit nicht, und zwischen demselben Irrthum eines Greises und eines Jünglings ist weiter kein Unterschied, als daß iener älter sei; man mus, wenn man in der Gesellschaft höher steht, an seinen Stand nicht denken — lieben Brüder, sprach Jakobus auch, haltet nicht dafür, daß der Glaube an Jesum Christum, unsern Herrn der Herrlichkeit, Ansehung der Person

leibe; man mus seine Eltern aus dem Spiele lassen, daß diese ebenso geglaubt, wie man glaubt, und daß sie auf ihren Glauben gestorben wären — auf jeden Glauben kann gestorben werden, und hätten die Eltern falsch geglaubt, so werden sie nun wohl schon richtiger glauben, warum nicht lieber früher richtiger glauben, als sie? man mus endlich auch den Namen gehabter berühmter Lehrer nicht achten — es ist ja doch möglich, daß man so eben einen Lehrer höre, dessen Namen noch berühmter zu sein verdiente. . Wenn dann, während daß man ohne alle Rück- und Seitenblicke so zuhört, die seither gehegte Meinung zu wanken anfängt, so mus man sie nicht halten, sondern sie sich selbst halten lassen. Hält sie sich selbst, so ist sie Wahrheit; will sie aber gehalten sein, so ist sie Vorurtheil. Lasset sie fallen; was kann uns Irrthum nützen, und wenn er unsere Lieblingschaft erhalten hätte. Liegt sie dann, und hat die Wahrheit in unserm Innern gesiegt, so müssen wir ihr auch äußerlich und laut huldigen; wir müssen unsere Ehre nicht in der Schande suchen und durch Behauptung unseres Irrthums uns vor der Welt nur kein Fehl geben wollen, sondern freimüthig bekennen — ja, ja, ich habe geirrt, wohl mir, daß ich nicht wieder irre!

So windet man sich von Vorurtheilen los; wie aber von Leidenschaften? — Lasset uns hier ebenfalls erst einige allgemeine Erörterungen über diese zweite Art unserer Feinde anstellen!

Leidenschaften sind nichts Anderes, als wild und unersättlich werdende, Befriedigung zu ungestüm und

und zu übermäßig fordernde sinnliche Triebe. So ist Hunger der Trieb, Fräßigkeit die Leidenschaft — Durst der Trieb, Völlerei die Leidenschaft — Ehrliche der Trieb, Stolz die Leidenschaft — Verlangen nach Besitzungen der Trieb, Geiz die Leidenschaft u. s. f. Jeder Trieb kann Leidenschaft werden — auch der Lebenstrieb, der erste unter allen. Es bedarf also gar nicht der Frage — woher entstehen die Leidenschaften? Die Frage ist schon beantwortet — sie entstehen aus den Trieben. Die Triebe sind alle gut — sie sind die Wecker für uns, für unsere Fortdauer und Glückseligkeit zu sorgen. Fortzudauern sollen wir suchen — wozu wären wir sonst ins Dasein gesetzt? Glückselig zu sein sollen wir gleichfalls suchen — nicht Satan, sondern ein Gott der Liebe setzte uns ins Dasein. Die Leidenschaften aber sind alle böse; sie verderben und zerstören uns in derselben Masse, in welcher uns die Triebe erhalten und beglücken. Die Triebe sind uns angeboren; die Leidenschaften nicht. Wir haben ja Alle dieselben Triebe; haben wir denn auch Alle dieselben Leidenschaften? Statt der Frage also, woher die Leidenschaften entstehen, drängt sich uns die Frage auf, wie sie daher entstehen, woher sie entstehen, oder wie es zugehe, daß aus unseren Trieben Leidenschaften werden. . .

M. Br. Wir haben gehört, daß unsere sinnlichen Triebe alle zu Leidenschaften werden können; sie selbst können aber nicht über sich wachen, daß sie es nicht werden — wer oder was hat die Wacht über sie? Sollte uns der Urheber unserer Natur ganz ohne Hut und Wacht über sie gelassen haben, da sie doch,
wenn

204 XXVI. Ueber Vorurtheile und Leidenschaften,
wenn sie zu Leidenschaften werden, erst das Grab
unseres Glücks, und dann das Grab unseres Daseins,
bauen? Doch — wozu auch diese Frage? Wir
wissen Alle, daß der Vernunft das Wächteramt
über unsere Triebe aufgegeben sei. Warum verrichtet
sie denn nun aber ihr Amt nicht besser? Ach —
die arme! Sie kommt ja viel zu spät an;
unsere Triebe aber sind gleich da. Wenn sie dann
endlich ankommt, so sind die Triebe schon im Besiz-
stande unseres Willens, aus dem sie sich nur schwer
wieder vertreiben lassen. Jrgend einer davon, der
mit unserer besondern körperlichen Beschaffenheit und
Blutmischung am einträchtigsten ist, hat alsdann —
wenn ihn nicht eine fremde Vernunft da-
von abgehalten hat — schon eine Art von Herr-
schaft über uns gewonnen. Wollten wir fragen —
warum kommt die Vernunft so spät? — so wärs die-
selbe Frage, als — warum blühet der Baum
nicht eher, als er knospet? Verzeihen wir
uns diese Frage nicht, so laffet auch iene ungethan.

Die Sache wendet sich nun also — da die
Vernunft nicht eher ihr Wächteramt über die Triebe
verwalten kann, als bis sie da ist und schon in einem
beträchtlichen Grade da ist, so hat uns Gott an die
Vernunft unserer Eltern, oder Anderer, die Eltern-
stelle bei uns vertreten, gewiesen, daß diese dahin se-
hen sollen, daß unsere Triebe nicht in Leidenschaften
ausarten, und daß sie besonders demienigen Triebe am
meisten entgegenarbeiten sollen, der hierzu deutlich die
Anlage zeigt. Geschieht dis nicht, so sind wir verloh-
ren.

ren. Eine falsche und schlechte Erziehung ist also die wahre Quelle aller Leidenschaften. Diese ist dann nun zwar schon verderblich genug, wenn sie auch nur in blosser Unaufsicht und Unaufmerksamkeit auf die Kinder besteht, so, daß solche sich selbst überlassen sind, und daß keiner da ist, der mit seiner Vernunft ihren noch vernunftlosen Willen lenkt; noch weit verderblicher aber wird sie, wenn die Eltern selbst den Kindern mit bösen Beispielen, und zwar von einerlei Art, häufig vorgehen, und ihren Willen dadurch auffordern, sich ebenso zu lenken und ihnen nachzuahmen. Daher finden wir dann auch, daß die Leidenschaften der Kinder fast immer die Leidenschaften ihrer Eltern sind. Man sucht bis zwar gern durch die blosser Abstammung von den Eltern schon zu erklären, und beruft sich dabei wohl auf einzelne Beispiele von Kindern, die ihre Eltern nie gekannt; aber die Beispiele derer, welche von fremden Erziehern ihre Leidenschaften annahmen, sind viel häufiger, und so ist's dann wohl erwiesener, daß die elterlichen Leidenschaften nicht sowohl durch die Geburt, als vielmehr durch zehn- zwanzigjährige Beispiele, die Leidenschaften der Kinder werden. Ueberhaupt finden wir ja, daß die Kinder auch die Leidenschaften aller derer leicht annehmen, mit denen sie viel umgehen. Diensthoten und Gespielen — wie viel Böses stiften sie, und was für ein weites Feld der reichhaltigsten Beherzigung öfnet sich hier für Eltern! Kurz, im ersten Jahrzehend wird sehr oft so viel von aussenher am Menschen verdorben, daß er im zweiten Jahrzehend alle Hände voll zu thun hat, es wieder gut

zu machen; und läßt er darüber auch das zweite Jahrzehend verstreichen, so dürftes schwer, schwer halten, daß er es es ie wieder gut machte.

Die Verschiedenheit der Schädlichkeit der Leidenschaften beruhet blos auf ihren Grad. Im hohen Grade sind sie alle gleich schädlich und schändlich. Denket euch einen Erzunmäßigen, oder einen Erzstolzen, oder einen Erzgeizigen, oder einen Erzrachsüchtigen — es ist ein Bild so hässlich, als das andere. Einen solchen Erzbösewicht kann man freilich nicht denken, der alle Leidenschaften im hohen Grade vereinigte; denn die eine macht nicht nur oft die andere unmöglich, wie Geiz Verschwendung, und umgekehrt, sondern die Hauptleidenschaft läßt auch nicht Kräfte genug übrig, daß die übrigen so aufkommen können, wie sie. Es ist aber zum Unheil auch schon an einer einzigen herrschenden Leidenschaft genug; eine einzige solche ist im Stande, den ganzen Menschen zu verderben. Denket hier nur an unsere Trunkenbolde und an unsere Wollüstlinge. Ist bei ihnen irgend eine gute Gesinnung davor sicher, daß sie sie nicht aufgeben? ja, ist sogar irgend ein natürliches Gefühl bei ihnen davor sicher, daß sie es nicht nach und nach ersticken? Der Trunkenbold kann im vollen Rausche das Blut seines Herzensfreundes lecken, und der Wollüstling kann einer Hure wegen Frau und Kinder vergiften.

Fort auch mit allen Leidenschaften, spricht daher auch Jeder, der das Heil der Menschheit wünscht; und, wer sein eigenes Heil wünscht, der sucht sich immer
mehr

mehr von der Gewalt derselben zu befreien. Hierzu nun noch eine ausführlichere Anleitung!

Wir haben gehört, daß die Vernunft das Wächteramt über unsere sinnlichen Triebe führen solle; sie mus es also auch führen, sobald sie in gehörigem Grade da ist. Sie allein kann das wieder gut machen, was in unserer Jugend an unserem Herzen verdorben worden ist. Und, wenn wir auch die edelste Erziehung bekommen hätten, irgend einer wenigstens von unsern Trieben ragt doch über die andern empor, und ist mehr, oder weniger, zur Leidenschaft geworden. Dis ist derienige, dessen Befriedigung vermöge unserer körperlichen Beschaffenheit und Blutmischung die mehresten Reize für uns hat. Irgend eine Leidenschaft ist also eine Feindin jedes Menschen. Damit fang an, daß du so denkst; und dann wende diesen allgemeinen Satz auch auf dich an. Glaube mit Zuverlässigkeit, daß du auch so eine Feindin in deinem eigenen Busen trägst. Diese ist's eben, über welche die Vernunft ihr Wächteramt ganz vorzüglich ausüben mus. So suche nun aber diese deine besondere Feindin, deine Leidenschaft, auf; sonst würde die Vernunft auf falschen Seiten vielleicht wachen, wo es vermöge deiner natürlichen Beschaffenheit ihres Wächteramts gar nicht bedarf. Wie du deine Leidenschaft finden sollest — fragst du? Der kürzeste Weg dazu würde der sein, daß du dich bei deinen Feinden darnach erkundigtest; sie werden es bis so richtig und unverholen sagen, daß du über dich selbst gleich aus aller Unwissenheit kommst. Du kannst sie aber
auch

208 XXVI. Ueber Vorurtheile und Leidenschaften,
auch selbst leicht finden. Begib dich nur am ersten,
besten Abend in die Einsamkeit, und las da dein gesam-
tes Thun, Wollen und Denken den Tag hindurch noch
einmahl vor dir vorübergehen. Was du dann im Be-
tref der Sinnlichkeit am meisten von dir ge-
dacht, gewollt, auch wohl gethan, findest, dis bringe
dich auf die Spur. Prüfe dich alsdann, ob es nicht
dasselbe sei, was du von Andern am liebsten hörst und
an Andern am liebsten siehst. Gewis wirst so sein;
und nun nenne dir nur den Trieb, in dessen Fach es
schlägt, so weißest du auch d e i n e Leidenschaft. Fändest
du gar, daß du den ganzen Tag über nichts Anderes
gedacht, gewollt, gethan, als solches, so wäre diese
Leidenschaft schon deine herrschende Leidenschaft.
Nun, da du d e i n e Leidenschaft kennst, ist es äußerst
nothwendig, daß du über sie am meisten sittlich mit
dir selbst sprichst und moralisirst. Lerne das Kapitel
der Sittenlehre, in welchem sie abgehandelt wird, in- und
auswendig. Beherzige alle Gründe, welche dir gegen sie
angegeben werden, einen nach dem andern. Suche die
Vorstellungen derselben dir zur höchsten Deutlichkeit zu
bringen. Reihe sie oft alle zusammen und denke sie als
ein Ganzes; damit du die ganze Unsittlichkeit deiner Lei-
denschaft mit einem Blick überschauest und sie auf das
lebhafteste empfindest. Je öfter du so thun wirst, de-
sto tiefer wirst du auch ihre Unanständigkeit für dich
empfinden; und wenn sie noch so viel Zauber für dich
hätte. Nun bist du schon so stark, daß du wenigstens
nicht blind und ohne Bewußtsein dessen, was in dir vor-
gehe, ihr Folge leisten wirst. Wenn eine Gelegen-
heit

heit komme, daß sie dich reizt, so wird in deinem Innern dich etwas zwingen, einigen Anstand zu nehmen. Diesen Anstand benutze und rufe dir warnend zu — ietzt schleicht dein alter Feind aus seinem Hinterhalte hervor. Habe kaum dis gedacht, so stelle dir alle Gründe gegen sie nun deutlich vor, deren hinterlassener Eindruck aus vorigen Vorstellungen es war, der dich Anstand zu nehmen zwang. Ach wie viel wirst du dadurch über dich vermögen, immer vollkommener über dich vermögen! Verringere dabei die Menge der Gelegenheiten, welche deine Leidenschaft reizen, so viel in deiner Gewalt ist. Dis wirst du besonders dadurch am besten thun, wenn du fleißig mit solchen Personen, und, wenn es sein kann, nur und einzig und allein mit ihnen, umgehst, die deiner Leidenschaft nicht ergeben sind. Ausser dem Gelegenheitsmangel, der dadurch für diese entsteht, wird dich so ein gewählter Umgang auch immer mehr zu entgegengesetzten Gesinnungen leiten. Du weißest ja auch, daß durch Übung ausserordentlich viel geleistet werden möge. So thue oft vorsätzlich das, was deiner Leidenschaft zuwider ist; die Übung hierin wird dir die stärkste Kraft geben, ihr zu widerstehen, und du wirst dich endlich ebenso an das, was ihr zuwider ist, gewöhnen, wie du dich erst an sie selbst gewöhnt hast. Wäre deine Leidenschaft aber so herrschend, daß dis Alles nicht hinreichte, sie zu überwältigen: so geselle dich für immer zu einem Freunde, der ein Edler ist, und gib ihm volle Macht und Gewalt über dich, so, daß du schlechterdings und ohne alle Wider-

rede thust, wie er sagt. In Augenblicken deiner gereizten oder sich regenden Leidenschaft schreibt er dir dann dein Verhalten vor, und du befolgst seine Vorschrift wie ein Sklav. Wie solltest du nicht so endlich doch von ihrem Sklaveniuche befreiet werden? Nicht eher aber entziehe dich der Unterwürfigkeit und dem unbedingten Gehorsam gegen ienen Edlen wieder, bis sie völlig zerstört ist, und du dich in die Freiheit wieder wagen darfst. Ach so, so ward schon mancher im höchsten Grade leidenschaftliche erlöset, dem die Ketten, welche er trug, selbst zur Last waren, der aber zu schwach war, sie zu zerbrechen; und bis sollte öfter der höchste Nutzen werden, den die Freundschaft nur stiften kann. — —

So frei und immer freier von Vorurtheilen und Leidenschaften, werden wir, M. Br., immer mehr Sinn für alles Wahre und Gute erhalten. Ist denn aber dieser Sinn nicht die wahre Menschheit, das Einzigpreismwürdige, an uns? Gott, was helfen alle äußerliche noch so glänzende Vorzüge, was helfen vornehme Geburt, Reichthum, Stern und Ordensband, wenn man dabei — ein dummer Mensch ist und bleibt! Ein aufgeklärter Kopf tauscht dagegen nicht, und mag in Ewigkeit nicht dagegen zur Unwissenheit und zu abergläubischer Denkart zurückkehren. Was hilft aber auch alles Wissen und alle noch so so anschauliche Erkenntnis, wenn man dabei ein böser Mensch ist und bleibt! Man wird dadurch nur noch verworfener, wenn man in demselben Grade klug und gelehrt ist, in welchem man schlecht ist. Sinn für
das

das Wahre und Sinn für das Gute zugleich — sehet da unsere eigentliche Menschenwürde!

O laffet uns hier an ienes Amtschildelein zurückdenken, welches Moses dem Aaron machen lies. „Du sollst, ward zu ihm gesagt, in das Amtschildelein thun Licht und Recht, daß sie auf dem Herzen Arons sind, wenn er eingeht vor den Herrn.“ N. Br., wenn es wahr ist, daß in Israel Alles Bild des Zukünftigen in Christo gewesen sein solle, so laffet uns doch hier, hier das herrlichste unter allen Vorbildern des Christenthums im Judenthume antreffen! Daß wir als Christen insgesamt Priester sind, welche vor den Herrn eingeßen dürfen, wissen wir ja und hörens so gern; o so sei unser Amtschildelein dasselbe, und es werde hinein gethan Licht und Recht! Statt aber, daß Aaron es auf dem Herzen trug, wollen wir es im Herzen tragen. Wahrheit und Tugend sollen unsere ganze Seele erfüllen, und wir wollen im Sinn und Eifer für beide unsere wahre Christenwürde ebenso, wie unsere wahre Menschenwürde, finden.

Krieg allen Vorurtheilen, wenn es auch die betährtesten und heiligsten wären, und Sieg über sie! Krieg allen Leidenschaften, wenn sie auch die süßesten und herrschendsten wären, und Sieg über sie! Dis, dis sei unser christlicher Wahlspruch, von dem uns weder die Täuscher auffer uns, noch der Täuscher in uns selbst, abwendig ma-

chen sollen. Mit ihrer ganzen vollen Kraft wird dann die Religion auf unser Herz wirken und uns selig machen. Wir werden durchschauen in das vollkommene Gesetz der Freiheit und die Wahrheit ganz erkennen; wir werden, darin beharrend, Thäter werden, und die Tugend wird uns sanft zum Himmel leiten.

XXVII.

Wahre Ehrerbietung gegen Jesum.

Am Himmelfahrtstage.

Ueber Phil. 2. V. 9 — 11.

Gott hat ihn erhöht, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist; daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle der Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Meine Brüder. Um sich zur Ehrerbietung im gewöhnlichen Verstande gegen Jesum zu entschließen, dazu wird nicht Viel erfordert. Ein Mensch von gesundem Nachdenken und von noch unverdorbenem Gemüth braucht nur des Evangelium zu lesen; so mus er sich, Jesum zu ehren, gezwungen fühlen. Ein wahrer Probierstein, woran man Menschen erkennt, ob sie vernünftig und gut sind, ist es sonach, ob sie nach erlangter gehörigen Bekantschaft mit diesem Buche Jesum verehren, oder nicht. Wer könnte so ein Leben, wie uns das Leben Jesu beschrieben wird, ungeschägt lassen — wer könnte, wenn es sich vollends mit einem so edlen Tode schliesst, wie sich das Leben Jesu geschlossen haben soll, sich der Bewunderung der hohen Menschengröße enthalten, und dabei verlangen, daß man ihm noch Urtheilskraft und sittliches Gefühl zugestehen sollte? Nein, das sieht wohl Jeder ein, daß er, wenn er Jesum, nachdem man ihm seine Lebensbeschreibungen gezelgt hat, nicht hochschätzen wollte, sich selbst zur Geringschätzung verurtheilte.

Paulus aber geht in seiner Ehrerbietung gegen Jesum noch viel weiter. Gott, sagt er, hat ihm einen Namen über alle Namen, ein mit nichts zu vergleichendes Ansehen, gegeben, so, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle der Kniee, die im Himmel, auf Erden und unter der Erden sind, oder

daß Alle, vom Höchsten an bis zum Niedrigsten, sich ihm unterwerfen, und alle Zungen, alle Menschen, zur Verherrlichung Gottes, des Vaters, bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei.

Hier entstehen die Mißverständnisse über Jesum selbst sowohl, als über die ihm schuldige Ehrerbietung. Man hält die Behauptung, daß Jesus der Herr sei, gleichbedeutend mit einer andern, daß Jesus in den Himmel eingegangen sei und zur Rechten Gottes sitze, und thut auch Recht daran; man sollte aber sein Herrsein nicht aus dem buchstäblich angenommenen Eingegangensein in den Himmel und Sitzen zur Rechten Gottes, sondern sein Eingegangensein in den Himmel und sein Sitzen zur Rechten Gottes bloß biblisch aus dem Herrsein erklären. Man vergißt dabei, daß Jesus selbst sich zur Rechten Gottes gesetzt habe, oder daß ihn wenigstens Gott erst nach seinem bezeugten Gehorsam bis zum Tode zu seiner Rechten im Himmel gesetzt und erhöht habe. Man nimmt das Kniebeugen im Nahmen Jesu, des Herrn, bloß wörtlich, und treibt mit Jesu, der doch nur zur Ehre Gottes des Vaters Herr sein soll, wahre Abgötterei.

Wenn es nun auch allerdings bei der Ehrerbietung gegen Jesum an der Achtung für seinen moralischen Charakter bloß nicht genug ist, sondern wenn man ihn durchaus für den Herrn erkennen muß: so sind doch jene Vorstellungen asterevangelisch und unerlaubt-übertrieben. Der Erfolg davon ist der, daß Nichtchristen am Ende auch Jesu alle Ehrerbietung seines mora-

moralischen Charakters wegen versagen, und daß die, welche vor Jesu wirklich ihre Kniee beugen und mit dem Munde bekennen, daß er der Herr sei, es beim bloßen Herr, Herr sagen und Kniebeugen vor ihm bewenden lassen. — O laffet uns ia Ehrerbietung gegen Jesum haben und beibehalten, aber nur — ächte! „Wir haben nur einen Gott, den Vater, von welchem Alles, was ist, sein Dasein hat, und für den wir Alle leben; ebenso haben wir nur auch nur einen Herrn, Jesum Christum, durch welchen Alles zu unserem Heile geschehen ist, und durch den wir als Menschen jetzt das sind, was wir sind“ — dis, dis zeichnet die wahren Grenzen zwischen Gott und Jesu, und lehret uns zugleich die ächte Ehrerbietung gegen Jesum. Wer wollte sich nicht dieser nur ergeben? Jetzt, jetzt wollen wir für uns hieran arbeiten. — —

Was heißt das, daß Jesus der Herr sei? — mit dieser Frage müssen wir den Anfang machen. „Ihr heisset mich Meister und Herr, sprach Jesus zu seinen Jüngern, und ihr thut recht daran.“ Hier haben wir die Antwort aus der ersten Hand darauf. Meister bedeutet, was Herr bedeutet, und Herr bedeutet, was Meister bedeutet. Meister aber heißt Lehrer, und die Juden nannten ihre Lehrer bald Meister, bald Herr. „Sie haben meinen Herrn weggenommen“ soll Maria von Magdala beim Grabe Jesu gesagt haben, und als sie Jesum hernach bald selbst erblickt haben soll, soll sie nichts weiter haben sagen können, als — M e i s t e r ! Wir müssen also in Jesu,

dem Herrn, nur Jesum, den Lehrer, suchen; aber — den einzigwahren Lehrer. „Einer ist ener Meister, sprach er selbst, nehmlich — Christus.“ Wir müssen an ihm den allgemeinen Lehrer des ganzen Menschengeschlechts suchen, der es noch werden wird, oder doch zu sein verdient. Dis ist, was Paulus damit sagte — alle Zungen, alle Völker und Menschen, sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei. Die Apostel belehrten daher auch ihre Gemeinde entweder schlechthin im Herrn, ermahnten sie blos im Herrn, segneten sie blos im Herrn, oder thaten dis Alles auch im Nahmen des Herrn Jesu. Unsere ächte Ehrerbietung gegen Jesum mus also damit anfangen, daß wir Jesum für unsern Lehrer erkennen; dann erkennen wir ihn für unsern Herrn.

Woburch verdient er denn nun aber, daß er in solchem Verstande unser Herr sei, oder daß wir ihn für unsern einzigen Lehrer anerkennen? — Als Jesus bei einer Gelegenheit, da ihn Viele wieder verliessen, seine Zwölfe fragte, ob sie auch weggehen wollten, antwortete Petrus im Nahmen Aller — „Herr, zu wem sollten wir gehen, der uns besser belehrte, als du? Du hast ja Worte des ewigen Lebens.“ Hier haben wir die erste Antwort auf unsere Frage aus dem Munde des ersten Christen. Was nun diesen ersten Christen antrieb, Jesum für den Herrn, für den Christus oder einzigen Lehrer, zu erkennen, das wird auch uns jetzt noch dazu antreiben können, wenn wir nur recht darüber nachdenken. Die Worte des
 ewi.

ewigen Lebens sind, die wir bei Jesu antreffen. Der vollkommene Unterricht, welchen Jesus über unsere wahre und grosse Bestimmung, und über die Erreichung derselben, gab — dieser Unterricht, der ebenso, wie sein Leben, den Beifall jedes Menschen von gesundem Verstande und von noch unverdorbenem Herzen erhält, macht Jesum auch uns zum einzigen Lehrer und in diesem Verstande zum Herrn. „Ich bin das Brodt des Lebens“ sprach er daher selbst; mein Unterricht ist die wahre Nahrung für Geist und Herz. Diese durch sich selbst sich so empfehlende Lehre versiegelte er aber auch noch mit seinem herrlichen Märtyrertode, damit sie sich allen guten Gemüthern recht aufdringen sollte. Und so ist dies die zweite Antwort darauf, warum wir ihn für unsern einzigen Lehrer und für unsern Herrn erkennen sollen. „Ich gebe mein Fleisch, meinen Leib, für das Leben der Welt“ — sprach er deshalb ebenfalls selbst. Man braucht nichts, als seinen grossen und schönen Tod zu lesen, um diejenigen Ueberzeugungen und Gesinnungen, welche ihn so sterben liessen, und die dieselben waren, welche er lehrte, für die einzigrichtigen zu erklären. Genug, er hat sich als den vollkommensten Lehrer des Menschengeschlechts hingestellt und ist dadurch erhöht worden zum Herrn, und so müssen wir ihn auch dafür erkennen.

Nun verstehen wir auch, was es heisse — er ist in den Himmel eingegangen und hat sich gesetzt zur Rechten Gottes.“ Der Himmel ist die übersinnliche, die geistige Welt, welche durch
Wahr.

Wahrheit und Tugend besteht. Durch den vollkommenen Unterricht über Wahrheit und Tugend, welchen Jesus gab und durch seinen Tod vollendete, ist er in den Himmel eingegangen und hat ihn geöfnet, so, daß nun Jeder durch diesen seinen Unterricht auch in den Himmel eingehen kann und in das himmlische Wesen versetzt wird. Da sitzt er nun zur Rechten Gottes. Gott ist und bleibt der Regent in seiner übersinnlichen, geistigen Welt, der sie durch Wahrheit und Tugend regiert; weil aber Jesus der vollkommenste Lehrer der Wahrheit und Tugend gewesen, und der Sprecher Gottes geworden ist, so ist er gleichsam Mitregent im Reiche Gottes, und nur, wenn nach seinen Grundsätzen geglaubt und gehandelt wird, kann dieses Reich bestehen. Es schadet nichts, daß es bald heißt — Jesus sei in den Himmel selbst eingegangen — bald — Gott habe ihn in den Himmel aufgenommen; es schadet nichts, daß es bald heißt — Jesus habe sich selbst zur Rechten Gottes gesetzt — bald — Gott habe ihn zu seiner Rechten gesetzt im Himmel; Beides läuft auf Eins hinaus. Wenn Gott dabei eine Handlung zugeschrieben wird, so wird er dabei so betrachtet, daß er die rastlosen Bemühungen Jesu um seine Sache, die die Ausbreitung der Wahrheit und Tugend ist, iene Bemühungen dafür, die so weit gingen, daß er sich sogar dafür völlig aufzuopfern beschlos, ganz besonders gesegnet und mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt habe; denn allerdings war der grosse Fortgang des Christenthums ein Werk der göttlichen Vorsehung. Dis ist dann nun auch ganz der
Sinn

Sinn des Paulus heute — „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja, zum Tode am Kreuze; Darum hat ihn auch Gott erhöht — — so, daß nun alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei.“ Es ist ebenso, als wenn Petrus gleich beim Zusammentritte der erstlichen christlichen Gemeinde sprach — „So wisse nun ganz Israel gewis, daß Gott diesen Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht habe.“ Und — thront denn Jesus nicht vor unsern Augen nun wirklich zur Rechten Gottes im Himmel? Ach, wie hat sich das Christenthum seit den Zeiten der Apostel ausgebreitet! Wie gros ist die Kirche Jesu geworden; wie noch weit grösser würde sie schon sein, wenn man dem ersteren sanfteren Verfahren bei ihrer Ausbreitung treu geblieben wäre! Dennoch ist die Gemeinde auf dem Erdboden unzählbar, welche sich, wie ein Leib unter seinem Haupte, unter Jesu vereinigt, und er regiert wirklich unter ihr die Sache Gottes durch sein Evangelium, oder leitet sie durch dasselbe zu Einsichten des Wahren und zu Fertigkeiten im Guten. Das ist, was dort gesagt wird — er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Worte.

Nun ist die letzte Frage noch übrig — wie bezeugen wir es, daß wir Jesum für unsern einzigen Lehrer, und in diesem Verstande für unsern Herrn, erkennen? Daß unsere Zunge es blos bekenne, daß er der Herr sei, daß wir ihn auch wohl zweimahl für einmahl immer Herr nennen, ist doch wohl nicht genug? Daß wir unsere Kniee vor ihm beugen, ist
ja

Ja wohl ebenso unzureichend? Wie viel tausend Betrüge-
 gereien und Heucheleien werden dadurch nicht unter
 Menschen gegen einander gespielt! Ja, wir Abend-
 länder, die wir unsere Kniee nur vor Gott beu-
 gen, müssen uns des Kniebeugens gegen Je-
 sum ganz enthalten. Bei den sflavischeren Morgen-
 ländern ist dis etwas Anderes. Da beugt der Unter-
 than vor seinem Regenten die Kniee, der Knecht vor
 seinem Herrn, ja, der Schüler vor seinem Leh-
 rer. Es ist also dort eingeführter bürgerlicher Ge-
 brauch gegen Jeden, den man recht hoch ehren will.
 Vor dem Petrus fiel daher auch der Kornelius
 nieder; aber wie edel benahm sich Petrus schon in seinem
 Zeitalter gegen diese übertriebene Ehrungssitte! „Ich
 bin ein Mensch — stehe auf!“ Nach christlichen
 Grundsätzen soll also vor keinem Menschen Knie-
 beugen geschehen, sondern nur vor Gott. Kniebeugen
 und Anbetung gehört nun zusammen; anbeten
 aber sollen wir nur Gott. Wie wir den Menschen,
 Christus Jesus, nicht anbeten sollen, so sollen wir
 auch die Kniee nicht vor ihm beugen. Wenn also Paulus
 sagt, daß im Namen Jesu sich beugen sol-
 len alle Kniee, die im Himmel, auf Erden und
 unter der Erden sind, so nimmt er das Zeichen statt
 der Sache, die dadurch im Morgenlande bezeichnet
 ward. Kniebeugen war ein Zeichen, daß man den
 Andern für seinen Herrn erkenne; Alle, Alle,
 vom Vornehmsten an bis zum Niedrigsten, sollen Je-
 sum für ihren Herrn erkennen. Es ist also das-
 selbe, was er hernach gleich deutlicher sagt — alle
 Zun-

Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei. Daß man aber gar, wenn der bloße Name Jesus genannt wird, die Kniee beugen sollte, ist die abgeschmackteste Erklärung der Worte des Apostels; *Nahme* ist hier nicht das Wort Jesus, sondern das Ansehen Jesu, wie vorher der *Nahme* aller *Nahmen* das höchste Ansehen Jesu bedeutet. Es steht ja auch gar nicht da, daß beim *Nahmen* Jesu die Kniee gebeugt werden sollen, sondern im *Nahmen* Jesu; das heißt also, für sein Ansehen, für seine Würde. Uebrigens lesen wir nicht, daß Paulus selbst jemals im eigentlichen Verstande seine Kniee vor Jesu gebeugt habe; wohl aber lesen wir — „*derhalben beuge ich meine Kniee gegen den Vater unsers Herra Jesu Christi, der der rechte Vater ist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.*“ Diese Stelle mit iener Stelle verglichen, muß uns doch wohl den wahren Sinn, welchen iene hat, deutlich machen. Es ist auch gewis, daß die wirklichen Knieebenger gegen Jesum, besonders diejenigen, welche, wenn das bloße Wort, Jesus, ertönt, schon die Beugung betreiben, oft die ärgsten christlichen Heuchler sind. Ein mehr, als blos morgenländischer, ein trauriger vielmehr und höchstbergläubischer Anblick ist es, wenn man die ganze christliche Gemeinen, wie z. E. beim Altare, noch thun sieht. Wie weit müssen diese noch im Verstandnis der ächten Ehrerbietung gegen Jesum zurück sein!

Lasset uns von Jesu selbst hören, wie wir es bezeugen sollen, daß wir ihn für unsern Herrn und Meister erkennen. — „Was heisset ihr mich Herr, Herr, und thut nicht, was ich euch sage?“ Also, hier haben wir's klar und deutlich, wodurch wir darthun sollen, daß Jesus in unsern Augen unser Herr sei — thun müssen wir, wie er sagt. Dis ist das rechte Herr, Herr, sagen; dis ist das rechte Kniebeugen vor ihm. „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr thut, wie ich euch gebiete“ — „Bleibt bei meiner Rede, so seid ihr meine rechte Jünger“ — „So ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe“ — alle diese Aussprüche besagen dasselbe. Gibt es denn nicht auch die Natur der Sache, daß man dadurch erst ein wahrer Untergebener eines Andern werde, wenn man thut, wie er will? Gibt es nicht die Natur der Sache, daß man dadurch erst ein wahrer Schüler eines Lehrers werde, wenn man seine Ueberzeugungen und Gesinnungen, die er mittheilt, zu seinen eigenen macht? Ohnedis spielte man doch in der That nur mit dem Lehreransehn, wie mit dem Herrnansehn, das man einem Andern zugugestehen vorgäbe. Derselbe Paulus, auf den man sich so gern berufen möchte, daß es an dem blossen Kniebeugen gegen Jesum genug sei, hat es uns besser gesagt, was zur Ehrerbietung gegen Jesum gehöre. „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ — „Die Liebe Christi dringet uns, welcher darum für Alle gestorben ist, auf daß die, so da leben, hinfort sich nicht selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben ist“ — „Unser Keiner lebt

lebt sich selbst, unser Keiner stirbt sich selbst, leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben, oder sterben, so sind wir des Herrn; denn dazu ist Christus gestorben, daß er Herr sei.“

Lasset uns nun alles bisher gesagte zusammenfassen! Die wahre und ächte Ehrerbietung gegen Jesum besteht also darin, daß man ihn, indem man ihn für den Herrn erkennt und bekennt, für seinen einzigen Lehrer der Wahrheit und Tugend hält, daß man ihn seiner Lehre selbst wegen und seines Todes wegen dafür hält, und daß man dis dadurch beweiset, daß man überall, wie Jesus lehrte, glaubt und thut. Bei dieser Ehrerbietung für ihn geht man ihm ebenso in den Himmel nach, wie er Allen zuvor in den Himmel eingegangen ist und ihn geöfnet hat. — —

Gottlob, daß diese Ehrerbietung gegen Jesum immer gemeiner wird! Ja, ja, m. Br., um die Sache Jesu stehts so schlimm nicht, wie Viele fürchten. Seine wahren Verehrer vermehren sich immer mehr und mehr, und seine eigentliche Herrlichkeit im Himmel nimmt nicht ab, sondern zu. Er sitzt, wenn man so sagen darf, ietzt näher und fester zur Rechten Gottes, als ie. Inzwischen, da falsche Ehrerbietung gegen Jesum noch immer die gewöhnliche ist, und es den Mehresten unter denen, welche sie treiben, nur an besserem Unterrichte fehlt, um von ihr sich zur wahren zu wenden: so lasset uns noch unsere ganze Aufmerksamkeit auf sie richten.

Daß Jesus Herr bloß als Menschenlehrer sei, scheint Vielen zu wenig; ach, und wie würde er doch wahrlich erst ganz zum Herrn, wenn sich Jeder nur seiner Lehre recht unterwerfen wollte! Er ist Herr und — Heiland, heißt's. Ja doch, ja, Heiland und Helfer, unter allen Heilanden und Helfern der Erde; denn er heilt von Irthum und Laster, er hilft zur Wahrheit und Tugend, wie kein Anderer geheilt und geholfen hat. Ist dis aber nicht dasselbe, als wenn wir ihn Lehrer nennen? Kann er anders helfen und heilen, als durch seine Lehre, die von Irthum und Laster frei macht? „Nein — erwiedert man; sein Heilandsgeschäft besteht darin, daß er unser Stellvertreter vor der Gerechtigkeit Gottes geworden ist und unsere Sünden gebüßt hat. Hierdurch wird er unser Herr — er hat uns durch sein eigenes Blut theuer erkaufte — er hat sein Leben zum Lösegelde für uns gegeben.“ Ja, aber von wem hat er uns denn durch sein Blut theuer erkaufte? Von Gott? Nein, von allem eiteln Wandel — sagt ja Petrus ausdrücklich. Und — zum Lösegelde, oder zur Erlösung, hat er sein Leben gegeben? zur Erlösung wovon denn aber? Von Gott? Nein, von der Ungerechtigkeit, sagt Paulus ausdrücklich, damit wir ein Volk seines Eigenthums würden, das fleißig wäre zu guten Werken. So ist es dann sogar ganz wider biblisch, von Jesu als dem Stellvertreter und Sündenbüßer für uns bei Gott zu reden. Müssen wir uns aber auch nicht solcher Reden sogar, als widervernünftiger und gotteslästerlicher schämen? Wie?

Wie? kann ein Anderer vor Gott unsere Stelle vertreten? Mus sich vor dem Allgerechten nicht Jeder selbst stellen? Drückt Gott etwa über die Gerechtigkeit des Einen für die Ungerechtigkeit des Andern die Augen zu? Mus er erst unschuldiges Blut für Schuldige fließen sehen, um diesen zu verzeihen? Kann er dem Schuldigen, und, wenn zehntausendfaches Blut für ihn flösse, verzeihen, wenn sich dieser nicht bessert? Braucht es einen unschuldigen Blutstropfen für den Schuldigen, sobald er sich bessert? Kann auch für uns selbst nur eine fremde Tugend die unsrige werden? Werden wir dadurch von unsern begangenen Sünden auch nur vor unserem eigenen Gewissen rein, wenn ein Anderer ohne alle Sünde bleibt? Ist es möglich, daß es uns Selbstzufriedenheit geben könne, wenn Jesus unendlich besser ist, als wir, oder müssen wir uns nicht, je besser er ist, als wir, in seinem Nahmen desto mehr vor uns selbst schämen, und uns desto verworfener fühlen? Diese Fragen, zu denen noch dreimal so viel ähnliche gestellt werden könnten, müssen uns doch in der That von der Meinung zurückbringen, daß Jesus Stellvertreter bei Gott und Sündenbüßer für uns gewesen sei.

Wollte man einwenden, daß man die Menschen doch wohl bei dieser Meinung lassen könne, sobald sie nur übrigens die wahre Ehrerbietung für Jesum damit verbänden: so ist darauf zu antworten, daß nicht nur die Menschen in keiner vernunftwidrigen und gotteslästerlichen Meinung gelassen werden müssen, sondern daß diese Meinung es auch gerade sei, welche alle

wahre Ehrerbietung gegen Jesum bei ihnen rückgängig macht. Ist Jesus ihr Stellvertreter und Sündenbüsser, macht er sie in buchstäblichem Verstande durch sein Blut von ihren begangenen Sünden rein, oder bezahlt dafür, so kehren sie sich an seine Lehre nicht, und lassen sich durch diese, welche er blos mit seinem Blute versiegelte, nicht von künftigen Sünden rein machen. Er vertritt einmahl ihre Stelle, er hat für ihre Sünden gebüßt; je schlechter sie also ihre Stelle bekleiden, je mehr sie sündigen, desto mehr Ehre empfängt er von ihnen als ihr Stellvertreter, als ihr Sündenbüsser. So wird dann also Jesus zum Sündendiener, und er, der die Menschen bessern wollte, macht sie äuserstschlecht. Wie könnte ein wahrer Verehrer Jesu solch eine falsche, ja sogar ruchlose, Ehrerbietung gegen Jesum mit gleichgültigen Augen ansehen? Feuer und Flamme mus er ja warlich werden, wenn er so sieht, daß den, welchen Gott zu seiner Rechten setzte, weil er für die gute Sache sogar sterben konnte, Menschen dadurch vom Throne der Herrlichkeit wieder herabreißen wollen, daß sie seinen Tod zum Polster machen, worauf sie als Sünder selbstzufriden ruhen wollen.

Ebensc ist es auch Vielen, wenn sie auch auf Stellvertretung und Sündenbüßung Jesu Verzicht thun, doch viel zu wenig, daß er erst durch sich selbst gewordener Herr, oder von Gott nachher erst gemachter Herr sein solle; sie wollen, er solle schon gebor'ner Herr gewesen sein. „Euch ist heute Christus, der Herr, geboren“ — dabei bleiben

ben sie stehen, ohne zu bedenken, daß dis nur sagen sollte, was der, der eben geboren war, einst werden solle, und ohne sich an ähnliche Worte zu erinnern — „der wird groß werden, und ein Sohn des Höchsten genannt werden, und Gott der Herr wird ihm geben den Stuhl u. s. w.“ Wenn sie dann auch mit uns darüber einig sind, daß die Göttlichkeit der Lehre Jesu es sei, welche uns sittlich zwingt, Jesum für unsern einzigen Lehrer zu erkennen: so verstehen sie doch unter Göttlichkeit der Lehre nichts Anderes, als daß sie der Sohn Gottes gelehret habe. Sie schliessen also — weil Jesus, als Sohn Gottes, diese Lehre uns gebracht hat, so ist die Lehre göttlich; statt, daß sie so schliessen sollten — weil die Lehre Jesu so göttlich ist, so wird Jesus durch sie zum Sohne Gottes. An die Stelle der innern Beweise des Christenthums aus Geist und Kraft desselben schieben sie nun äußere, die sie aus übernatürlichen Handlungen, welche Jesus verrichtet, und aus übernatürlichen Begebenheiten, welche sich für ihn zugetragen, herleiten. Da sie einmahl die Benennung, Sohn Gottes, im buchstäblichen Verstande erklären, so stellen sie nun einen unbegreiflichen Lehrsatz darüber nach dem andern auf, und machen am Ende Jesum geradezu zu Gott selbst. Der Ausspruch des Paulus — der Mensch, Christus Jesus — ist ihnen freilich nicht gelegen; statt aber, daß er sie auf der Stelle eines Besseren belehren sollte, wissen sie sich durch den Unterschied zwischen zwei Naturen in Christo, einer göttlichen und einer menschlichen, von

ihm zu entlebigen. Möchten sie doch nur mit kaltblütigerem Nachdenken Jesum selbst über seine Benennung, Sohn Gottes, anhören, so würden sie einsehen, daß sie diese Benennung in einem uneigentlichen Verstande zu nehmen hätten. „In euren heiligen Büchern selbst werden die Großen der Erde Götter genannt; und gegen das, was in diesen steht, könnt ihr doch nichts einzuwenden haben? Wenn nun die sogar Götter genannt werden, denen Gottes Wille blos bekannt gemacht ward: so werde ich, der ich Gottes Willen bekannt mache, auf das vollkommenste bekannt mache, mich doch wohl Gottes Sohn nennen dürfen? Thue ich denn nicht die Werke meines Vaters? Lebe ich nicht blos für die Sache der Wahrheit und Tugend, die Gottes Sache ist?“ Gottes Sohn, Gottes Liebling ward Jesus also erst dadurch, daß er auf das reineste und vollkommenste Wahrheit und Tugend lehrte, daß er seine Lehre mit dem größtesten Eifer betrieb und daß er sich sogar auf das schmäzlichste zuletzt für sie aufopferte. So viel hatte noch Niemand für Gottes Sache gethan, um sie auf der Erde in Schwung zu bringen; dadurch, daß er so die Werke seines Vaters betrieb, ward er der Sohn. Darum hat ihn Gott erst erhdhet und ihm den Namen über alle Namen gegeben.

Wollte man wieder sagen, daß man die Menschen bei ihren überspannten Begriffen von der Person Jesu selbst doch wohl lassen könne, und zwar um so mehr,

mehr, weil dadurch seine Lehre in ihren Augen mehr Ansehen gewinne: so leuchtet das Unstatthafte und Unverantwortliche dieser Forderung sogleich ein. Käme es denn nicht wirklich so heraus, als sollte Jesus auf Kosten Gottes groß gemacht werden? Und — wollte er denn dis? Gott zu verklären und zu verherrlichen trat er auf, aber nicht, um sich neben Gott, als einen Gott neben den andern, zu stellen. Paulus, der doch den grössten Eifer für die Ehre Jesu bewies, blieb doch dabei stehen, daß nur ein Gott sei und bleibe, und daß Jesus nur der Herr sei, den Gott dazu erst gemacht habe, weil er sich die Würdigkeit dazu selbst erworben habe und durch Leiden zur Herrlichkeit eingegangen sei. — Nicht zu gedenken auch, daß man die Spötter dadurch einzig und allein noch zu einiger Ehrerbietung gegen Jesum zurückbringt, wenn man die überspannten Begriffe von seiner Person fahren läßt; sondern — man ehret Jesum auch hierdurch in der That erst recht. Sagt doch, wird Jesus denn dadurch nicht erst wahrhaftig-gros; wenn er Gottes Sache als Mensch so eifrig betrieb und als Mensch mit Gott so Eins war? Sagt, wird er dadurch nicht erst wahrhaftig-gros, wenn er als Mensch das vollendete Muster aller Tugend ward? Sagt, wird er dadurch nicht erst wahrhaftig-gros, wenn er als Mensch so standhaft litte und starb? Wäre eine göttliche Natur neben seiner menschlichen gewesen, so hätte diese, von iener gestärkt, leicht leiden und sterben gehabt. Wäre er an und vor sich selbst mehr, als wir, gewesen, so hätte es ihm

ebensowenig Schwierigkeit gemacht, das vollkommenste sittliche Beispiel an sich uns hinzustellen, als es uns unmöglich sein würde, diesem Beispiele nachzuahmen. Und — wäre er selbst Gott gewesen, was wär's weiter, daß er dann mit Gott Eins gewesen wäre? Das Gegentheil wäre dann unmöglich gewesen.

Endlich — so ist die Zahl derer auch noch sehr gros, welche es an einem blos äusserlichen Bekenntnisse Jesu bei ihrer Ehrerbietung gegen ihn Genug sein lassen. Sie berufen sich auf den Paulus — „So du mit deinem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, so wirst du selig.“ Ja, sie berufen sich auf Jesum selbst — wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Warum lesen sie denn aber den Paulus nicht auch nur um einen einzigen Vers weiter? Da steht das ganz, was vorher nur halb stand; da steht das, was vorangehen mus, wenn das Bekenntnis Jesu mit dem Munde selig machen soll. „So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht, und so man dann auch mit dem Munde bekennt, so wird man selig.“ Herzliche und thätige Annahme der Lehre Jesu allein macht also gerecht, und ohne sie kann alles Mundesbekenntnis nie selig machen. Man mus auch nicht vergessen, daß in den ersten Zeiten der Kirche das Mundesbekenntnis Jesu von ganz anderem Gewichte war, als jetzt; damals brachte es um Habe und Gut, um Ruhe und Leben — ja, wer bis Alles daran wagen konnte, um sich auch nur laut für Jesum zu erklären, der musste ein gan-

zer Christ sein. Heut zu Tage aber gewinnt man ia offenbar bei dem Mundesbekenntnis, und die Heuchler wissen es recht gut zu benutzen, um unaufgedeckt durchzuschlüpfen; wie kann man also auch nur das Geringste darauf setzen? Eben dis Alles müssen wir uns nun auch bei Jesu eigenen Worten denken — wer mich bekennet vor den Menschen u. s. w.; nicht einmahl in Erwähnung zu bringen, daß hier von keinem blossen Bekenntnisse mit dem Munde die Rede sei. Es ist vielmehr die Rede von der Aposteltreue trotz aller Verfolgungen, und Jesus suchte diese ausdrücklich unmittelbar vorher durch Versicherungen der zärtlichsten Aufsicht Gottes über das Leben der Apostel zu stärken. Allerdings, m. Br., müssen wir auch jetzt noch Jesum mit dem Munde bekennen. Wenn Jemand Aberwitz und widrigen Spott über ihn ausschüttete, wollten wir dazu schweigen? So thäten wir ia, als wenn wir ihn wirklich auch verleugneten! Das äußerliche Bekenntnis Jesu überhaupt soll nicht wegsallen; nur lasset es uns nicht in kleinlichen Dingen, die nicht nur unter der Würde Christi, sondern auch sogar unter der Würde eines Christen selbst sind, oder gar in Beobachtung abergläubischer und abgöttischer Gebräuche, suchen. Das ist wider das äußerliche Bekenntnis Jesu, wenn Christen beim Vortrage der Lehre Jesu keine Aufmerksamkeit bezeigen, schlafen, plaudern, oder sich sonst ungebührlich aufführen. Das ist wider das äußerliche Bekenntnis Jesu, wenn Christen ihre öffentlichen Versammlungsorter ganz verlassen, an den zum Besuche derselben bestimmten Tagen lieber ohne Noth arbei-

ten, alle ihre Schmausereien und Vergnügungsgenüsse absichtlich auf diese verlegen u. s. w. Nimmermehr aber müsse es uns an dem blossen Bekenntnisse des Mundes genug sein; unser Herz, unser Leben bekenne Jesum Christum, als den Herrn! „Sie sagen — dis hätten wir sonst auf uns anzuwenden — sie erkennen Jesum, aber mit den Werken verleugnen sie es; denn sie gehorchen ihm nicht und sind zu allem guten Werk untüchtig.“ Alle die edlen Gesinnungen, welche uns das Evangelium einflößen will, müssen wir in uns aufnehmen, und solche hernach auch in allen Vorfällen und eintretenden Lagen unsers Lebens an den Tag legen. Alle die grossen Ueberzeugungen, welche das Evangelium in uns aufrichten will, müssen wir tief in uns eindringen lassen, und dann aus ihnen unüberwindliche Stärke zum Guten, und unversiegender Trost im Unglück aller Art, ja, noch im Tode selbst, schöpfen. Dadurch, daß wir so die Lehre unseres Heilandes zieren in allen Stücken, oder ihr überall Ehre machen, wird der Name unseres Herrn Jesu wahrhaftig an uns gepreiset; und wenn wir so Jesum bekennen vor den Menschen, dann wird er uns auch bekennen vor seinem himmlischen Vater. „Es werden nicht Alle, die zu mir Herr, Herr, sagen, in das Himmelreich kommen, sondern nur die, die dabei auch den göttlichen Willen thun, den ich lehre.“ Unser ganzer Sinn werde diese Lehre selbst; unser ganzer Wandel werde sichtbarer Abdruck derselben!

XXVIII:

Mensch, Gott sei im Glück und im Unglück dein Lieblingsgedanke.

Am Sonnt. Exaudi.

Ueber I Petr. 4. V. II

Auf daß in allen Dingen Gott gepriesen werde durch
Jesum Christ.

Meine Brüder. Im Unglück liegt der Gedanke an Gott den Menschen durchgängig sehr nahe. Es mag immerhin einzelne Ausnahmen auch hier geben, wie allenthalben; in der Regel aber galts zu allen Zeiten — Herr, wenn Trübsal da ist, so sucht man dich. Die Erklärung hiervon ist leicht. Der Unglückliche sieht sich überhaupt nach Hülfe um; wer könnte aber gewisser und schneller helfen, als der allmächtige Helfer? so denkt er gern an ihn und wendet sich eifrig zu ihm. Ist sein Elend vollends über alle menschliche Hülfe erhaben, so findet er in der göttlichen Hülfe ja nur noch seinen einzigen Trost.

Ist nun aber wohl von solcher Pietät oder Frömmigkeit in der Noth ein sicherer Schluß auf wahre Frömmigkeit zu machen? Ebensowenig, als man bei Eingesperrten und Gefangenen von ihrer Besserung, durch die sie nur ihre Freiheit wiederzuerlangen suchen, auf ihre wirkliche Besserung schliessen darf. So, wie diese wieder auf freien Fus kommen, geben sie allen Besserungsgedanken den Abschied. Auf gleiche Weise gehts mit vielen unserer Leidenden, die den Gottesgedanken so innig ergreifen. Wenn die Noth aus und die Gefahr vorüber ist, so entfernt sich dieser Gedanke wieder von ihnen und verschwindet endlich ganz wieder für sie. Ihre Frömmigkeit war eine erzwun-

gene

238 XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und im gene Frömmigkeit, die mit dem Zwange wieder aufhörte.

Wie aber, wenn Jemand fragte — Ist's nicht mit der Frömmigkeit im Glück ebenso? Ist's eine Kunst, an Gott recht traulich zu denken, über Gott sich recht herzlich zu freuen und mit Gott sich recht innig zu trösten, wenn er sich als den freigebigsten Geber aller Gaben zeigt? Ist Beten etwas, so lange immer Erhörung folgt? Ist Zusridenheit etwas, so lange man Ueberflus hat? Kann man also von der Frömmigkeit im Glück auch wohl einen sicheren Schluß auf wahre Frömmigkeit machen? Lasset einmahl Unglück kommen, wird nicht auch deshalb gelten, was zu allen Zeiten galt — in der Anfechtung fallen sie ab —? Solche Fromme sind noch nicht auf der Probe gewesen, sind noch nicht versucht worden — wer kann ihrer Frömmigkeit trauen?

Es ist in der That wenig hiergegen zu sagen. Leider bestätigt es die Erfahrung auch häufig. Das Einzige, was man noch erwiedern könnte, wäre, daß derer, die es im Glück mit Gott halten und sich gern mit ihm beschäftigen, doch offenbar weit Wenigere sind, als derer, die solches in Noth und Gefahren thun. Und so wäre der Schluß von Frömmigkeit im Glück auf wahre Frömmigkeit doch etwas sicherer, als der Schluß auf sie von Frömmigkeit im Unglück. Aber freilich ist nur von Frömmigkeit im Glück und im Unglück zugleich ein fester und untrüglicher Schluß auf wirkliche Frömmigkeit zu machen.

Mensch,

Mensch, Gott sei im Glück und im Unglück dein Lieblingsgedanke! — —

Nicht in der Noth und in der Gefahr erst mus man Gott suchen, sich mit ihm beschäftigen und sich an ihn halten, sondern auch schon in guten Zeiten und Tagen. Sonst kommt man mit Recht in den Verdacht, als suchte man ihn nicht eher, bis man ihn ausserordentlich braucht.

Glücklicher, Gott sei dein Lieblingsgedanke! — Du erscheinst dadurch wahrhaftig als ein vernünftiges Wesen, als ein Mensch, der über sein Glück nachdenkt. Woher rührt denn dein Glück? Ist es nicht Gottes Gabe und Segen? Sprich nicht — es rührt von meinen Kräften her, die ich klug und redlich angewendet — und vergis über deine Kräfte und über deine Anwendung derselben nicht Gott. Es ist gleich an sich nicht wahr, daß dein Glück immer Werk deiner Kräfte sei, mustere doch nur die verschiedenen Theile desselben. Zu wie vielen derselben hast du gar nichts gethan! Ja, vielleicht ist dis der Fall mit den wichtigsten Bestandtheilen desselben; mustere sie nur recht. Und — wer gab dir denn die Kräfte, wenn du auch wirklich durch sie dein Glück bewirkt hättest? Sind sie nicht insgesamt Gabe, die du empfangen hast? Thust du nicht Alles nur aus dem Vermögen, das Gott darreicht? Bist du etwas weiter, als ein Haushalter der Gnade Gottes? So lehrte ein edler Paulus seine mit grossen Kräften und Vorzügen begabten Mitbrüder denken; so dachte er selbst. „Wir haben einen grossen Schatz

240 Mensch, Gott sei im Glück und im Unglück
Schaß in irdischen Gefassen, auf daß die überschweng-
liche Kraft Gottes sei, und nicht von uns. Nicht,
daß wir tüchtig sind, von uns selbst etwas zu denken,
als von uns selbst, sondern daß wir tüchtig sind, ist
von Gott.“ Die Kräfte selbst kommen also nicht auf
unsere Rechnung, sondern nur die Anwendung dersel-
ben; hilft aber die klügste und redlichste Anwendung
unserer Kräfte anders, als nur unter begünstigenden
Umständen? Warum leistet die halbe Kraftanwen-
dung oft Mehr, als die ganze? Warum müssen wir
oft ein Vorhaben aufgeben, daß uns sonst immer ge-
lang? Wir müsten ja unserer eigenen täglichen Er-
farung widersprechen, wenn wir den grossen und oft
fast ungläublichen Einflus der Umstände auf unser ge-
samtes Thun nicht anerkennen wollten. Wer regirt
nun aber wieder die Umstände? Ist's nicht ebenfalls
Gott? Gibt er nun nicht auch das Vollbringen,
wie das Wollen, nach seinem Wohlgefallen?
Wenn du, Glücklicher, also Gott zu deinem Lieblings-
gedanken machst, und wenn du bei jedem neuem Zu-
wachse deines Glücks immer zuerst an Gott denkst, so
zeigst du, daß du alle diese vernünftigen Einsichten ha-
best. Sähest du aber dabei auf dich nur, und immer
zuerst und immer zuletzt auf dich — o du Armer, in
welcher Schwäche und Blöße erschienest du! Wenn
also einst Unglück für dich kommen würde, dann
wolltest du wohl auf ihn sehen und denken — er-
thuts —? o sprich jetzt so, sprich im Glück so;
so bist du weiser und besser. Wer nun im Glück vol-
lends gar nichts dächte, weder an sich, noch an Gott,
dächte,

dächte, sondern bloß genöſſe, der thäte ja gar wie die übrigen Weſen, die der Vernunft gänzlich beraubt ſind.

Glücklicher, Gott ſei dein Lieblingsgedanke! — Du thutſt dadurch deinem Herzen äußerſt wohl. Vor dem Allgegenwärtigen, deſſen Vorſtellung dich ergreift, wirſt du dich dann auch gewis prüfen, ernſthaft prüfen, in wie fern du deines Glücks würdig ſeiſt. Dein eigenes ſittliches Gefühl drängt dich zu dieſer Prüfung; und warum wollteſt du ſie nicht anſtellen? Sie falle aus, wie ſie wolle, ſo wird ſie Heil und Segen für dich haben. Ein würdiger Glücklicher aber iſt nur der, welcher ſich ſtets gern auf eine nützliche Art beſchäftigen mag, und der ſein Leben weder verträumt, noch verſpielt, noch vergaukelt. Ein würdiger Glücklicher iſt nur der, welcher einen beſtimmten Beruf hat, oder ihn ſich ſelbſt macht, und dieſen mit beſonderer Treue erfüllt, für ihn vorzüglich lebt und ihm jeden Vergnügensgenus opfert. Ein würdiger Glücklicher iſt nur der, welcher Jedermann mit Redlichkeit behandelt, Jedem das Seine läßt und gibt, Keinen übervortheilt, noch weniger drückt, und auch ſogar jede Unredlichkeit Anderer, die er verhindern kann, zu verhindern ſucht. Ein würdiger Glücklicher iſt nur der, welcher bei jeder Gelegenheit nach ſeinen Kräften dient und hilft, allgemeine Menſchenliebe ausübt, ohne alle Selbſtſucht dabei zu Werke geht, und ſeinen eigenen Schaden nicht achtet, wenn er gemeinnützig werden kann. Gib dir, Glücklicher, nun bei Prüfung deiner

242 XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und im Würdigkeit dein Gewissen vor Gott das Zeugnis iener nützlichen Geschäftigkeit, iener Berufstreue, iener ungesährbten Redlichkeit und iener warmen, thätigen Menschenliebe — o so kannst du dein Glück nicht blos als Gottesgabe — denn dis ist auch das Glück des unwürdigsten Menschen — sondern auch als Gotteslohn und als Gottesseggen betrachten. Und — wie schön wirst du es nun erst in dieser Gestalt finden! lerne dich doch ia redyt auf Genuss des Guten dieser Welt verstehen; nur die Religion macht ihn erst vollkommen. Es ist zwar falsch, daß Glücksgüter an sich für göttliches Wohlgefallen erscheinen; wenn aber das lautere Bewußtsein der Würdigkeit dazu kommt, warum sollten wir sie nicht für Beweise desselben erkennen? Daß wir auch nicht bei ieder Gelegenheit hintreten und mit Gotteslohn und Gottesseggen prahlen, versteht sich so wohl — so machens die Heuchler und die eingebildeten Heiligen; daß wir aber im Stillen an unsere Würdigkeit denken und dadurch unsere Freudigkeit beim Genusse unseres Glücks erhöhen, darf uns Niemand verargen. Dis ist ia der eigentliche Antheil, welchen der Geist am Genusse nimmt. Auch scheint unser Glück uns fester, wenn wir es als göttlichen Seggen für unsere Rechtschaffenheit betrachten können; Furcht vor Neidern und Menschenfeinden sicht uns weniger an, und so genießens wir es ruhiger, mithin vollkommener. — Sagte dir, Glücklicher, aber nach angestellter Prüfung dein Gewissen, daß du würdiger sein könntest, als du bist: so wird die Prüfung selbst doch zu deinem Heile gereichen, wenn du nur willst.

willst. Las es sein, daß die Selbstvorwürfe dir den Genuss deines Glücks verbittern — es ist gut, daß sie dir thun; kannst du denn aber nicht noch würdiger werden? Hierzu wird dich dann auch gewis der Gedanke an den großmüthigen Geber antreiben, und du wirst dich, weil du dich durch ihn beschämt fühlst, auch durch ihn bewogen fühlen, deinen Sinn und deinen Wandel nun so einzurichten, daß du wenigstens nachher die Würdigkeit erlangest, welche du vorher nicht hattest. Halte diesen Gedanken nur recht fest und verscheuche ihn nicht bald wieder durch zu eifrigen Genuss. Viele deinesgleichen thun nicht so; sie erholen sich schnell wieder von dem sie überfallenden Gefühle ihrer Unwürdigkeit, beruhigen sich damit, daß ihnen doch die Welt keine öffentlichen Vorwürfe derselben machen dürfe, versenken sich in die Genüsse ihres Glücks und bleiben schlecht nach, wie vor.

Glücklicher, Gott sei dein Lieblingsgedanke! — Du wirst dadurch von deinem Glück den edelsten Gebrauch machen. Der Gedanke an Gott allein schon wird dich hierzu bestimmen. Erkennst du ihn für den großen Geber, von dem du Alles empfängst, wie solltest du dich nicht zum Danke gegen ihn verpflichtet halten? Wie dankt aber wohl ein Beglückter seinem Beglückter recht? Ist's nicht dadurch, daß er die empfangenen Wohlthaten gut, und dem Willen des Wohlthäters gemäß, anwendet? Sieh, so wird dich Dankgefühl gegen Gott schon dein Glück auf das Gottwohlgefälligste gebrauchen lehren. Erkennst du ihn aber auch für den eigentlichen Gütereigen-

244 XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und im
genthümer, dessen Haushalter du nur bist, so wirst du
auch glauben, daß er Rechen schaft von dir fordern
werde. Du kannst im Glück nicht an ihn denken, oh-
ne auch hieran zu denken; dis wird dich bei Weisheit
und Tugend im Genusse herrlich ausrecht erhalten und
dich vor vielen deiner Brüder auszeichnen. Du wirst
geniessen — wozu gäbe es dir sonst Gott? Du wirst
aber auch menschlich geniessen, weil Gott dir dein
Glück nicht gab, um dich zu verschlechtern, sondern
um dich zu veredeln. Du wirst dich froh gesegnet fin-
den, aber deswegen nicht unthätig sein, sondern ar-
beiten und nützlich werden. Du wirst Menschen-
freund sein, dienen mit den empfangenen Gaben und
mittheilen, weil du dich als einen von denen betrach-
test, welche der oberste Geber, der oft nicht nach
dem Masse gibt, zu Unteraustheilern seiner Gaben
erfahren hat. Dis Alles wird der Gedanke an Gott
bei dir bewirken; darum habe ihn ia recht gern und
oft. Das ist eben, das unsere glücklichen Unmäs-
sigen aller Art nicht an Gott denken; uneingedenk
also auch des Werths, welchen ihre Glücksgüter als
Gaben Gottes haben, und uneingedenk des Zwecks, zu
welchem sie ihnen gegeben wurden, schmelgen und pras-
sen sie nur damit, gleichsam, als wenn Viel nur dazu
da wäre, damit Viel verschüttet werden, verderben und
verlohren gehen könne. Den Freudenbecher, welchen
ihnen das Schicksal vor vielen Andern reichte, ver-
wandeln sie in einen Giftbecher für sich, und mit dem
Guten, das diese Welt so reichlich für sie hat, zerstö-
ren sie auch noch die letzte Güte ihres Herzens. Das
ist

Iste eben, daß auch unsere glücklichen Müßiggänger nicht an Gott denken; darum sättigen sie sich blos an der Fülle, welche das Schicksal über sie ausschüttete, und thun nicht anders, als befänden sie sich hienieden nur auf der Weide. Sie haben genug; so haben sie ihrer selbst wegen nicht nöthig, zu arbeiten, und wer sein selbst wegen nicht nöthig habe, zu arbeiten, glauben sie, der wäre ein Thor, wenn er arbeitete. Sie thun also gar nichts, verwenden ihre Kräfte und ihre Zeit blos bald auf die Kleinlichsten, bald gar auf die wildesten Sinnengenüsse, und empören dadurch die Herzen Aller, die im Schweisse ihres Angesichtes ihr Brodt essen, gegen sich. Ergriffe sie der Gedanke an Gott zuweilen, so würden sie einsehen, daß Gott ihnen eben dadurch, daß er sie so setzte, daß sie ihrer selbst wegen zu arbeiten nicht nöthig haben, den ausdrücklichen Beruf gab, unentgeltlich für Andere zu arbeiten. Das ist eben, daß auch unsere glücklichen Unbarmherzigen nicht an Gott denken; darum regt sich auch nicht das geringste Mitgefühl in ihnen bei dem Anblicke ihrer leidenden Mitmenschen. Sie haben ihrer Meinung nach Alles, was sie haben, blos für sich, und ihr Lieblingspruch, bei dem sie aber nichts denken, ist, wenn sie Unglückliche sehen — Gott berathe euch! Dächten sie auch nur das Geringste hierbei, erhöbe sich der Gott, mit dessen Berathung sie segnen, zu einer klaren Vorstellung bei ihnen: so würden sie es selbst sagen müssen, daß sie eben darum von ihm so reichlich ausgestattet worden wären, daß sie in seinem Nahmen die Berathung solcher Elenden betreiben sollten. Sie würden Barm-

246 XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und im Herzigkeit ausüben mit Lust, und dann in Zeiten der Noth, welche auch sie erwarten, einst nicht an ihre erwiesene Härte mit Scham und Verzweiflung zurückdenken müssen. — —

Aber nicht blos in guten und glücklichen Lagen sollen wir es mit Gott halten, sondern auch in Gefahren und Widerwärtigkeiten. Sonst verdienen wir mit Recht den Vorwurf, daß wir es eigentlich nicht mit ihm, sondern mit seiner Sonne hielten, so lange sie uns schien.

Unglücklicher, Gott sei dein Lieblingsgedanke! — So wirst du dein Unglück erst richtig beurtheilen lernen, und dis allein schon wird dir die wesentlichsten Dienste leisten. Kommt denn nicht Alles darauf an, daß wir wissen, ob Unglück, das uns trifft, von uns selbst verschuldetes sei, oder nicht? Müssen wir uns nicht in ieder von beiden Arten anders benehmen? Passen die Trostgründe für die letztere im geringsten auf die erstere? Nun frage man aber bei Allen, welche offenbar durch eigene Schuld leiden, nach der Reihe herum, ob sie dis glauben — wie Wenig sind derer, welche es wahrhaftig glauben! Die Mehresten sehen es für eine Selbstverleugnung, und zwar für die unerträglichste Selbstverleugnung, an, sich als Urheber ihres eigenen Elends betrachten zu sollen; da es doch gerade das Gegentheil davon, und wahre Selbsterkennung, wäre. Daß es kein angenehmes Bewußtsein verursache, wenn man sich als seinen eigenen Widersacher und Verderber anzusehen habe, kann freilich Niemand in Abrede sein; und dis ist eben, warum man den

Glauben daran durchaus nicht bei sich Platz finden lassen will. Wenn es dann aber doch einmahl Wahrheit ist, kann man es dadurch zur Unwahrheit machen, daß man es schlechterdings nicht einsehen und zugeben will? Wäre es nicht klüger und besser gehandelt, man ertrüge lieber einstweilig die Unannehmlichkeiten des traurigen Bewusstseins, sich selbst unglücklich gemacht zu haben, als daß man dadurch, daß man ihm ausweicht, sich selbst noch immer mehr schadet, wie nothwendig der Fall sein mus? Auffer dem Stolge verursacht aber auch noch eine grosse Unaufmerksamkeit auf sich selbst bei Vielen, daß sie sich nicht für Selbstschuldige erkennen. Sie wissen oft selbst nicht, was sie thun, und lassen es also an sich kommen, daß die Folgen davon ihr eigenes Werk wären. Sie sehen grosse Fehler, die sie begehen, für kleine, oder wohl gar für gar keine Fehler an; so übersehen sie die natürliche Verbindung des grossen Schadens, welchen ihnen die für klein gehaltenen grossen Fehler stiften, und folgt der grosse Schade gar auf etwas, das sie für erlaubt halten, das aber doch ein grosser Fehler ist, wie könnte es ihnen einfallen, wirklichen Zusammenhang zwischen beiden auch nur zu ahnden? Versucht man es, sie zur Einsicht davon bringen zu wollen, so haben sie tausend Ausreden, unter welchen diese immer die Erste ist — warum, wenn die Handlungen, welche man ihnen für grosse Fehler anrechne, die Ursachen ihres Unglücks wären, solche nicht eben so traurige Folgen für Diesen oder Jenen hätten, der bekanntlich sie auch begehe. . . Unglücklicher, las dir rathen, und liebe

248 XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und im die Unterhaltungen mit Gott. Diese stimmen dich gewis zum Nachdenken über dich selbst und zur Demuth; und so wirst du die tiefsten Blicke in dich selbst thun. Diese gewähren dir dann bald die reinste und vollkommenste Selbsterkenntnis. Erblickst du dann die Quelle deines Unglücks in deinen eigenen Handlungen: so ist dir vielleicht auf der Stelle geholfen, wenn du blos diese Quelle verstopfst. Wenigstens wirst du hierdurch machen, daß dein Unglück nicht noch grösser werde. Sieh, hast du also nicht Mehr Nutzen davon, wenn du so thust, als wenn du eine blosse Scheinkur an dir betriebeest und dich mit solchen Tröstungen über dein Elend hinhaltten wolltest, welche du dir gar nicht zueignen kannst? Gewährt dir aber deine erlangte Selbsterkenntnis die vollkommene Ueberzeugung davon, daß du unschuldig leidest — — o dann, dann segnest du doch wohl recht die Mühe, welche du dir gibst, zur Selbsterkenntnis zu gelangen, die der Gedanke an Gott so herrlich beförderte? Nun eigene dir alle die Trostgründe, welche sich dem Leidenden durchs Schicksal darbieten, recht herzlich zu und erleichtere dir dadurch allen Jammer dieser Welt. — — Es gibt aber auch Unglückliche, die es nicht durch eigene Schuld sind, und sich doch dafür halten. Ein herrschender Hang zur Traurigkeit, der aus Temperament oder aus andern Körperlichkeiten, oder aus Druck des Unglücks selbst, entsteht, macht, daß sie auch traurig über sich selbst werden. Sie halten sich einzelner geringen Vergehungen wegen für die grössersten Sünder und schreiben solchen all ihr Elend zu, das doch
offen-

offenbar in gar keinem Zusammenhange damit steht. Und so nehmen sie auch keine von jenen Beruhigungen an, die ihnen doch bei ihrer Unschuld wahrhaftig zukommen, sondern sind völlig untröstbar. Ihr guten Seelen, drücket doch den Gedanken an Gott recht an euer Herz! Die Vorstellung, welche ihn begleitet, daß auch für Sünder Gnade bei Gott sei, wird euch doch wenigstens so viel Seelenruhe gewähren, daß ihr untersuchen könnet, ob ihr Sünder seid. Habt ihr aber nur erst diese Untersuchung angefangen, so werden bald Zweifel daran in euch entstehen; die Zweifel werden euch Muth machen, die Untersuchung fortzusetzen; und so wird diese allem falschen Grame über euch selbst ein Ende machen. Ihr werdet wieder freudig werden und die euch noch übrigen Lebensgenüsse schöpfen, welche euch euer unverdientes trauriges Schicksal erleichtern werden.

Unglücklicher, Gott sei dein Lieblingsgedanke! — So wirst du im Unglück nicht schlechter, sondern besser, werden; es treffe dich schuldig oder unschuldig. Auch für die besten Menschen ward oft Elend die Klippe, an welcher ihre Tugend scheiterte. Sie hatten gehört, daß dem, der nach Gerechtigkeit trachte, Alles zufalle; ihnen aber fiel alles um so mehr weg, je mehr sie nach der Gerechtigkeit trachteten. Sie hatten gehört, daß Rechtschaffenheit zu allen Dingen nütze sei; ihnen aber wird sie auf allen Seiten immer schädlicher. Zu gleicher Zeit mußten sie sehen, daß denen, die nach der Ungerechtigkeit trachteten, immer mehr alles zufalle, und daß die

250 XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und im
Ruchlosigkeit denen, die sich ihr ergeben, zu allen
Dingen nützer werde. . So wurden sie mit sich selbst
uneins; der unvertilgbare Trieb nach Glückseligkeit
unterhielt die Uneinigkeit heftig; sie wurden träge in
Erfüllung ihrer Pflichten; sie fingen wohl gar an, ih-
re Pflichten zu übertreten, und der weltliche Vortheil,
welchen sie hiervon hatten, kehrte Grund und Boden
ihres Herzens bergestalt um, daß sie die bösesten Men-
schen wurden. Schuldloser Unglücklicher, such dich
vor dieser abscheulichen Verwandlung zu schützen, und
rette deine Tugend! Wie? Rechtschaffenheit hättest
du in dein Elend mitgebracht, und das Elend sollte
dir nun deine Rechtschaffen rauben? Nichts wird sie
dir aber mehr bewahren, nichts wird dich sicherer ret-
ten, als der Gedanke an Gott. Bei diesem Gedan-
ken wirst du deine Leiden als ein göttliches Verhängnis
finden. Deine Anstalt sind sie ja nicht, weil sie
nicht Folgen deiner Handlungen sind; wessen Anstalt
sind sie denn nun? Anstalt feindseliger Menschen,
oder feindseliger Umstände, oder feindseliger Natur-
kräfte? Nimm sie, wie du willst; indem du an Gott
denkst, denkst du an den Regierer der Welt, zu wel-
cher Alles, von den Elementen an bis auf deine Verfol-
ger in Menschengestalt, gehört, und ohne dessen zulassen-
den Willen dir nichts widerfahren mag. Also — du mußt
dein Unglück als göttliches Verhängnis ansehen.
Ist es aber dis, so hats auch gewis einen göttlichgroß-
sen Zweck, und diesen mußt du zu befördern streben,
weil er Zweck für dich ist, und weil er kein ande-
rer, als heilsamer Zweck für dich, sein kann. Samm-
le

le dich nur — besinne dich; dein Herz selbst wird ihn dir bald nennen. Noch besser, als du schon bist, sollst du durch dein unverschuldetes Unglück werden; Tugenden sollst du noch sammeln, die du bisher noch nicht hattest, weil du sie noch nicht haben konntest. Du warst seither glücklich und bildetest dadurch die eine Seite deines Herzens aus; du wardst zufrieden, unschuldigelter, bescheiden, liebeich, zuvorkommend, wohlthätig. Es gibt aber auch eine andere Seite deines Herzens, die dabei ganz unausgebildet blieb, und doch ausgebildet werden mus, wenn du sittliche Vollkommenheit erlangen sollst. Du must auch noch hoffend, gläubig, geduldig, standhaft, grosmüthig, dich ganz selbstverleugnend werden. Zu diesem Behufe mustest du schlechterdings unglücklich werden. Dis siehst du ia selbst ein, und so wirst du auch gewis aus deinen Leiden den Nutzen ziehen, den sie für dich haben können und haben sollen. Du leidest in der Allgegenwart Gottes, dessen Verhängnis deine Leiden sind; er ist Zeuge deines Verhaltens. So wirst du, wenn du in guten Tagen seinen Beifall hattest, dich auch bestreben, in bösen Tagen sein Wohlgefallen zu erhalten. Erwäge, Unschuldigeleidender, ia recht diesen grossen Nutzen des Gedankens an Gott; so wird dieser Gedanke dein Lieblingsgedanke werden. — Aber auch für den, welcher unter selbstverschuldeten Leiden seufzt, ist der Gottesgedanke der beste Retter seiner noch übrigen Sittlichkeit. Wenn Menschen auf eine unrühmliche Art unglücklich geworden sind, so ist's sehr gewöhnlich, daß sie auf eine ebenso unrühmliche Art,

wenn

252 XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und im wenn es möglich ist, von ihrem Unglück sich wieder zu befreien suchen. Lust, das einzige rühmliche Mittel dazu, die Besserung, zu ergreifen, haben sie nicht; so ergreifen sie wohl jedes unerlaubte, abscheuliche und vermüthenswürdige Mittel, sobald es ihnen nur den gewünschten Erfolg verspricht, oder auch blos zu versprechen scheint. Was haben Menschen nicht schon gethan, um Verderben noch von sich abzuwälzen, das sie sich schon bis an den Hals zugezogen hatten! Erhebet, ihr Edlen, vor den Erfindungen, die sie machten, zu deren Bemerkstellung sie sich entschlossen, und die sie auch dem Entschlusse nach wirklich bemerkstelligten! Willst du, durch deine Schuld Leidender, nicht Bösewicht, ganz Bösewicht, werden — greif nach dem Gedanken an Gott und halt ihn so fest, als du kannst. Dein Herz wird dir dann sagen, daß du Gott schon dadurch misfielst, daß du dich selbst unglücklich machtest, daß du ihm aber noch weit mehr misfallen würdest, wenn du auf irgend eine andere Art, als durch Besserung, dich von deinem Unglück wieder befreien, oder es dir auch nur erträglicher zu machen suchen wolltest. Hast du dann noch das geringste sittliche Gefühl, so wirfst du dich zur Besserung bequemen und dadurch — nur dadurch dir wohlthun wollen.

Unglücklicher, Gott sei dein Lieblingsgedanke! — Du hast ja, wenn deine Leiden gros und übergros werden, doch weiter keinen Trost als ihn. Solltest du nicht inbrünstig nach diesem Troste zu deiner Ruhe greifen? Du kannst, du darfst dis sogar,
wenn

wenn du auch an deinen Leiden selbst Schuld wärest, sobald du dich nur besserst. Wenn der gerechte Richter auf deine bösen Handlungen böse Folgen kommen lies, sollte er nicht auch, wenn du von deinen bösen Handlungen ablässest und sie nach Möglichkeit vergütetest, die Vergütung ihrer bösen Folgen angebeihen lassen? Denke nur recht an ihn, als an den Allgerechten, der den Sünder nicht blos straft, sondern der den gebesserten Sünder auch lohnt; so wirst du bei Besserung nicht verzweifeln. Gott selbst kann ja geschehene Dinge nicht ungeschehen machen; wie viel weniger du! Mache nur wieder gut, so viel du kannst, das Böse, das du thatst, und dann — hoffe auf den Herrn. Du fielst dem Herrn — der Herr wird dich wieder aufrichten. . . Aber freilich, wohl dem, der an seinem Leiden nicht Schuld ist! Er, er hat Gott recht zum Troste. Und darum, du unschuldiger Unglücklicher, lebe und webe doch erst recht in dem Gedanken an Gott. Es sei blos eine widrige Verbindung von Umständen, oder dein Mangel an Kraft, an deinem Unglück Schuld; wer stärkt die Kräfte? wer leitet die Umstände? Ist's nicht Gott? Sieh, so wirst du, wenn du dich recht herzlich mit ihm unterhältst, alle Hülfe von ihm erwarten, welche möglich ist. Hoffnung auf Gott in ihrem ganzen Umfange wird dein Herz erquickern;

254 XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und im
Athen; und — was fehlt dir dann? Es ist etwas ganz
Unausprechliches für uns, bei Ueberzeugung von un-
serer Rechtschaffenheit auf den Herrn harren zu kön-
nen. Dis, dis gibt mit jedem neuen Augenblick neue
Kraft. Wunder geschehen freilich nicht; auch für
den Gerechtesten nicht. Was die fromme Vor-
welt davon sprach, war fromm gemeint, und so las-
sen wir ihm seinen Werth, den es als fromme Mei-
nung hat. Wir verehren Gott nicht blos als den All-
mächtigen, sondern auch als den Allweisen, und so hof-
fen wir auf keine Wunder mehr. Dennoch kannst du,
Unschuldigleidender, dich mit Gott ebenso überschweng-
lich trösten, wie die an Wunder glaubende Vorwelt.
Wenn nehmlich keine Hülfe für dich möglich ist,
wenn für dich nahe kommen ist das Ende
aller Dinge, so sei mässig und nüchtern
zum Gebet, und ergib dich still an den, der
Herr und Vater Aller ist. Denke ihn nur ganz so
als den Herrn und Vater Aller; so wirst du einer bes-
seren Welt gläubig entgegensehen, und dich bis zum
Eintritte in sie alles des Beistandes von Gott trösten
und auch wirklich erfreuen, der dir in dieser unvoll-
kommenen Welt gewährt werden kann. — —

O wie schön ist so ein Leben, das in allen seinen
Veränderungen unter dem Lieblingsgedanken —
Gott —

Gott — verstreicht! Das ist die wahre Frömmigkeit, wenn man sich an Gott hält, ohne einmahl auf die Beschaffenheit seines Zustandes zu sehen, und wenn dann das Herz die Art und Weise, wie es sich nach der jedesmahligen Beschaffenheit des Zustandes an ihn halten müsse, richtig aus sich selbst findet. Lasset uns also ja nicht blos in guten Tagen an Gott denken, aber auch nicht blos in bösen! Wir wollen Alles aus Gottes Händen nehmen, es sei Gutes oder Böses. Der Herr hats gegeben — der Herr hats genommen — er sei gelobet für das Eine, wie für das Andere — — o wie selig wir, wenn bis die aufrichtige Sprache unseres Herzens ist, und wenn wir nicht etwa mit unserer Gottseligkeit Heuchelei treiben! Dann werden unsre guten Tage uns erst recht schön, und unsre bösen weniger böse für uns, werden. Dann wird Gott seine ganze Erziehung zur Vollkommenheit an uns erreichen, und unser Herz wird heilig und gut auf allen Seiten werden. Als zur Vollendung Reife, werden wir dort eintreten, und von dorthier noch auf die Tage unserer Freude ohne Scham, und auf die Tage unserer Noth mit Heiterkeit, zurücksehen. Lasset uns nur oft schon in iene Zukunft uns versehen und das ganze Erdenleben mit seinen Freuden und Jammertagen schon wie hinter uns erblicken! Hierdurch werden wir unser Herz noch fester an Gott fesseln;

256` XXVIII. Mensch, Gott sei im Glück und zc.
fesseln; denn wir wissen ja, daß Gott einst uns
Alles in Allem sein werde. Wie könnten wir aber
hieran denken, ohne uns jetzt schon gern und
traut mit ihm zu unterhalten? Nur dem wird
Gott einst Alles in Allem sein, dem
Gott hier schon der Lieblingsgedanke
war.

XXIX.

Ueber den heiligen Geist, und über seine
Ausgiessung auf die Apostel und
auf uns.

Am ersten Pfingsttage.

Ueber Tit. 3. B. 6.

Welchen er ausgegossen hat über uns reichlich durch
Jesum Christum, unsern Heiland.

Meine Brüder. Die Natur weist nur auf einen Gott hin — die ausgebildete Vernunft hält auch nur mit einem Gott — Moses lehrte ebenfalls nur einen Gott — Jesus that desgleichen. Im Evangelium steht die lehre von der Einzigkeit Gottes so deutlich da, daß es unbegreiflich sein würde, wie die Christen auch nur im geringsten auf etwas Anderes hätten kommen können, wenn es uns nicht die Kirchengeschichte durch den Uebergang der Philosophen aus einer gewissen Schule zum Christenthume erklärte, welche ihre absonderliche Meinung über das göttliche Wesen in den Ausdrücken — Vater, Sohn und Geist — wiederzufinden glaubten. Da entstanden dann die Vorstellungen — der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der heilige Geist auch; um jedoch aber diese Vorstellungen mit dem Evangelium, das die Einheit Gottes zu bestimmt lehrte, zu vereinigen, ward hinzugesetzt, daß dessen ungeachtet doch nur ein Gott sei. Wozu dieser völlig unfasliche Vortrag der ersten und allerfaslichsten lehre des Christenthums? Man verstehe die Ausdrücke — Vater, Sohn und Geist — wie sie das Evangelium verstanden wissen will; so heben sie die Einheit Gottes gar nicht auf, und so bedarf es ihres künstlichen und unbegreiflichen Wiedervereins mit dieser nicht.

Der Vater ist das Wesen, welches wir Gott nennen. Dieser ist nach Jesu eigenem Ausspruche grösser, als Alles — grösser, als Jesus selbst. Jesus hielt's für keinen Raub, masste sichs nicht an, Gott gleich zu sein. Er nannte Gott unsern Gott und seinen Gott; sich selbst aber nannte er nur Gottes Sohn. Hierdurch deutete er allerdings eine besondere Vereinigung an, in welcher er mit Gott stehe; er lehrte uns aber selbst diese besondere Vereinigung mit Gott darin finden, daß ihn der Vater geheiligt und in die Welt gesendet habe, oder, daß er vor Allen auserkoren und bestimmt sei, Gottes grosses Werk auf Erden zu betreiben und das Reich der Wahrheit und Tugend aufzurichten. Es ist auch gewis, daß Gottessohn und Christus, d. h. Gesandter Gottes, in dem damaligen Sprachgebrauche der Juden Einerlei bedeuteten. Johannes selbst ist Bürge hiefür; bald sagt er — wer da glaubt, daß Jesus Gottes Sohn ist — bald — wer da glaubt, daß Jesus der Christ ist. Mithin sehen wir uns genöthigt, bei dem Ausdruck — Jesus ist Gottes Sohn — nichts Anderes zu denken, als daß er der Christus, der Sprecher an Gottes Statt, der Lehrer aller Lehrer, der Herr durch sein Evangelium geworden, sei. Dazu hat ihn Gott erst wirklich gemacht, und so ist durch ihn in der Glaubens- und Sittenwelt Alles umgeschaffen worden. So, wie wir nur einen Gott, den Vater, haben, haben wir auch nun nur einen Herrn, Jesum Christ. Und so, wie Jesus durch seine Lehre Gottes Sohn ist, so werden

seine Ausgießung auf die Apostel und auf uns. 261

den wir auch durch Annahme seiner Lehre Gottes Kinder. Können uns bestimmtere Begriffe über das Verhältnis Jesu mit Gott gereicht werden, als diese? So steht die Lehre vom Sohne Gottes in der Bibel; und so besteht mit ihr die Lehre von der Einzigkeit Gottes vollkommen.

Ebenso hebt auch die Lehre vom heiligen Geiste diese Lehre nicht auf. Die Bibel nennt ihn, wie sie Jesum nicht Gott den Sohn, sondern nur Gottes Sohn nennt, auch nicht Gott den heiligen Geist, sondern nur Gottes heiligen Geist. Lassen wir irgendwo in ihr — Gott, der heilige Geist — so wäre dis ja doch nur eine Umschreibung von Gott selbst, der der heiligste Geist ist. Bald wird der heilige Geist ein Geist Gottes, bald schlecht hin heiliger Geist, bald Geist des Herrn, bald Geist Jesu Christi, bald Geist des Sohnes u. s. w. genannt. In den mehresten Stellen erklären sich diese Ausdrücke gleich selbst. 3. E. — „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes — wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott — Gott hat reichlich über uns ausgegossen den heiligen Geist durch Jesum Christum, unsern Heiland — ihr seid nicht fleischlich, so anders Gottes Geist in euch wohnt; wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein — Niemand kann Jesum einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geist — daran erkennen wir, daß er in uns bleibt, an dem Geiste, den er uns gegeben hat — Gott gebe, daß ihr völlige Hoffnung habet durch die Kraft des heiligen Geistes — die

Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen — wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit — Gott hat gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen — der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, ruhet auf euch — unser Evangelium ist bei euch gewesen, nicht nur im Wort, sondern auch in der Kraft und in dem heiligen Geist — u. s. w. u. s. w.“ Wer sieht nicht sogleich ein, daß hier unter dem Geiste, er mag nun Geist Gottes, oder Geist Christi, oder heiliger Geist genannt werden, nichts Anderes, als bald höhere Einsichten, bald bessere Gesinnungen, bald stärkere Triebe und Kräfte zum Wahren und Guten, verstanden werden müssen, welche insgesamt Wirkungen des Evangeliums sind, das daher auch selbst oft im Gegensatze der mosaischen Religion, die es blos mit Fleisch, oder mit Sinnlichkeit und Aeußerlichkeit zu thun hatte, der Geist genannt wird? Ebenso ist es auch nicht schwer, einzusehen, wo wir unter dem Geiste Gottes, oder unter dem heiligen Geiste, die Kraft Gottes, oder den Verstand Gottes, oder seine ewigen Rathschlüsse, zu verstehen haben; so, daß mithin die Lehre vom heiligen Geiste mit der Einzigkeit Gottes auch vollkommen besteht.

Wie steht es aber um den heiligen Geist, welchen Jesus seinen Jüngern verhieß, und der erst nach seinem Tode über sie ausgegossen werden sollte, so, daß Johannes auch behauptete, daß selbiger bis dahin noch nicht da gewesen wäre? — Hierüber laffet uns nun Betrachtungen anstellen! —

Jesus beschrieb diesen Geist als einen Geist, der vom Vater ausgehe, oder von Gott seinen Ursprung habe, den der Vater senden werde in seinem Nahmen, und den er selbst vom Vater senden werde. Er beschrieb ihn als einen vollkommenen Belehrender der Apostel, als einen Erinnerer an alles das, was Er ihnen schon gesagt, als seinen Verklärer, als seinen Zeugen, als Mitzeugen der Apostel, als ihren Mitselber und als einen Tröster; der an seiner Statt bei ihnen ewig bleiben sollte. Alle diese Beschreibungen und Bilder führen uns auf den Begriff — Beistand — zurück; grossen Beistand sollten die Apostel erhalten, und der Geist, welcher ihnen diesen leisten sollte, wird nur unter Bildern vorgestellt, die von etwas Persönlichem hergenommen sind, ohne daß wir uns nun dergleichen wirklich dabei vorzustellen hätten. So denkt man sich z. E., wenn man von einem Tröster hört, gleich irgend Jemand, der da tröste; es kann aber auch ein blosser Umstand zum Tröster werden.

Man erwäge doch nur, daß Jesus diesen Geist, diesen Tröster, Lehrer, Verklärer und Erinnerer auch einen Geist der Wahrheit nannte. Kann uns deutlicher gesagt werden, als so, was wir dabei denken sollen? Wahrheitsgeist ist Wahrheitsfinn; beide Ausdrücke sind ja auch wirklich jetzt noch üblich, wer denkt sich aber wohl dabei etwas Persönliches? Und — ward dieser heilige Geist über die Apostel ausgegossen, wie ist da vollends an etwas Persönliches zu denken, das ausgegossen worden wäre? Nein, Wahrheitsfinn ward über sie ausgegossen. Mus

es denn nicht uns Allen äusserst auffallen, daß Jesus ausdrücklich sagte — es beruhe Alles für die Apostel darauf, daß er hingehe — wenn er nicht hingehe, so komme der Tröster nicht — wenn er aber hingehe, so wolle er ihn senden —? Wird es hier nicht völlig klar, was der Tröster sei? Nun also zur Sache!

Die Apostel hatten den Geist der Welt, den unheiligen Geist, den Geist des Irthums und des Nationalvorurtheils — d. h. sie hatten dieselben falschen Vorstellungen vom Messias und von seinem Reiche, welche die Juden überhaupt hatten. Sie unterschieden sich von den Uebrigen blos dadurch, daß sie in der Person Jesu die Person des Messias anerkannten, dachten sich aber dasselbe von ihm, was die Nation sich von ihrem Messias dachte. Die grösste Staatsreform erwarteten sie von ihm, und für sich den allergrössten Gewinn dabei. Von diesen Vorstellungen, von diesem unheiligen Geiste konnte sie Jesus schlechterdings nicht abbringen; darum sagte er, daß er hingehen müsse, wenn der heilige Geist über sie kommen sollte, und wenn sie richtige Begriffe von ihm und von seiner und ihrer Bestimmung annehmen sollten. Sterben, meinte er, den schimpflichsten Tod sterben müsten sie ihn sehen — so würde es unmöglich sein, daß sie weiter eine Staatsreform von ihm erwarten könnten; und, wenn sie dann nur erst den Irthum abgelegt hätten, so würden sie die Wahrheit bald finden. Er ging hin — und es geschah, wie er gesagt. Sie gaben die Erwartung

von

seine Ausgießung auf die Apostel und auf uns. 265

von ihm, als von einem Staatsreformer, auf, und erkannten ihn für einen Reformator des Glaubens und der Sitten. So verlies sie der Geist der Welt, und der Geist aus Gott kam über sie. Der heilige Geist ward über sie ausgegossen; Wahrheitsgeist und Wahrheitsinn ergriffen sie. Und nun ward Jesus bei ihnen verklärt — nun hatten sie die erhabnere Vorstellung von ihm; nun erinnerten sie sich an Alles, was er ihnen gesagt, und verstandens; nun dachten sie selbst weiter darüber nach und wurden so in alle Wahrheit geleitet. Dis war der grosse Beistand, welchen Jesu Kreuzestod oder Hingang ihnen leistete. Nie vertauschten sie diesen heiligen Geist wieder gegen den unheiligen und irdischen, sondern — er blieb bei ihnen ewiglich. Jesu Lehre ward von ihnen als göttlich, und als Heil der Welt, befunden. So wurden sie eifrig, diese Lehre auszubreiten, die Welt mit ihr zu beglücken und Jesu Mitarbeiter zu werden, ohne an den geringsten irdischen Gewinn für sich durch Jesum weiter zu denken. Ja, sie achteten bei Ausbreitung dieser Lehre sogar Leiden und Tod nicht, sondern gingen diesen in ihrem nun erkannten Berufe so freudig entgegen, wie Jesus selbigen in dem seinigen.

Diese schnelle Verwandlung ihrer unrichtigen Denkart in die richtige konnte mit Recht eine Ausgießung des heiligen Geistes genannt werden. Sie geschah, als sie einst alle einmüthig bei einander waren. Welch ein Wink für uns, den ganzen da erzählten Vorgang gehörig zu beurtheilen!

Da, heisset, wurden sie alle voll des heiligen Geistes und — fingen an zu predigen. Welche Unterredungen müssen da unter ihnen vorgegangen sein, die sie am Ende Alle dahin brachten, die richtigeren Vorstellungen von Jesu und von seinem Reiche anzunehmen, bei ihnen fest zu beharren und ihnen nun auch gemäs zu handeln und zu wirken! Es ist warlich nicht zu viel, dis mit einem Brausen von Himmel zu vergleichen, das das ganze Haus erfüllte, wo sie sassen. Genug, sie fingen an zu predigen; da, als dis geschah, ward die christliche Kirche eingeweihet, und so ist Pfingsten das eigentliche Kirchweihfest. — —

Paulus war, wie bekannt, nicht dabei, als iene feierliche Ausgießung des heiligen Geistes geschah. Dennoch spricht er — „Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, wie reichlich wir von Gott begnadigt sind; welches wir auch reden, nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehrt, sondern mit Worten, die der heilige Geist lehrt.“ Hier bietet sich uns gleich die erste Veranlassung zu dem Glauben dar, daß man an iener Ausgießung des heiligen Geistes Theil nehmen könne, ohne dabei zugegen gewesen zu sein. Aber noch weit darüber geht es, wenn derselbe Paulus auch seinen Gemeinen sagt, daß auch sie versiegelt worden wären mit dem heiligen Geiste, und daß Gott auch seinen heiligen Geist in sie gegeben habe. Noch weit darüber geht es, wenn er an den Titus schreibt, daß Gott über alle und jede Christen den heiligen

ligen Geist reichlich ausgegossen habe durch Jesum Christum, den Heiland. Von hieraus bietet sich uns dann aber auch nicht nur die Erklärung davon aufs neue dar, was die Ausgießung des heiligen Geistes gewesen sei, sondern auch die Erklärung davon, wie der heilige Geist hernach weiterhin ausgegossen worden sei. Der heilige Geist ward ursprünglich dadurch ausgegossen, daß man Jesum für den Weltlehrer erkannte; und so ward er fernerhin dadurch ausgegossen, daß die, welche ihn für den Weltlehrer erkannten, seine Lehre in der Welt ausbreiteten. Was soll denn das anders heißen, daß der heilige Geist durch Jesum Christum reichlich ausgegossen worden sei, als — durch seine Lehre? Können wir uns eine andere Art der Ausgießung des heiligen Geistes durch Jesum Christum denken, als diese? Ist nicht dieselbe, welche sein bescheidener Vorgänger, Johannes, schon mit den Worten andeutete — „ich taufe mit Wasser, Er aber wird mit dem heiligen Geiste taufen —“? Weg doch mit dem Vorurtheile, daß durch die sogenannte Kirchentaufe der heilige Geist ausgegossen werde! Wir hören ja vom Johannes schon, daß die Taufe mit Wasser nur ein Bild von der Taufe mit dem heiligen Geiste gewesen sei; wie können wir in dieser Hinsicht auf Wassertaufe noch den geringsten Werth legen? Unterricht in der christlichen Lehre ist die einzige wahre Taufe, durch die christliche Einsichten und christliche Gesinnungen mitgetheilt werden. Die christliche

liche Religion selbst ist das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes, welcher reichlich ausgegossen wird. Der Ausdruck — Wiedergeburt — wird hier vom Paulus sogleich mit dem Ausdrucke — Erneuerung des heiligen Geistes — verwechselt, und ebenso auch der Ausdruck — Bad — mit dem Ausdrucke — reichlich ausgegossen. Ueberdis geht ja auch die ganze Stelle nur ehemalige Juden und Heiden an — „Nicht um der Werke willen, die wir gethan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit macht er uns selig durch das Bad der Wiedergeburt u. s. w.“ d. h. wir hatten es mit unserm unsittlichen Verhalten im Judenthum und im Heidenthum nicht verdient, daß wir solcher Glückseligkeit theilhaftig würden; Gott allein hat uns nach seiner unumschränkten Liebe dazu tüchtig gemacht, indem er uns völlige Kraft gegeben hat, durch Jesum klügere und bessere Menschen zu werden. „Solches will ich, setzt Paulus hinzu, daß du, Titus, es fest lehrest, damit die, welche an Gott gläubig worden sind, im Stande guter Werke erfunden werden“ — oder, dringe bei ieder Gelegenheit darauf, daß deine Gemeinde durch gutes Verhalten beweise, sie habe wirklich das grosse Geschenk des Lichts und des Antriebs zum Guten durch das Evangelium Jesu dankbar angenommen.

M. Br. Es ist gleich an sich klar, daß, wenn nun auch von einer Ausgießung des heiligen Geistes auf uns noch die Rede ist, diese mit iener Ausgießung auf die Apostel keine Aehnlichkeit habe. Wir haben

ben

seine Ausgießung auf die Apostel und auf uns. 269

ben ja nie ienen Geist der Welt, oder iene iüdischen unrichtigen Vorstellungen von Jesu, als dem Christus, und von seinem Reiche, gehabt, daß wir dafür erst den Geist aus Gott, oder die richtigeren Vorstellungen davon, hätten annehmen müssen, wie die Jünger Jesu. Ebenso sind wir auch nicht in dem Falle, in welchem die ersten christlichen Gemeinen, an die die Apostel schrieben, waren; wir sind weder vom Judenthum, noch vom Heidenthum, zum Christenthume erst übergegangen. Unsere Aehnlichkeit mit diesen besteht bloß darin, daß durch dasselbe Mittel, durch welches ihnen der heilige Geist mitgetheilt ward, der heilige Geist auch uns mitgetheilt werde, nemlich — durch die Lehre Jesu. Ach und möchten wir ihn doch durch diese Alle empfangen, immer reichlicher empfangen!

Aber — wie geschieht dieses? — — Zuförderst müssen wir uns durch keinen falschen Jugendunterricht und durch kein verährtes Vorurtheil abhalten lassen, ruhig und gelassen, wisbegierig und fromm über Jesu Lehre selbst nachzudenken. Wir haben ja insgesamt unser Christenthum in den Jahren gelernt, wo wir noch nicht gehörig prüfen konnten, sondern Alles auf blosses Lehrerwort annahmen. Können wir es leugnen, daß wir, die wir jetzt den evangelischen Kirchenglauben haben, weil wir in der evangelischen Kirche erzogen wurden, den katholischen Kirchenglauben haben würden, wenn wir in der katholischen Kirche erzogen worden wären? Diese einzige Vorstellung mus schon den Verdacht in uns erwecken können, daß unser Glaube

be

be wohl nicht auf eigener wahren Ueberzeugung beruhen möge. Vielmehr muß es uns gleich ausgemacht scheinen, daß wir, wenn man uns Irrthum gelehrt, diesen für Wahrheit angenommen haben. Wie nun dahinter zu kommen, ob und in wie fern dis geschehen sei? Es ist kein anderer Weg für uns übrig, als daß wir uns zur Lehre Jesu selbst und zu seinem eigenen Unterrichte darüber wenden; sonst können wir nie wissen, ob wir die Wahrheit haben, und sonst werden wir nimmermehr frei von Vorurtheilen, denn — es ist kein Kirchenglaube ohne diese. Wenn also unser Kirchenglaube auch schon seit mehreren Jahrhunderten, ja Jahrtausenden, bestände, so muß uns dis doch nicht von seiner Prüfung an dem untrüglichen Probiersteine des Evangeliums selbst zurückhalten. Einer ist unser Meister, nemlich — Christus. Da, da werden wir dann finden, ob unsere Lehrer uns etwas gesagt, woran Jesus gar nicht gedacht, und ob sie uns etwas ganz anders gesagt, als es Jesus gesagt. Gewis, gewis werden wir Entdeckungen der Art machen; ja, es kann sein, daß Mancher von uns solche Entdeckungen mache, die sein Erstaunen erregen. Welche Zusätze hat man der einfachen Lehre Jesu beigefügt! Wie hat man ganze Glaubensartikel erfunden, und andere nach Willkür und gerade gegen die Rede des Meisters vorgestellt! Gesezt nun auch, wir hingen selbst aus gewissen Absichten an einem solchen Glaubensartikel, oder an einer solchen Vorstellung desselben, fest, so, daß wir uns gern überreden möchten, daß sie doch wohl mit der Lehre Jesu übereinkämen, oder wenigstens

stens vereinbar mit ihr wären: so müssen wir die Prüfung derselben an dieser Lehre desto eifriger fortsetzen; denn nun wird uns der Irrthum durch unsere Vorliebe zu ihm noch gefährlicher. Müssen wir uns dann endlich selbst gestehen, daß etwas, das wir seither für Wahrheit hielten, baarer Irrthum sei, so mus es von uns auf die Seite gelegt werden. So, so gelangen wir zu immer richtigeren christlichen Einsichten; so wird der heilige Geist immer reichlicher über uns ausgegossen.

Wir müssen ferner den *sittlich* christlichen Unterricht über Alles hochschätzen und ihn immer mehr auf unser Herz wirken lassen. Leider wird dieser bei der Erziehung zur Religion noch immer sehr zurückgesetzt, und die Begierden, welche bei ihm ihre Rechnung nicht finden, verlangen ohnehin nicht nach ihm. Wird er ja gegeben, so macht ihn der irdische Sinn unkräftig. Hier beruhet Alles darauf, daß wir für unsere wahre Menschenwürde mehr Achtung bekommen. Diese besteht in Ausbildung und Veredlung unseres Herzens, ohne welche wir von dem erhabenen Plage, auf welchen uns der Schöpfer in der Reihe der Wesen gestellt hat, herabsinken. Wir sind durch unsere Vernunft zur Sittlichkeit bestimmt und sollen ewig in ihr wachsen. Gott, was ist doch also ein Mensch, der blos für die Sinnlichkeit lebt und gar nicht für seine höhere Natur sorgt! Ist er Mehr, als blos Mensch von Gestalt? So ergreife uns ein lebhaftes Gefühl unserer wahren Würde! Wie willkommen wird uns dann der sittliche Unterricht bei Jesu sein, der unser Herz so

un.

unaussprechlich veredeln kann! Worauf geht dieser anders aus, als unsern Begierden die Herrschaft zu nehmen? Freilich werden diese also sich gegen ihn sträuben; besonders diejenigen unter ihnen, welche die herrschenderen sind. So oft dis aber geschieht, müssen wir die schönen Tugendssprüche Jesu, welche ihnen entgegen sind, noch sorgfältiger erwägen; wir müssen das Große und Edle in selbigen uns recht vorhalten und uns zum Geständnis davon bringen, wie wacker und würdig unserer selbst wir thun, wenn wir sie, und nicht unsere Begierden, befolgen. Vorzüglich müssen wir gegen unsere herrschenden Begierden so verfahren, und die Kraft derjenigen Tugendssprüche Jesu, welche diesen entgegen sind, recht zu erschöpfen suchen. Gemeinlich wird es hier am meisten versehen. Man kennt sich entweder selbst nicht, und beschäftigt sich vorzüglich mit Aussprüchen Jesu gegen Leidenschaften, die man nicht hat; oder das Herz spielt uns den Betrug und findet solche Aussprüche, die es nicht treffen, als die schönsten, um uns nur zur Verweilung bei diesen zu bewegen. Nicht also, m. Br.; Jeder von uns kenne den Hauptfeind seiner Tugend in sich selbst, seine herrschendere Begierde, und halte sich hauptsächlich an die Sittenregeln Jesu, welche diese in ihrer Unwürdigkeit aufdecken und ihre Unterdrückung fordern. So, so gelangen wir zu immer besseren christlichen Gesinnungen; so wird der heilige Geist immer reichlicher über uns ausgegossen.

Wir müssen endlich auch, wenn wir dadurch, daß wir den Irthümern nicht mehr huldigen und den

Begierden nicht mehr fröhnen, bei der Welt verliehren, uns an die Tröstungen und Stärkungen halten, welche uns das Evangelium darüber mittheilt. Dies heißt die gute Beilage vom Glauben und von der Liebe in Christo Jesu, oder christliche Wahrheit und Tugend, welche in uns aufgerichtet wurden, bewahren durch den heiligen Geist, der in uns wohnt. Wir sind nehmlich dadurch mit der Arbeit für unsern Geist und für unser Herz noch nicht zu Ende, wenn wir es wirklich dahin gebracht haben, daß wir freudig und gern nach immer richtigeren christlichen Einsichten und nach immer besseren christlichen Gesinnungen streben, und daß in uns selbst gar kein Widerstand mehr dabei ist, sondern Alles willig dazu hilft; es kann sein, ja, es ist vielleicht unvermeidlich, daß uns die Welt über unsere Freiheit von Vorurtheilen verkehre, und über die Herrschaft, welche wir über unsere Begierden ausüben, verspote. Beides kann sogar weit, sehr weit gehen, so, daß es wohl unerträglich zu werden anfängt. Wie unzählich oft scheiterten schon Wahrheits- und Tugendeifer an diesen Klippen der Verfolgung und des Hohns! Doch, dieselbe Lehre Jesu, welche uns von Irthümern und Lastern frei machte, kräftigt und unterstützt uns auch, daß wir uns in dieser unserer Freiheit behaupten mögen; wir müssen nur recht nach ihren Tröstungen greifen und sie fest und tief in unser Herz drücken. Wie unbedeutend und kleinlich weis sie uns, als Gläubigen an Gott, den Has der Welt vorzustellen, er möge sich nun an bloßer Verachtung begnügen, oder bis zur Wut fortgehen!

In jenem Falle hält sie uns durch den Beifall des höchsten und heiligsten Wesens schadlos; in diesem stellt sie uns durch die zärtlichste Fürsorge und Obhut dieses Wesens sicher. Wie läffet sie in Augenblicken, wo wir für Wahrheit und Tugend leiden müssen, vor uns, als vor Unsterblichen, das ganze Wesen dieser Welt schon vergehen; wie entrückt sie uns da schon in jene vollkommeneren Ordnung der Dinge, unter deren Wahrung die richtigsten Einsichten und die besten Gesinnungen auch auf allen Seiten unser Heil vollenden werden! Hieran, ach hieran laffet uns uns halten; dis macht beharrlich bei Wahrheit und Tugend, und diese Beharrlichkeit ist der heilige Geist, der über uns ausgegossen wird, in seiner höchsten Fülle.

Ach, ständen wir doch alle so in Gemeinschaft des heiligen Geistes! Aber — wie Viel sind derer noch, die nicht der Geist aus Gott, sondern der Geist der Welt, beseelt!

So nehmet doch hin den heiligen Geist — ihr, die ihr bloß aus Voreingenommenheit für eure Meinungen, oder aus träger, vielleicht auch eigennütziger Anhänglichkeit an selbigen gegen jede offenbar bessere und richtigere Einsicht seid, und euch gegen Alles sträubet, was nicht in eurem Katechismus steht. Schauet doch an den Gekreuzigten — er starb ja, um den heiligen Geist zu senden; er starb für die Wahrheit, und durch seine Lehre solltet ihr sie in Empfang nehmen. So habet doch nur mit dieser zu thun, wenn ihr die Wahrheit erkennen wollet; suchet sie aber nicht bei den Knechten, sondern bei dem Herrn selbst; suchet

seine Ausgießung auf die Apostel und auf uns. 275

chet sie nicht in menschlichen Glaubensbüchern, sondern im Evangelienbuche. Wollet ihr denn nicht frei sein von allem Irrthum? So lasset euch durch den Sohn frei machen; dieser macht ganz frei.

So nehmet hin den heiligen Geist — ihr, die ihr ganz in das sinnliche Wesen verstrickt seid, nur auf Befriedigung eurer Begierden denket, und darüber eure Pflichten bald vernachlässiget, bald gar übertretet. Schauet doch an den Gekreuzigten — er starb ja, um den heiligen Geist zu senden; er starb für die Tugend, und durch seine Lehre solltet ihr tugendhaft und heilig werden. So öfnet doch euer Herz den herrlichen Anweisungen, welche euch diese zu eurer Veredlung gibt, und fühlet euch in eurer Menschenwürde, wenn euch der Sohn durch Besiegung eurer Leidenschaften zu Kindern Gottes machen will. Warum wolltet ihr denn noch Knechte sein? Wer aber Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. Nehmet Christi Sinn an, so seid ihr frei — frei von aller Untugend.

So nehmet hin den heiligen Geist — ihr, die ihr zwar Kopf und Herz erst der Wahrheit und Tugend widmet, hernach aber euch durch Hohn der Welt das Herz wieder verrücken, und durch Verfolgung der Welt den Kopf wieder verschrauben lasset. Schauet doch an den Gekreuzigten — er starb ja, um mit dem heiligen Geiste euch zu versiegeln, und durch seine Lehre solltet ihr auch ausdauernd bei Wahrheit und Tugend werden. So erneuert euch doch durch die Stärkungen, welche sie euch reicht, und behauptet euch in der Freiheit des Geistes und Herzens, womit euch

Christus befreiet hat. Bewahret eure Beilage und habet völlige Hofnung durch die Kraft des heiligen Geistes. — —

M. B. Wir wissen nun, worin der heilige Geist, der über uns ausgegossen wird, bestehe, nehmlich — in Erkenntnis des Wahren, in Liebe zum Guten und im Beharren bei beiden. Wir wissen auch, wodurch er über uns ausgegossen werde, nehmlich — durch die Lehre Jesu. Da nun ein besonderer Stand in christlichen Staaten dazu da ist, daß er diese Lehre öffentlich vortrage, und da sich der grössste Theil des Volks an seinem Vortrage leider begnügt: so ist der heilige Geist gleichsam in seine Hände gegeben. Welche Würde empfängt hierdurch dieser Stand! Wenn fallen die Worte des Paulus nicht gleich ein — wenn das Amt des Buchstabens Klarheit, oder Herrlichkeit, hatte, wie viel mehr mus das Amt Klarheit haben und herrlicher sein, das den Geist gibt — ? Aber — wie viel kann man nun auch mit Recht von diesem Stande fordern, und welche Verantwortung hat er auf sich! Lehrer und Prediger müssen vor allen Dingen selbst des heiligen Geistes voll sein. Wie wollen sie ihn sonst mittheilen, wenn sie ihn nicht haben? Durch die Ordination empfangen sie ihn wahrlich nicht. Sie müssen ihr Evangelienbuch studiren und es aus dem Grunde verstehen lernen. Dann können sie auch durch richtige Erklärung desselben Andere zur Wahrheit leiten. Sie müssen die sittlichbesten Menschen werden. Dann kommt das, was sie über die Tugend reden, vom Herzen, und so, nur so gehts wie.

seine Ausgießung auf die Apostel und auf uns. 277

wieder zum Herzen. Wenn man nun so Viele, die sich dem Predigerstande widmen, siehet, wie sie sich zu selbigem vorbereiten — wenn man sie siehet, wie sie sich der Unwissenheit und Unsittlichkeit zugleich widmen — Gott, in welche Hände vergeben oft unsere Pfarrvergeber den heiligen Geist! Bald, bald ist's doch wahrlich Zeit, daß unsere Fürsten; Edelleute und Magistrate den heiligen Geist Gottes nicht mehr so betrüben. Bald ist's Zeit, daß der theologische Student, der auf der Universität nicht nur nichts gelernt, sondern sich auch auf das Lüderlichste aufgeführt hat, statt die Kanzel betreten zu dürfen, an die Futter-schneide, oder auf die Dröschdiele, gewiesen werde. Wenn solche Nichtswisser und Wüßlinge den heiligen Geist ausgießen sollen, o wehe, o wehe ihren armen Gemeinen! Wenn diese dann noch so einmüthig bei einander sind — es geschieht kein Brausen vom Himmel, das das ganze Haus erfüllt, wo sie sitzen. . . Und, wenn ierte Schänder ihres Standes das Wort noch so schreiend verkünden und durch Schreien das Brausen vom Himmel ersetzen wollen, der heilige Geist fällt nicht auf die, die dem Worte zuhören. Es ist aber nicht genug, daß ein Prediger selbst voll des heiligen Geistes sei; er mus sich auch durch nichts abhalten lassen, ihn auszugießen. Er mus seine richtigeren Einsichten mittheilen, und wenn sie auch schnurgerade gegen den Kirchenglauben wären. Sobald er Jesum selbst für sich hat, wer mag wider ihn sein? Klugheit übrigens, die von jedem öffentlichen Manne

gefordert wird, wird auch von ihm gefordert; er mus sich also so auszudrücken wissen, daß er die Schwachen schonen, ohne jedoch den Starken ärgerlich zu werden. Wollte man aber von ihm fordern, daß er auf Staatsbefehl Irrthum, den er für Irrthum erkennt, wirklich lehren sollte: so mus er sich eher seiner Predigerstelle entsetzen lassen, als daß er dis thue. Ebenso mus er auch nicht schonen, wenn Sünden und Laster im Schwange gehen, dagegen zu eifern, es begehe sie, wer da wolle. Furcht vor Verlust an seinen Einnahmen, oder an freiwilligen Geschenken, mus ihn nicht davon abhalten. Auch, wenn sich der gesellschaftliche Ton nur bei seiner Gemeinde ins Unmännliche, Läppische und zur Unsittlichkeit Führende verstimmt, mus er nicht unthätig sein. Er mus bitten, ermahnen, warnen.

Hat nun eine Gemeinde einen solchen Prediger, der, selbst des heiligen Geistes voll, ihn auch reichlich mittheilt, so werde sein Wort auch von ihr aufgenommen mit Freuden in dem heiligen Geiste, wie das Wort des Paulus einst zu Thessalonich! O — wären alle Prediger, wie Paulus, und alle Gemeinen, wie die Thessalonische! — Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns Allen — Amen!

XXX:

Ueber den Selbstmord.

Am zweiten Pfingsttage.

Ueber Ephes. 5. W. 29.

Niemand hat jemahls sein eigen Fleisch gehasset.

Gott, wir glauben an dich. Du bist der Urheber unseres Daseins. Du bestimmtest die Stunde unserer Geburt; so bestimme du auch nur die Stunde unseres Todes. Wir wollen sterben können, sobald du willst, und wenn das Leben auch noch so viel Reize für uns hätte; wir wollen aber auch leben können, so lange du willst, und wenn das Leben noch so drückend für uns würde. Unsere höhere Natur auszubilden — als Mitglieder der Gesellschaft zum allgemeinen Wohle beizutragen — — bis ist der grosse Beruf, den du uns gabst. So wollen wir gern leben, um uns noch immer mehr auszubilden, und um noch immer mehr zum allgemeinen Wohle beizutragen. Dieser unser Beruf ist Beruf für eine Ewigkeit. Je mehr wir uns hier ausbilden, je mehr wir hier zum allgemeinen Wohle beitragen, desto seliger werden wir dort sein. Ach Vater, Vater, darum wollen wir gern, recht gern leben, und, mus einst von uns gestorben werden, so mag deine Hand sich an uns legen — nie, nie wollen wir Hand an uns selbst legen. — —

Meine Brüder. Einzelne wirklichgeschehene Selbstmorde zu untersuchen, ist die Sache der Obrigkeit; über den Selbstmord überhaupt und an sich aber zu reden, ist Sache der Volkslehrer.

Was ist Selbstmord? Wenn ein Mensch etwas, das tödtlich ist, in der Absicht gegen sich ausübt, um sich dadurch zu tödten. Tödtet es ihn nicht, so ist's wenigstens versuchter Selbstmord. Ob er die Absicht, sich dadurch ums Leben zu bringen, dabei habe, darauf kommt Alles an. Der wilde Reuter also z. E., der den Hals stürzt, der Trunkenbold, der sein Leben nicht bis zur Hälfte bringt, sind keine eigentlichsogenannte Selbstmörder; denn jener reutet nicht darum so wild, daß er den Hals stürzen wolle, und dieser ist nicht darum der Unmäßigkeit ergeben, daß er sein Leben nur bis zur Hälfte bringen wolle. Jener verläßt sich vielmehr auf sein starkes Pferd, und dieser auf seine starke Natur, um beide ohne Gefar misbrauchen zu können. Wenn aber der wilde Reuter in der Absicht so wild reutet, um sich gegen den niedergelassenen Schlagbaum oder gegen die erste beste Eiche den Schedel zu zerschmetterern — wenn der Trunkenbold in der Absicht die Branntweinflasche immer wieder ansüllt und immer wieder ausleert, daß eine Entzündung ihn wegraffen solle — dann sind sie freilich auch Selbstmörder im eigentlichen Verstande.

Wenn man den unaussprechlichgrossen Werth bedenkt, welchen das Leben in den Augen der Menschen im Ganzen hat — wenn man bedenkt, wie ungern Viele sterben, wenn sie sterben müssen, wie die Menschen jede Lebensgefar zu vermeiden suchen, wie diejenigen, welche in Lebensgefahren gerathen, sich oft fürchterlich wehren, und, wie es auch nicht einmahl Sitte ist,

nach

nach einem unversehnen Schnitte in den Finger den blutenden Finger abzuhacken, sondern ihn zu verbinden, und so geschwind, als möglich, wieder zu heilen — — wenn man dis Alles bedenkt und dann doch von Selbstmördern hört, so müste man ia beinahe glauben, daß sie Menschen von ganz entgegengesetzter Natur, als die übrigen, wären. In der Regel nehmlich ist erwiesenhahr, daß Niemand sein eigen Fleisch hasse, sondern es vielmehr sorgfältig nähre und pflege.

Wenn man dann gar noch hinzu denkt, daß kein Thier Selbstmord ausübt, und daß alle empfindende Wesen für ihre möglichstlange Fortdauer sorgen, so, daß also die Vernunft, das Göttliche im Menschen, einzig und allein zur Selbstödtung fähig zu machen scheint — wie wird uns vollends da zu Muth? Wie? sie, durch die wir viel mehr Erhaltungsmittel finden, als die Thiere durch ihren blossen Instinkt, sie, die sich auch, so lange es Menschen gegeben hat, mit Aufindung dieser Erhaltungsmittel im ganzen Gebiete der Natur, so rastlos beschäftigte — sie kann das Mittel werden, sie kann sich selbst zum einzigen Mittel machen, eigenes Leben zu zerstören? Das mus ia doch wohl wenigstens eine ganz ver schraubte Vernunft sein.

Und — so ist dann auch gewis in den mehresten Selbstmordsfällen. Es ist dabei eine Art von Wahnsinn, der allemahl das Gegentheil von dem thut, was die gesunde Vernunft thut; — eine Verwirrung der Gedanken, die in dem Augenblick der That aufs
höchste

stieg. Man sieht bis oft schon daraus, daß Viele es mit ihrem Selbstmorde ganz verkehrt anfangen; noch öfter aber sieht man es daraus, daß zehnfaches Wollen und Wiederablassen vorangeht, bis endlich einmahl die Verwirrung den höchsten Grad ersteigt — wie unsere geretteten Selbstmörder; wenn sie zur völligen Vernunft zurückgebracht werden, oft selbst gestehen.

Aber — dennoch ist dis nicht immer der Fall. Selbstmord wird auch oft mit voller Bedachtsamkeit und mit einer Entschlossenheit ausgeführt, die Erstaunen erregt. Man macht auf das kaltblütigste Anstalten dazu — man wartet ruhig die bequemste Gelegenheit dazu ab — man sucht sich den Ort dazu aus — man nimmt wohl vorher in langen, ja, in mehreren langen Briefen Abschied von seinen Freunden — — kurz, es ist auch nicht die geringste Spur des Wahnsinns da; Alles zeugt vielmehr von einer sehr überlegenden und zweckmässighandelnden Vernunft. Man ist des Lebens satt; aller Werth des Lebens ist dahin, und so findet man es wegwerfbar.

Nun — alle die, welche auf solche Art Selbstmord ausüben, müssen doch wohl glauben, daß sie dazu befugt sind? Dis ist gar keine Frage weiter, M. Br.; wohl aber führt es uns nun zur Frage aller Fragen, ob dieser ihr Glaube gegründet sei... Die Moralität des Selbstmords ist, welche nun unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen soll. Darf der Mensch nach
Ge-

Gefallen sein Leben wegwerfen, wie er will???

Diejenigen, welche in einem halben, oder ganzen Wahnsinne die grausame That an sich verrichten, mögen wohl wenig oder gar nicht über ihre Befugnis dazu denken, und also auch wenig oder gar nichts zu ihrer Rechtfertigung darüber zu sich selbst sagen. Wir wollen also lieber gleich den Aufsehenmachendsten Selbstmörder hören, der nach reiflicher Ueberlegung und mit vollem Bewusstsein seinen Vorsatz ausführt. Es sei uns jetzt, als belauschten wir ihn bei folgendem Selbstgespräche:

„Ich bins, den ich tödte. Ja, wenns ein Anderer wäre, dann, dann — — aber nein, ich selbst bins. Nicht einmahl das Geringsie zu leiden thue ich irgend einem Andern damit; thäte ich ja damit etwas zu leiden, so thät' ichs doch nur mir. Dis ist aber auch nicht; vielmehr glaube ich mir wohl dadurch zu thun. Wie Andere diesen meinen Glauben finden? was geht mich das an! Genug, es ist mein Glaube, und von meinem Glauben habe ich Andern keine Rechenschaft abzulegen, sondern nur mir. Wie? wenn ich nun gar nicht geboren wäre? „Du bist nun aber einmahl geboren und da“ — sagt man mir. Gut; da zu sein ward ich gezwungen; ob ich aber das Dasein länger haben will, mus doch wohl bei mir stehen? So lange ich da bin, kann man mich freilich darüber zur Rede stellen, ob ich gesellschaftlich handle und meine Pflichten erfülle; wenn ich aber nicht mehr da sein will, wie will man mich dann
durch

durch Pflichten noch halten, die sich bloß auf das Dasein gründen? Ich sehe gar nicht ein, wem ich hierüber verantwortlich wäre. Genug, mein Dasein ist mein — frei mein; das sehe ich ja daraus gleich, daß ich es wegwerfen kann. Ich finde aber für räthlicher, nicht mehr zu sein, und — so werfe ichs weg. — — —

In der That — man mußte sich erst auf einige Augenblicke erholen, wenn man so eine Sprache gehört hat. Daß hier auch nicht eine Silbe von Religion vorkam, haben wir doch wohl Alle bemerkt. Und — so mag es dann auch wohl oft mit unsern Selbstmördern stehen, daß es ihnen an einem lebendigen Glauben an Gott und Ewigkeit fehlt. Wer vom Dasein eines Ewigen und von seinem eigenen Fortdasein im Tode wahrhaftig überzeugt ist, der könnte doch wohl unmöglich iene Sprache führen. Doch haben wir auch Beispiele genug, daß eine verschraubte Religion sogar Selbstmörder schaffen könne. Da inzwischen in jenem Selbstgespräche gar nichts von Religion vorkam, so wollen wir bei Beantwortung desselben die Religion auch anfänglich weglassen, und tiefer in die Sache, und in das Wesen des Menschen selbst, zurückgehen.

Wohl an dann — gesetzt also, daß mit diesem Leben nicht nur Alles für uns aus wäre, sondern, daß auch kein Gott wäre, so gehören wir doch offenbar zu einer höheren Welt noch, als die sinnliche bloß ist, und machen eine Klasse von Wesen aus, die über alles

les Andere, was wir kennen, weit, äußerstweit hervorrage. Das Uebersinnliche an uns, die Vernunft, erhebt uns zu sittlichen Wesen, d. h. zu solchen, die sich über Alles, was sie thun, Rede und Antwort geben müssen, und die nur dann glücklich sind, wenn sie mit ihrer Rede und Antwort vor der Vernunft bestehen. Solche Wesen müssen sich auf das höchstmögliche auszubilden suchen, damit sie beim Abgange auch zu ihrer Zufriedenheit sich Rede und Antwort darüber geben können, ob sie die Vollkommenheit erreicht haben, die sie erreichen konnten, und ob sie das geworden sind, was sie zu werden vermochten. Hier, Selbstmordvorhabender, steh auf einen Augenblick still — dis bedenke! Und wenn du auch Atheist und Materialist bist, erkennst du dich nicht für ein sittliches Wesen? Warum führtest du denn ienes Selbstgespräch, wenn du dich nicht gezwungen fühltest, dir selbst Rede und Antwort zu geben — sag uns doch?? Nun gib dir einmahl befriedigende Rede und Antwort darüber, daß du deine höchstmögliche Ausbildung durch Selbstmord verhindern willst. Sag uns, wie du hiermit vor dem Richterstuhle deines Gewissens zu bestehen gedenkst. Das Thier, die Pflanze, der Stein, bilden sich so weit und hoch aus, als sie können, und du Mensch willst schlechterdings unvollkommener abgehen, als du hättest abgehen können? Du willst dir in den letzten Augenblicken des vernünftigen Bewusstseins das Entzücken rauben, geworden zu sein, was du werden konntest? Auch mußt du als ein sittliches Wesen dir am Ende darüber Rede und Antwort

wort geben, ob du auf das höchstmögliche zum Wohle der menschlichen Gesellschaft, in der du erst zum sittlichen Wesen wardst, beigetragen habest. Willst du auch hierüber dir befriedigende Rede und Antwort geben, so mußt du nicht eher aufhören, dazu beizutragen, und wär's auch durch Leiden und wackeres Beispiel darin; oder du bestehst wieder nicht vor dem Richterstuhle deines Gewissens. Sprich nicht — ich verlange von der Gesellschaft weiter nichts, so kann sie auch von mir weiter nichts verlangen. Hast du denn nicht eher etwas von ihr verlangt, bis sie von dir etwas verlangte? Trug sie nicht eher zu deinem Wohle bei, als du zu ihrem Wohle beitrugst? Du alter Schuldner, denke doch an deine ersten zehn, funfzehn, wohl gar zwanzig Jahre! Wie wohlthätig war da die Gesellschaft für dich, als du noch nichts, gar nichts für sie leistetest! Hast du denn bis Alles wirklich schon vergütet? Willst du als ein böser Schuldner aus ihr scheiden? Und — bist du denn wirklich ganz ohne Angehörige, daß du sagst, du thätest durch deinen Selbstmord keinem Andern etwas zu Leide? Ist gar kein Mensch da, der dich ungern verliert? Bist du nicht etwa gar Bruder? Bist wohl gar Gatte und Vater — o du ausgeartetes sittliches Wesen, gib dir doch einmahl darüber vollends Rede und Antwort, wie du dich so ruchlos der pflichtmäßigen Fürsorge für die Deinigen entziehen, dich mit Gewalt aus ihren Armen reißen und ihre Seelen mit mörderischen Jammer erfüllen kannst. Nein, und wenn weder Gott, noch Ewigkeit, wären, Selbst-

mord

mord ist gräßlich; denn er ist wieder unsere sittliche Natur, wider die Menschheit an uns.

Wie nun aber, wenn doch ein Gott wäre? Und — ist es denn so sehr schwer, bis glaublich zu finden? Sollte unsere eigene sittliche Natur uns nicht Gottes Dasein verbürgen? Mus diese nicht ein Urbild haben, das die höchste sittliche Vollkommenheit selbst ist, und von dem sie nur ein schwacher Abglanz ist? Ach, je mehr man darnach strebt, sich überall über das, was man thut, besridigende Rede und Antwort geben zu können, desto mehr erkennt man auch warlich Gott. Wie nun aber dann, Selbstmörder, wenn ein Gott ist? Und, wenn auch kein Leben nach dem Tode für dich wäre, must du nicht alsdann Gott als deinen Herrn, als deinen unumschränkten Herrn, betrachten? Stehst du nun nicht ganz und gar unter ihm? Hast du nicht auch dein Dasein von ihm? Darfst du damit schalten, wie du willst? Darfst du es fahren lassen, ehe er gebeut? Must du nicht so lange dein eigener Erhalter sein, als er dein Obererhalter sein will, oder dir es möglich macht, fortzubestehen — du, sein Geschöpf? Könntest du Selbstmörder werden, wenn er dir nicht die Vernunft gegeben hätte? So wolltest du also ihm für sie danken, daß du durch sie, die dich zum höchsten geistigen Dasein erheben sollte, dein sinnliches Dasein sogar zerstörtest? Ihm, als deinem grossen Urbilde, so ähnlich zu werden, als möglich, nur ihm dadurch so wohlgeällig zu werden, als möglich — mus dis nicht vielmehr dein unerfättlichstes Bestreben sein? Wie kannst du

also eigenmächtiges Abbrechen dieses Bestrebens auch nur vor dem blossen Gedanken an Gott verantworten? Wie kannst du dich hierdurch als Gegenstand seines höchsten Misfallens hinstellen, du, der du sein höchstes Wohlgefallen sein solltest?

Und wie, wenn nun nicht nur doch ein Gott ist, sondern wenn auch doch zugleich Fortdauer für dich im Tode wäre? Ist es denn etwa auch so schwer, das glaublich zu finden? Sollte dieselbe sittliche Natur an uns, welche uns Gott verbürgt, uns nicht auch unsere Fortdauer verbürgen? Können wir sie in unserm gegenwärtigen Zustande wohl vollkommen ausbilden? Mus ihre vollkommene Ausbildung nicht aber schlechterdings möglich sein, ja wirklich erfolgen, wenn wir auch nur im geringsten an ihrer Ausbildung zu arbeiten verpflichtet sein sollen, und wenn sie nicht unter Allem, was da ist, das Ungereimteste sein soll? Wie nun aber dann vollends Selbstmörder, wenn auch gar ein Leben nach dem Tode für dich ist? Erschwerst du dir alsdann nicht deine Vollendung dort, zerrüttest du sie nicht vielleicht gar, wenn du hier nicht deine Ausbildung betreibst, so lange du kannst? Wie wirst du ewig deine That bereuen, die dich in Erreichung deiner Vollkommenheit und Seligkeit störte! Wie heillos wird dir ewig darüber zu Muth, sein, daß du dich durch sie hier allen deinen Pflichten für die Welt entzogst! Es kann sogar sein, daß dein künftiger verklärter Körper dadurch leide, daß auch dieser nicht vollkommen sein, sondern gewisse Gebrechen — die ewigen Brandmale deiner That

That — aufzeigen, und dich dadurch ewig als Selbstmörder bemerkbar machen werde. . .

So stehts um den Selbstmord. Sich selbst nach Gefallen zu entleiben ist unverantwortlich vor Gott und Ewigkeit, und, wenn auch Beide nicht wären, doch vor unserer sittlichen Natur. — — Sollte denn aber Selbstmord in keinem Falle erlaubt sein? Ja, sobald er Pflicht wird. Darum ward vorhin die Frage auch nur so gestellt — ob man nach Gefallen das Leben wegwerfen dürfe, wie man wolle?

M. Br., das ist freilich eine sehr zarte Materie, und man brauchte sie auch nicht zu berühren, da Fälle der Art in unsern Gegenden und Zeiten vielleicht gar nicht eintreten; wenn nicht jetzt so viel gelesen würde, und wenn nicht so viel alte und neue Schußschriften für den Selbstmord da wären. Lasset uns also unsere Aufmerksamkeit dabei aufs höchste spannen! Genug, wir werden sehen, daß solche Fälle, in denen Selbstmord zur Pflicht ward, oder noch werden könnte, auf unsere gewöhnlichen Selbstmörder gar nicht passen.

Der Zweck unseres Hierseins ist, unsere sittliche Natur so vollkommen auszubilden, als möglich; hieraus entsteht eben die Pflicht für uns, unser Leben so lange zu erhalten, als möglich. Es ist uns also darum Pflicht, unser Leben zu erhalten, weil es uns Pflicht ist, unsere Sittlichkeit auszubilden; keine Pflicht ist folglich die nidere, diese die höhere. Wenn nun der Fall sich ereignete, daß beide Pflichten in Streit geriethen — mus nicht die höhere vorgehen? Wenn wir also unser Leben nicht anders erhal-

ten könnten, als daß wir eine abscheuliche Schandthat begingen, zu der man uns so zwingen will, daß wir dem Zwange durchaus nicht entlaufen können, und — wir hätten noch so viel Freiheit und Zeit, uns selbst das Leben zu nehmen, so müssen wir's uns nehmen. Hier verkehrte sich ja Alles für uns; wir sollen unser Leben erhalten, um unsere Sittlichkeit auszubilden, hier zerstörten wir aber unsere Sittlichkeit, um unser Leben zu erhalten — folglich würde hier Selbstmord Pflicht für uns. Lesen oder hören wir also z. E. daß ein tugendhaftes Weib, oder gar ein edler Jüngling, sich lieber den Dolch ins Herz stießen, als daß sie sich durch Gewalt, der sie nicht entlaufen konnten, zum Opfer der viehischen Wollüste eines Tyrannen machen ließen, so lasset uns diese grossen Selbstmörder ehren und segnen!

Der Zweck unseres Hierseins ist ferner, den möglichsten Beitrag zum allgemeinen Wohle zu leisten; eben darum sollen wir dann auch unser Leben so' lange zu erhalten suchen, als möglich. Es ist uns also darum Pflicht, unser Leben zu befördern, weil es uns Pflicht ist, das allgemeine Wohl zu erhalten; iene Pflicht ist mithin wieder die nidere, und diese die höh'ere, und so mus auch, wenn beide in Streit gerathen, diese wieder iener vorgehen. Wenn also der Fall einträte, daß wir durch Erhaltung unseres Lebens dem allgemeinen Wohle den grössesten Schaden zufügten, oder gar das allgemeine Wohl nicht anders retten könnten, als durch Selbstmord, so würde Selbstmord auch Pflicht für uns. Sehet z. E., es wäre Krieg, und ein unmenschlicher Feind dränge ein, und hörte,
daß

daß wir etwas müßten, auf dessen Aussage der völlige Untergang unseres Vaterlandes beruhete; sehet, er bemächtigte sich, ohne daß wir ihm entlaufen könnten, unserer Person, und bereitete uns die entsetzlichsten Foltern, und ließe sie uns sogar Tags vorher in Augenschein nehmen; wenn wir dann offenbar sähen, daß wir sie nicht ausstehen könnten, sondern daß uns die Henker zu Verräthern des Vaterlandes machen müßten, und — wir könnten schnellwirkendes Gift erhalten, so wäre es Pflicht für uns, es zu verschlucken.

Man sieht also gleich aus diesen Fällen, daß nur gegen die abscheulichste Tirannei, der man nicht entlaufen kann, Selbstmord Statt finde. — Etwas Aehnliches würde es also sein, wenn ein Unschuldiger ohne alle Barmherzigkeit auf eine ganz fürchterliche Weise hingerichtet werden sollte. Ist er vor den fürchterlichsten Empörungen seines Herzens während der langen unmenschlichen Qual sicher? Befördert er dadurch das allgemeine Wohl, wenn er sie abwartet — stört er es, wenn er ihr selbst zuvorkommt? Was meint ihr also — wenn der, welcher morgen unvermeidlich allgemach mit glühenden Zangen zerfleischt werden sollte, heute sich eine Kugel durch den Kopf jagen könnte — sollte ihm die Wahl zwischen beiden nicht frei stehen? In demselben Falle sind doch auch wohl Unschuldige, wenn sie gleichsam zu einem lebenslänglichen Tode verdammt werden. Würden sie sich bei diesem ausbilden, oder verbilden? Befördern sie dabei das allgemeine Wohl, oder kann die Beförderung, welche sie dadurch

sollen, nicht menschlicher geschafft werden. Denket hier an jene armen Negerflaven auf den Zuckerinseln! Kein Wunder, daß sie durch die Lehre vom ewigen Leben Lust bekamen, ins Meer zu springen, weshalb ihre Befehrer auch päpstliche Erlaubnis erhielten, diese Lehre aus ihrem christlichen Religionsunterrichte wegzulassen. Denket an Patrioten, die in unterirdischen Kerkern schmachten und sich in ihrer letzten Hoffnung, welche sie auf den Thronfolger des Tyrannen setzten, bei der eintretenden Regimentsveränderung getäuscht sehen. Was Wunder auch, wenn diese auf Mittel denken, der Tyrannei, welcher sie nicht aus dem Kerker entlaufen können, aus dem Leben zu entschlüpfen? O decket zu, decket zu, ihr Lieben, diese Greuelthaten grosser und kleiner Despoten! Die Kleinen Despoten sind oft die schlimmsten.

Wo finden denn aber alle solche Fälle für uns in unsern gesitteten Staaten und in Friedenszeiten Statt? Unsere Selbstmörder befinden sich schlechterdings nicht in dergleichen, und dürfen sich also nicht auf sie berufen. Wo drückt sie solcher mörderische Menschen-despotismus, dem sie nicht entlaufen können? — wo? Drückte er sie ja, können sie ihm aber doch gewis entlaufen — warum aus einer Welt in die andere laufen, wenn man's näher haben und aus einem Lande ins andere laufen kann? — —

M. Br. Wir können's uns leicht vorstellen, daß unsere Selbstmörder gegen die vorhin geleistete Beantwortung ihres Selbstgesprächs sich weiter vertheidi-

theidigen werden. Lasset uns sie also anhören! Sie bedienen sich dabei der Waffen, welche wir gegen sie brauchten, nun gegen uns, und bestreiten uns mit unsern eigenen Gründen.

Allerdings, sagen sie, müsse der Mensch seine sittliche Natur ausbilden und zum allgemeinen Wohle beitragen; der Druck ihrer Leiden aber sei so unerträglich, daß sie weder zur Beförderung ihrer Sittlichkeit, noch zur Beförderung des Wohls der Welt, weiter leben könnten, und sie wären für Beides völlig auffer Stand gesetzt. — Hier nun gleich im Allgemeinen die Frage: hast du dir diese deine Leiden selbst zugezogen, oder nicht? Ist das Erstere, so hast du schon gros Unrecht begangen; willst du nun noch das grössste Unrecht thun? Bessere dich doch — las ab von deinem Bösen — mache davon so viel wieder gut, als du kannst — — du wirst sehen, daß dein Zustand dadurch auf jeden Fall erträglicher werde. Dann rettest du ja auch deine verlorrne Sittlichkeit wieder und gibst ähnlichen Sündern ein lehrreiches und bewegliches Beispiel. Ist aber das Letztere, bist du nicht selbst an deinen Leiden Schuld — o dann, dann reicht dir ja Ausharren darin die Krone der Herrlichkeit. Welche Ausbildung für dich zur schönsten sittlichen Höhe! Welch Nützlichsein Andern durch dein herrliches Beispiel, und wenn du auch sonst im geringsten nichts mehr für die Welt leisten könntest? Wisse also, es ist nicht Seelenstärke, sondern Seelenschwäche, wenn du dein Leben wegwirfst. Und nun — worin bestehen deine Leiden? Ist's Armuth, die dich

drückt?

drückt? O wisse, der durchs Schicksal Verarmte findet noch immer Menschenfreunde genug, die ihn unterstützen; und, wer sich selbst arm gemacht hat, gehe nur mit Wohlthaten, die er empfängt, besser um, als mit seinem gehabten eigenen Vermögen, so wirds auch ihm nicht fehlen. Es kann sein, daß die erste Wohlthat für ihn länger zögere; er gebrauche aber diese nur gleich auf das rechtschaffenste, so folgt die zweite bald, und macht er es mit dieser wieder so, die dritte folgt noch schneller. Ists Schande, die dich quält? Wie geriethest du in sie? Als Betrüger — als Menschenfeind? Wie, und du wolltest abgehen, ohne sie nach Möglichkeit wieder von dir gewälzt zu haben? Als Fehlender blos? Geh anderswohin, wo dich Niemand kennt, und lebe da als Rechtschaffener; so ist dir geholfen. Als Gerechter gar? So ehren dich ja alle Gerechten und Einer derselben wiegt tausend Ungerechte auf, die dich schmähren. Ists Hader, immerwährender Hader mit deinem Verbundenen, der dir das Leben verleidet? So zerreis die Verbindungen doch auf andere Art; warum willst du sie gerade durch Selbstmord zerreißen? Du brauchst vielleicht nur aus Haus in Haus zu laufen, warum willst du aus Welt in Welt laufen? Ists das Gewissen, das dich martert? Vielleicht ists ein irrendes, und, so las es durch einen Weisen zurechtführen; ists aber das erwachende, so sprich nicht — meine Sünden sind grösser, als daß sie mir könnten vergeben werden, und machs nicht, wie Judas, sondern bleib ja noch hier und arbeite an ihrer

Vergebung, denn dein Gewissen folgt dir in jene Welt, in die du dich hinüber schleuderst, nach, und martert sich sonst dort wieder, wie hier. Ist's eine getäuschte Hoffnung? O lieber, sieh doch noch eine ganze Welt voll Hoffnung für dich! Mußt's dann gerade die getäuschte sein, welche erfüllt würde, um dir den Muth zu leben nicht zu nehmen? Kann sie, die Eine, dich für alle übrigen sinnlos machen? Ist's Eifersucht? Sobald sie ungegründet ist, wärst du ein Thor, wenn du als Opfer für sie fielest; ist sie aber gegründet, wie kann dir ein Gegenstand noch so zu Herzen gehen, der durch Treulosigkeit deine Werthschätzung verwirkt hat? Ist's durch Tod, oder sonst durch Schicksal, verursachte Trennung von dem lebenswürdigen Geliebten? Ach, dis ist hart — hart, ja; nichts schuf schon mehr Selbstmörder, als gestörte gegenseitige reine Liebe. Wenn Alles nichts hilft — setz dich zu Schiffe und begib dich lieber auf die andere Halbkugel dieser Welt, als in eine andere Welt. Du wirst unterwegs mit Lebensgefahren zu kämpfen haben; schon hierüber blis wirst du des Selbstmords vergessen. Ist's immerwährende Kränklichkeit, heftiger Körperschmerz? Vertraue der Zeit, daß sie dich damit vertraut machen und dir dadurch Erleichterung gewähren werde; nimm zuweilen Opium, doch nur aus der Hand eines vernünftigen Arztes, daß du die heftigsten Schmerzenanfalle verschlafest.

Ihr fordert uns zum Glauben an Gott auf, sprechen unsere Selbstmörder ferner, und wir nehmen

men ihn gern an; eben darum glauben wir aber auch, daß Gott es bestimmt habe, daß wir so abgehen sollen. Den Einen bestimmt er, den Tod der Natur zu sterben und nach Lichtart zu erlöschen — den Andern, durch eine Seuche weggerafft zu werden — noch einem Andern, durch einen herabfallenden Mauerstein im Vorbeigehen erschlagen zu werden — uns bestimmte er, durch uns selbst zu sterben. Jeder, wer stirbt, wird durch Gott gerufen; auf die Art und Weise des Rufs kommts nicht an. Ja, wenn der Selbstmörder nichts davon wüßte, was er thäte, wenn er z. E. im hitzigen Fieber aus dem dritten Stock zum Fenster sich herausstürzte — dann möchte dis so sein. Wenn er in einem von jenem Falle sich befände, in welchem Selbstmord Pflicht wird, dann möchte es sein. Wie kann ein Mensch aber, der völlig bei sich ist und in keinem jener Fälle sich befindet, seinen Selbstmord für göttliche Bestimmung und für Schicksalsruf ausgeben? Er braucht ja nicht so abzugehen, wenn er nicht will, wie kann es denn Bestimmung und Ruf des Schicksals für ihn sein?

Ihr wollet, sprechen unsere Selbstmörder endlich, daß wir an eine künftige Welt glauben sollen — o mit Freuden, mit Freuden! Eben darum aber wollen wir, wenn uns Gott auch noch nicht dahin rief, noch früher dort ankommen, als er uns ruft. Zeigt denn ein Kind seine Liebe zum Vater nicht noch höher, wenn es noch eher nach Hause kommt, als es sollte? Doch gewis wohl höher, als der Unband,

der sich zu kommen fogat weigert, wenn er wirklich dreimahl gerufen wird? — — Ja, du Vertheidiger der unnatürlichsten aller Handlungen, die hat seine Wichtigkeit, wenn die Rede von Urlaub ist, den ein Kind vom Vater erhalten hat, sich ausser dem Hause ein Vergnügen zu machen. Kommet es dann noch vor Ablauf der Zeit zurück — o wie lieb mus solch Kind den Vater haben! Wie aber, wenn das Kind, das früh um acht Uhr bis um zwölf Uhr in die Schule geschickt wird, schon um zehen Uhr wiederkäme? Wie, wenn das Kind, das des Morgens bis zum Abend auf die Arbeit geschickt wird, schon vor dem Mittag wiederkäme? Hat uns Gott denn etwa auf die Erde zum Spaziregehen auf ihr geschickt? Oder sind wir hier nicht auf der Schule zur Ewigkeit und in der Arbeitsanstalt für die Ewigkeit? Erst müssen wir also lernen, so viel wir können — erst müssen wir arbeiten, so lange wir können, dann, nur dann mögen wir mit Ehre und Wonne in die Ewigkeit eingehen.

Sobald wir also wüsten, was wir thäten, und sobald keiner von ienen Fällen, wo Selbstmord Pflicht wird, für uns einträte, so müste uns Selbstmord in unsern Augen unverzeihlich sein und bleiben. — — So sollen wir nur aber über uns denken, wenn wir ihn begehren wollten, nicht über Andere, wenn sie ihn begangen haben. Selbstmörder gehören weder vor unsern, noch vor irgend einen menschlichen Richterstuhl; sie stehen ausser der Gerichtsbarkeit ihres Gewissens blos unter der Gerichtsbarkeit Gottes, des Her-

Herzenskundigers. Hier wollen wir die Worte eines Paulus anwenden — „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er stehe oder falle — er steht und fällt seinem Herrn; er mag aber wohl aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn aufrichten.“ Hier wollen wir die Worte Jesu selbst anwenden — „Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet!“ Ach, m. Br., helfet doch Alle recht dazu beitragen, daß die abscheulichen Urtheile und Aeusserungen, welche sich noch der grössere Haufe bei vorgefallenen Selbstmorden erlaubt, immer mehr abkommen, und erlaube sie sich ja vollends Keiner von uns selbst mehr! Es steht euch nicht in der Hand, oder an der Stirn geschrieben, wes Todes auch ihr sterben könnet. Eine unglückliche Gedankenverwirrung kann euch auch ergreifen; ihr könnet vielleicht noch so viel Bewusstsein haben, sie, wenn ihr unter Menschen seid, zu verbergen; in einer einzigen unglücklichen einsamen Stunde kann sie so Ueberhand nehmen, daß ihr — — —. Wie ihr nun auf diesen Fall selbst von Andern wünschet beurtheilt zu werden, so beurtheilet Andere auch. Denket, daß Selbstmörder die verlassensten unter allen Menschen sind, weil sie von sich selbst sogar verlassen sind; denket an die Höllenangst, die sie, ehe sie zur That schritten, vorher oft empfunden haben mögen; söhnet euch durch diese mit ihnen aus; habet ein menschliches Herz gegen sie, und — helfet ihnen, wenn ihr ihnen noch helfen könnet.

Ach ia, ia, das Helfen — wie schön ist es, und besonders das Helfen vorher!!! Jesus sprach einst zu den Juden — „Ich gehe hinweg, und ihr werdet mich suchen, wo ich hin gehe, da könnet ihr nicht hinkommen.“ Da sagten die Juden zu einander — „Will er sich denn selbst tödten, daß er sagt, wo ich hin gehe, da könnt ihr nicht hinkommen?“ O wie oft hört man von Menschen etwas ähnliches wirklich in diesem Verstande! Wenigstens kann man auf mancherlei Art es denen anmerken, welche mit Selbstmordsgedanken umgehen. Sobald ihr nun solche Bemerkungen macht, m. Br., so denket bei dem Gott der Liebe auf alle mögliche Rettungsmittel dieser Unglücklichen. Lasset sie vor allen Dingen nicht allein — macht sie vertraut gegen euch, daß ihr hinter die Ursache kommet, welche in ihnen Ueberdruß des Lebens erzeugt — sorget für ihre vernünftige Kur, wenn körperliche Uebel diese Ursache sind — behandelt sie auf das liebeichste — zerstreuet sie — ändert oft ihren Aufenthalt, weil sich der Selbstmordsgedanke endlich an jede Fensterscheibe heftet — macht ihnen gern kleine und grosse Freuden. Hierzu, hierzu sollen vornehmlich Familienverbindungen dienen, und es ist kaum möglich, daß unter Menschen, die recht herzlich beisammen sind, nicht jedem Selbstmorde vorgebeugt werden könnte. Aber hier, hier ist's eben, wo es oft so sehr noch fehlt. Man ist kalt gegen einander, und spricht wohl lächelnd — die, welche sagen, daß sie sich entleiben wollen, thuns nicht. Wollen wir denn nimmer aufhören,

ren,

ren, so zu reden, da doch die Erfahrung die Falschheit unseres Urtheils so sehr oft an den Tag bringt? Man siehts wohl gar oft gern, wenn dieser oder iener reiche Verwandte, den man gern beerben möchte, oder dieser oder iener arme Verwandte, den man zu ernähren hat, ie eher ie lieber hinginge, wie iene Juden es verstanden, wünscht ihm Glück auf den Weg, und — bletet ihm einen Dreier zum Strickkaufen an, wenn er in der Verzweiflung vom Selbsterhenken spricht. Ja, man legt's wohl in Familien recht darauf an, daß Selbstmord geschehe, und zwingt fast dazu. O könnte man hier mit dem Donner des Allmächtigen euer Herz erschüttern, ihr Unmenschen, die ihr als Gatten den älteren Gatten, wenn er euch Haus und Hof, Habe und Gut zuschreiben lassen, so lange quälet, bis er sich aufhenkt — oder die ihr als Eltern blos aus elterlichem Starrsinne, oder Stolge, oder Gelbe euern Kindern die Erfüllung ihres unschuldigsten und menschlichsten Wunsches versaget, daß sie sich im nächsten Flusse eräufen — oder die ihr als Kinder euren armen Eltern jeden Bissen Brodts, den sie euch abbitten und abweinen müssen, so lange vorwerfet, bis sie sich mit dem Brodtmesser die Kehle abschneiden! Könnte man mit dem Donner des Allmächtigen euer Herz erschüttern, ihr, die ihr als Knechte eures Mammons durch unbarmherzige Verweigerung einiger Nachsicht euren durch Umstände wankenden Schuldner erst aus dem Hause stürzet und dann zum Selbststurze verleitet — oder die ihr als rasende Verfolger den Rechtshaffenen, welcher euch, durch euch selbst gereicht, be-

lei-

leidigte und hernach vergeblich um Vergebung bat, auf allen Seiten so lange ängstiget und dränget, bis ihr ihn durch sich selbst aus der Welt dränget! Es bedarf keiner Hölle für euch auffer euch; in eurem eigenen Busen wird einst eine Hölle aufbrennen, deren Blut auch euer eigener Selbstmord nicht wird dämpfen können, und die die Ewigkeit selbst mit allen ihren Tiefen nicht auslöschen wird. — —

Wir insgesamt, m. Br., die wir heute diese Betrachtungen über den Selbstmord angestellt haben, wollen uns nun heilig vor unserer sittlichen Natur, vor Gott und vor der Ewigkeit verbinden, friedlich und ergeben zu warten, bis Gott uns einst unsere Stunde schlagen läßet. Wir wollen gern leben, so lange es Gott gefällt. Wir wollen unsere Sittlichkeit ausbilden, so weit wir können; wir wollen zum allgemeinen Wohle beitragen, so viel wir können. Wir wollen weise und rechtschaffen leben, daß wir uns selbst kein Elend bereiten; legt uns dann Gott Elend auf, so wollen wir ihm unsere Seele, als dem treuen Schöpfer, befehlen in guten Werken. Nahet sich daun uns der Tod auf sein Geheiß, so wollen wir gelassen unser Krankenbette besteigen und auf selbigem iener sanften Auflösung harren, welche Gott denen, die ihn lieben, bereitet. Vertraut wollen wir unsern Geist in des Vaters

ters

ters Hände befehlen, und — wie wohl, ach, wie wohl wird diesem Geiste dann ewig sein, wenn er seine irdische Hütte nicht selbst und mit Ungestüm zusammenstürzte, sondern wenn er sie durch ihren eigenen Ver- gang allmählich unter sich einsinken lies!

Du aber — wenn du hier unter uns bist — der du mit Selbstmordsgedanken umgehst, las die heutige Betrachtung auf dein Herz wirken, und schaudere vor dem Entschlusse zurück, dich selbst zu entleiben! Sag, warum willst du dis thun? Weißest du es selbst nicht, so liegt die Ursache in deinem Körper — du bist krank. Nimm einen geschickten Arzt zu Rathe und thu genau Alles, was er dir sagt, von dem ordentlichen Gebrauche der Arzneimittel an, bis auf den geringsten Punkt deiner Lebensordnung. Aus Religion brauchst du nicht auf Selbstmord zu fallen; diese hat Trost und neubelebende Hofnung für ieden sich bessernden Sünder. Auferlicher Lagen wegen, sie mögen sein, von welcher Art sie wollen, brauchst du es auch nicht. Diese sind ia alle dem Wechsel unterworfen, und auch der unglücklichste Zustand, der für völlig unabänderlich gehalten ward, änderte sich doch oft noch ab. Sei nicht einsam; am wenigsten, wenn deine traurigen Gedanken dich ergreifen. Entdecke dich einem verschwiegenen Weisen und Rechtschaffenen und befolge sklavisch sel-
nen

nen Rath. So ward schon mancher Deinesgleichen gerettet. Geh viel mit unschuldigfrohen Kindern um; arbeite viel in Gärten und Feldern. Denke an die Unnatürlichkeit der That, nach welcher dich gelüftet; denke an den grausvollen Auflauf, den sie bewirkte, wenn du sie verrichtetest, an die Schmerzen, wenn sie gelänge, und an die Schmach, wenn sie dir mislänge. Und — hilfe bis Alles nicht, so setze dich auf den ordinairn Postwagen und fahre über Steindämme und Knippeldämme, daß alle deine Eingeweide erschüttert werden, und daß dir mit jeder Minute neue Gedanken durch neue Anblicke zugeführt werden. Hast du kein Vermögen, zu Wagen zu reisen, so — lauf; aber nicht aus Welt in Welt, sondern aus Haus in Haus, aus Stadt in Stadt, aus Land in Land, und lauf so lange, bis du den Selbstmord verlaufen hast.

Ach hilf Gott, wenn man doch allen Unglücklichen der Art helfen könnte! —

Eltern, ein Wort an euch — Erzieheth eure Kinder zum Frohsinn durch die Natur, und zum heiligen Sinn durch die Religion! Gewöhnt sie an ein arbeitsames Leben — gewöhnt sie an Genügsamkeit! Und — seid wachsam über sie vorzüglich, wenn sich der Geschlechtstrieb in ihnen zu regen beginnt;

die frühe und unnatürliche Befriedigung desselben ist, die nur gar zu oft das Grab des Selbstmords baut.

♦

Menschen, Menschen insgesamt, haltet mit der Religion und mit den Gefühlen eurer Menschenwürde! Werdet keine Verschwender, keine Wollüstlinge, keine Unmäßige, keine Betrüger, keine Meineidige, und — behaltet den Kopf oben! So werden Gott und euer Kopf euch vor Selbstmord sichern.

XXXI.

Vom Lobe Gottes.

Am Trinitätsfeste.

Ueber Röm. II, V. 36.

Von ihm, und durch ihn, und in ihm sind alle Dinge;
ihm sei Ehre in Ewigkeit, Amen!

Meine Brüder. Das Lob Gottes ist nichts Anderes, als ein freudiges Bekenntnis seiner über Alles erhabenen Maieität und Größe. Jedes Bekenntnis aber setzt eine Erkenntnis dessen, was man bekennt, voraus; Lob Gottes gründet sich also auf Erkenntnis der Maieität Gottes. Woher nehmen wir nun diese?

Eine unmittelbare Erkenntnis der Maieität Gottes gibt es für uns nicht, und wirds auch nie für uns geben; selbst für unsern höheren künftigen Zustand ward uns nicht Mehr verheissen und konnte uns auch nicht Mehr verheissen werden, als daß alsdann nichts mehr dazwischen kommen sollte, welches die klare und deutliche Erkenntnis derselben hinderte, wie jetzt freilich noch oft der Fall ist. Nun steht es uns zwar frei, diese künftige Beschaffenheit unserer Erkenntnis der Maieität Gottes eine anschauende Erkenntnis zu nennen; sie wird aber dessen ungeachtet in Ewigkeit eine mittelbare bleiben. — Aus dem Begriffe der Gottheit, als des allervollkommensten Wesens, welchen sich unsere Vernunft bildet, unsere Erkenntnis der göttlichen Größe zu schöpfen, wäre doch auch wohl ein ganz sonderbarer Einfall. Trügen wir denn aus diesem Begriffe etwas Anderes heraus, als was wir erst selbst in ihn hinein getragen hätten? Wäre der auf solche Art von uns erkannte Gott nicht unser eigenes Machwerk? — Von dem Bilde, wel-

ches Gott von sich selbst, als unser Schöpfer, unserem Herzen eingegraben, unsere Erkenntnis seiner Majestät zu sammeln, wäre wenigstens ebenso unsicher. Wer leistet Bürgschaft dafür, daß ein solches vermeintes Bild im Menschenherzen wirklich vorhanden sei? Ein Anderes ist es, daß der Mensch vermöge seiner Vernunft immater Anlagen zur Erkenntnis Gottes habe, und daß er, sobald er ein guter Mensch ist, sich nach Gott sehne; ein Anderes aber, daß Gott ihm selbst sein Bild eingebrückt habe, und daß der Mensch nur die Züge desselben sammeln dürfe, um zur richtigen Erkenntnis seiner Majestät zu gelangen. Die Verschiedenheit dieses vermeintlicheingegrabenen Bildes der Gottheit bei verschiedenen Menschen beweiset vielmehr, daß es durch den Unterricht über Gott von Jugend auf, der so verschieden ist, erst in das Herz hineingetragen werde.

Es wird also wohl dabei bleiben müssen, daß wir die Majestät Gottes aus seinen Werken erkennen. „Das Werk lobet den Meister — einen weisen Fürsten loben seine Handlungen — und den allerhöchsten Gott lobt seine Welt.“ „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes — ihr Schall geht aus in alle Lande, ihre Rede dringt bis an die Grenzen der Welt.“ „Seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen an den Werken, nelmlich an der Schöpfung der Welt.“ „Von ihm, und durch ihn, und zu ihm sind alle Dinge“ — Alles ist Wirkung seiner Weisheit — Alles ist Erfolg seiner Macht — Alles ist Denkmahl seiner unendlichen Liebe. Un-

streitig ist bis Einerlei mit dem — „Dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit.“

Die Betrachtung der Natur um uns her, und der Natur an uns selbst — sehet da den Weg, auf welchem wir zur Erkenntnis der Majestät Gottes gelangen!

Erst die Natur um uns her. . . . „Ach, wie sind seine Werke so groß und viel — wie hat er sie alle so weislich geordnet — wie ist die Erde so voll seiner Güter!“ Unübersehbar ist die Schöpfung, und diese unübersehbare Grösse zwingt uns zum Glauben an die wunderbare Macht ihres Urhebers. Das, was wir davon erkennen, trägt im Ganzen den Stempel der Ordnung und Wohlthätigkeit, und zwingt uns also ebenfalls zum Glauben an die wunderbare Weisheit und Güte des Schöpfers. Wir müßten nicht sehen können, oder nicht sehen wollen, wenn es uns anders ginge. Und — ienes unermessliche Ganze so ewig fortdauernd — und diese Ordnung und Wohlthätigkeit in dem, was wir davon erkennen, aus allen zu gewissen Zeiten sich ereignenden Zerstörungen immer wieder neu und gleich herrlich hervortretend — — wer drückt bei diesem Gedanken den Glauben an einen Allmächtigen, Allweisen und Allgütigen nicht noch fester an sein Herz?

Dann aber auch die Natur an uns selbst. . . . Unser Körper, der doch nur zur einstweiligen Hülle für uns bestimmt ward — welch ein Meisterstück, welch eine Welt im Kleinen, welch eine Offenbarung der

Herrlichkeit Gottes! Wer kann sagen, wie selbiger gebildet wird? Wer findet dennoch seine Einrichtung nicht bewundernswürdig? Wer dankt ihm nicht Alles, was er hat und ist? — Wir selbst, die wir in diesem Körper denken, wollen und handeln — wie unerforschlich sind wir uns! Wie entstand vollends das geistige Wesen? Wer staunt nicht seine Kräfte und Anlagen an, die ins Ewige reichen? Wer misst die Seligkeit, deren es fähig ist? — Und dann der Gang unseres Lebens und unserer Schicksale — welche hellleuchtende Spuren der Majestät dessen zeigt er auf, der uns leitet! Die Leitung der Menschheit im Ganzen vollends — o m. Br., m. Br. — diese war es eben, welche den Paulus mit den erhabensten Gefühlen der Majestät Gottes so begeisterte. Nachdem er das oft so missverständene Wort gesprochen — „Gott hat Alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich Aller erbarme“ oder, Gott hat die ganze Welt unter das Elend des Unglaubens gerathen lassen, mit dem Vorsatze, sie auch wieder aus demselben zu erretten — ruft er aus: „O der unermesslichen Tiefen der Weisheit und Güte unseres Gottes! Wie unerforschlich sind seine Rathschlüsse! wie unergründlich ist sein Verfahren mit den Menschen! Welcher Sterbliche ist vermögend, die Absichten Gottes voranzusehen? Wer hat dem Rathe der Gottheit beigewohnt? Oder wer darf sagen, daß er vorhergegangenen Verdiensten sein Glück zu danken habe? Von ihm, durch ihn, und zu ihm sind alle Dinge; Alles ist Wirkung der Weisheit Gottes — Alles ist Erfolg seiner Macht —

Alles

Alles ist Denkmahl seiner unendlichen Liebe. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!

So gelangen wir zur Erkenntnis der Majestät Gottes, und dann kann es nicht fehlen, daß diese unsere Erkenntnis derselben in ihr freudiges Bekenntnis, in Lob Gottes, übergeht. — —

Auf solche Art müste ja wohl das Lob Gottes allgemein, und die ganze Erde ein Tempel sein, der unaufhörlich davon ertönte? Alle Menschen haben ja den Weg zur Erkenntnis der Majestät Gottes vor sich, welchen die Natur um sie her und an ihnen selbst für sie öfnet. Und, wenn sie dann einmahl die göttliche Majestät erkannt hätten, so würden sie sie doch auch wohl bekennen? Man hört ja aber doch oft nicht nur nicht, daß Gott gelobt werde; man mus ja sogar oft hören, daß Gott das Lob wirklich versagt, laut versagt werde. Statt des Lobes erschallen vielmehr Tadel und Vorwürfe; wie geht dis zu?

Sonderbar genug, daß die Menschen auf demselben Wege zu Tadel und Vorwürfen gegen Gott gelangen, auf welchem sie zum Lobe Gottes geführt werden sollen. Die Natur um sie her soll sie zum Lobe Gottes ermuntern; sie finden aber Unvollkommenheiten an den Werken des Herrn, sie sehen leidende Theile des Ganzen, sie werden Zeugen von Unordnungen in der physischen Welt, die gros und gewaltsam sind. Die Natur an ihnen selbst soll sie zum Lobe Gottes stimmen; sie seufzen aber unter Uebeln des Körpers, sie fühlen Geistesstranken, sie erfahren widrige Schicksale für sich und für ihre Freunde, sie se-

hen wohl gar, daß es der Menschheit im Ganzen zuweilen schlimm gehe. So stimmen sie ihr Lob Gottes in Tadel und Vorwürfe gegen Gott um. Die Schuld hiervon fällt aber nicht auf die Werke des Herrn und auf seine Rathschlüsse, sondern sie fällt auf die Menschen selbst zurück. Ihre Kurzsichtigkeit und ihre Voreiligkeit zugleich bewirken den falschen Ausfall ihrer Betrachtungen über die Natur um sich her und an sich selbst. Damit wir nun nicht auf ähnliche Art uns vergehen, so wollen wir erst bis weiter aus einander setzen.

In Ansehung der Natur um uns her sollte uns doch in der That allemahl, so oft sich ein Tadel in uns regt, die Vorstellung gleich roth darüber machen, daß sie bei allen Kämpfen, die in ihr vorgehen, dennoch immer im Ganzen so herrlich fortdauert. Doch — was wird denn nun eigentlich an ihr getadelt? Nichts, als einzelne Vorgänge in ihr. Aber Tadler, müstest du nicht das Ganze erst wirklich zu übersehen im Stande sein, ehe du auch nur über das Geringsste davon dein Misfallen dir selbst zuflüstern wolltest? Und — kannst du bis? O du Kurzsichtiger, von Allem, was um dich her ist, vernimmst du ja nur ein geringes Wortlein; du siehest seiner Werke nur das Wenigste. Gewöhne dich doch nur recht an diese Vorstellung, so ist dir geholfen; und wäre es möglich, daß du sie falsch finden könntest? Sieh, es gibt ja schon Menschen, die tausendmahl mehr Naturkenntnis haben, als du, und doch haben sie in Vergleich mit der möglichen Naturkenntnis nicht viel Mehr, als du. Es ist eine un-

unendliche Menge und Verschiedenheit der Theile zugleich da; das möglichste Wohl so vieler dieser so verschiedenen Theile, als möglich, ist die grosse Bestimmung der Natur; gewis ist also das Leiden einzelner derselben für das Wohl aller Uebrigen schlechterdings nothwendig. Sprich nicht — ich sehe dis nicht ein; was thätest du damit weiter, als daß du deine Kurzsichtigkeit selbst eingeständest? Wenn dann der Tadler aber auch nur mit seinem Tadel noch etwas an sich hielte; so aber kommt Voreiligkeit noch zur Kurzsichtigkeit bei ihm hinzu, und er äufert sein Misfallen über einzelne Vorgänge in der Natur, gleich, indem sie sich ereignet haben. Heute sieht er Unordnung — heute urtheilt er über sie. Diese Unordnung ist aber ebenso gewis, wie Alle, die sich von Anbeginn der Welt her ereignet haben, ein blosser Uebergang zu neuer, wohl gar zu höherer Ordnung wieder. Enthielte er sich also des Urtheils über sie und wartete die Zukunft ab, so würde sein Urtheil Gottverherrlichender und ihn selbst ehrender ausfallen. Oft dürfte er gar nicht lange warten, so würde dis geschehen. Es kann aber auch ebenso leicht möglich sein, daß er das Ende des Uebergangs der Unordnung in Ordnung nicht erlebt. Doch, auch dis berechtigt ihn nicht, seinen Tadel wenigstens noch in seinen letzten Stunden kund zu thun. Mache, daß du länger lebst, kann man ihm getrost antworten; kannst du dis aber nicht, so schweig wenigstens und überlas über den grossen Vorgang das Urtheil der Nachwelt, die ihn vollendet erblicken wird.

In Ansehung der Natur an ihnen selbst gehts den Tadeln ebenso. Kurzsichtigkeit und Voreiligkeit verleiten sie hier gleichfalls zu ihren Vergehungen gegen Gott. Sie klagen nicht sowohl über den Körper selbst, als vielmehr über gewisse unangenehme Zustände desselben. Ihr Körper, meinen sie, sollte so eingerichtet sein, daß er diesen gar nicht ausgesetzt wäre. In der That, so möchte also der Schöpfer noch froh darüber sein, daß sie ihn nicht auch über ihre Sterblichkeit zur Rede stellen. Die Kurzsichtigen! Möchten sie doch einmahl einen Bau ihres Körpers angeben, bei welchem dieser ihnen die Dienste leistete und die Freuden gewährte, welche er ihnen jetzt gewährt und leistet, und nicht auch zugleich die Quelle der Uebel für sie würde deren Quelle er jetzt wird! Ebenso klagen sie auch nicht über ihre geistigen Kräfte selbst, sondern nur über die Schranken derselben. Dis kommt beinahe gar so heraus, als wenn sie den Unendlichen darüber anklagten, daß er sie nicht zu Seinesgleichen gemacht hätte. Die Kurzsichtigen! Wissen sie denn, wie ihre Geisteschränken entstehen? Wissen sie, ob diese nicht etwa sich selbst setzen? Wissen sie, ob diese gegenwärtigen Schranken nicht sein mußten, wenn sie einst weitere erhalten sollten, und ob iene nicht das einzige Mittel, in diese einzugehen, für sie sind? Sie reden und reden über sich, und — kennen sich selbst nicht. Das ärgste dabei aber ist, daß sie zu gewissen Zeiten wieder froh über diese und iene ihrer Geisteschränken sind, oder gar diese und iene davon noch enger geschränkt wünschen. Ach, wie gut, spricht oft
 der

der Leidende, daß man nicht Alles vorher weis; wie unglücklich hätte ich mich sonst vom Anfange gleich gefühlt! O, vergäße man doch nach zehen Jahren alles, was man gethan hat — spricht wohl gar der Mann, der ein roher Jüngling war. — Beim Tadel einzelner Schicksale aber mischt sich ausser der Kurzsichtigkeit auch noch die Voreiligkeit ganz besonders ins Spiel. Ist denn, wenn uns selbst dergleichen treffen, das Buch des Lebens schon für uns geschlossen? Ist, wenn Andere von dergleichen betroffen werden, das Buch des Lebens schon für sie geschlossen? Ja, und wenn die ganze Menschheit unter solchen litte, ist die Geschichte der Menschheit schon geschlossen? Ist dis aber nicht, wie können wir über Schicksale, und wenn sie noch so drückend wären, ein richtiges Urtheil fällen, ob sie wirklich unglücklich, oder nicht gar am Ende glücklich, machten? Auf jeden Fall müsten sie dann doch wenigstens die letzten sein. Sobald aber noch Folgezeit und Zukunft da ist, sind sie dis nicht, oder müstens doch nicht gerade sein, sondern der Wechsel der Dinge kann auch ihrentwegen noch Statt haben. Wie, wenn nun gegenwärtige widrige Schicksale über lang oder kurz die Grundlagen zu den wünschenswürdigsten würden? Und — wie oft ist dis schon geschehen! Wie oft haben Menschen über das, worüber sie Gott erst tadelten, nach Jahren wohl Gott hoch gelobt! Ja, ja, wie es wahr ist, daß Niemand vor seinem Tode glücklich gepriesen werden dürfe, so ist auch wahr, daß Niemand vor seinem Tode unglücklich genannt werden sollte. Jener kann, so lange er lebt,

lebt, immer noch unglücklich, und dieser, so lange er auch noch lebt, immer noch glücklich werden. Ueber traurige Schicksale vollends, welche die Menschheit im Ganzen treffen, gibt die Geschichte in dieser Hinsicht die Gottverherrlichendsten Auskünfte; wer sie liest, der merke drauf! — Ist denn aber nicht auch noch Zukunft für uns sogar jenseits des Grabes? Nun, so wird ja die Voreiligkeit bei Beurtheilung einzelner böser Ereignisse in der That ganz unverzeihlich. Hier heisset doch wohl mit Recht — wer hat des Herrn Sinn erkannt? wer ist sein Rathgeber gewesen? Wie, wenn nun das für einzelne Menschen und für die Menschheit bestimmte zukünftige Heil mit den traurigen Schicksalen, welche sie jetzt trafen, in der genauesten Verbindung stünde? Wie, wenn diese sie treffen mußten, wenn sie jenes erreichen sollten? Können wir absprechen darüber, ob dis sei, oder nicht sei? Wer durchblickt die Tiefen der Ewigkeit — wer? O Voreiliger, nicht einmahl die noch übrige kleine Zukunft diesseits des Grabes vermagst du zu durchblicken. Das wahre Menschenheil, welches ewig erhöht werden soll, besteht in Ausbildung des Geistes und Herzens. Was befördert diese aber sicherer, als grosses Misgeschick? Jeder einzelne Mensch macht ja jetzt schon die Erfahrung hiervon; und, würde auch wohl die Menschheit im Ganzen jetzt schon wirklich so weit in ihren Erkenntnissen gekommen sein, würde sie jetzt schon so erhabene Thaten aufzuweisen haben, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit so geplagt worden wäre? Und dis sollte uns nicht gleich glaublich machen, daß die höhere

Aus-

Ausbildung in iener Welt noch weit mehr hiermit in Verbindung stände?

M. Br., so oft uns also irgendwoüber, es sei, was es sei, Tadel der Gottheit und Vorwürfe gegen sie anwandeln wollten, so oft lasset uns unsere Kurzsichtigkeit und Voreiligkeit tief fühlen und in die Grenzen der Bescheidenheit des Geschäpfs gegen den Schöpfer zurückkehren! Lobet den Herrn! Unfern Gott freudig loben — von ganzem Herzen sprechen: Ihm sei Ehre in Ewigkeit — ist lieblich und schön.

Das beste Zeugnis für uns selbst legen wir zuörderst durch das Lob Gottes ab; indem wir Gott so ehren, ehren wir unsern eigenen Kopf und unser eigenes Herz. Wenn wir das Große, Schöne und Gute allenthalben, wo es ist, wirklich erblicken und finden, so beweisen wir dadurch, daß wir reine Vernunft haben; und, wenn wir das entdeckte und gesundene Große, Schöne und Gute auch zu schätzen wissen, so thun wir dadurch dar, daß wir auch ein edles Gemüth besitzen. Was sagen wir zu einem Menschen, der ein menschliches Kunstwerk, das doch überwiegende Schönheiten hat, bloß einiger Mängel wegen ganz für tadelnswerth findet? Nicht wahr, wir halten ihn entweder für zu einfältig, daß er die überwiegenden Schönheiten nicht begreifen kann, oder für zu schlecht, daß er ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen will? Jenen Mängel an dem menschlichen Kunstwerke waren jedoch verweidlich; die Mängel aber an Gottes großem Werke, an der Natur, waren unvermeidlich, wenn diese die überwiegenden Schönheiten und Vollkommenheiten

heiten haben sollte, die sie wirklich hat. Dis nun gar nicht einsehen können, oder durchaus nicht einsehen wollen — welche Beschimpfung für Geist und Gemüth! Was sagen wir zu einem Menschen, der nach tausend erapfangenen Wohlthaten gegen seinen Wohlthäter den Undankbaren macht und einer einzigen versagten Bitte wegen seinen Charakter in ein übles Licht hinstellt? Nicht wahr, wir erklären ihn ebenfalls entweder für zu einfältig, daß er nicht begreifen kann, daß tausend tausendmahl mehr sei, als Eins, oder für zu schlecht, so, daß er über eine versagte Bitte gleich tausend empfangene Wohlthaten vergessen kann? Daß nun iener menschliche Wohlthäter die Bitte bloß aus übler Laune versagte, ist möglich; Gott aber legt uns einzelne Widerwärtigkeiten eben so zu unserem Besten auf, wie er uns sonst mit millionensältigem Guten zu unserem Besten überschüttet. Dis nun auch gar nicht einsehen können, oder aus leidenschaftlicher Sinnlichkeit nicht einsehen wollen — welche Beschimpfung abermals für Kopf und Herz! Lobet den Herrn — so beweiset ihr euch als weise und gute Menschen.

Das freudige Lob Gottes stellt uns ferner unter iene Anbeter im Geiste und in der Wahrheit, dergleichen der Vater nur haben will. Billigung alles dessen, was Gott schafft und wirkt — Zufriedenheit mit jedem Schicksale, wie es unter Gottes Zulassung kommt — Diese feierlichste Erklärung Gottes als des Allmächtigen, Allweisen und Allgütigen, ist die vollkommenste Verehrung Gottes. O wie rechtschaffen meint der es mit Gott, der lieber glaubt, daß alle die

un.

unvollkommenen Anblicke, welche Gottes Werke und Führungen für ihn haben, bloß von seiner Kurzsichtigkeit und Voreiligkeit herrühren, als daß er Gott sollte fallen, auch vor sich selbst nur sollte fallen lassen! Er darf sich jene Verheißung zueignen — wer mich ehrt, den will ich auch ehren. Gott wird sein fortgesetztes Nachdenken über die Natur und ihre Haushaltung vorzüglich segnen, so daß er sich immer mehr von der vollkommensten Zweckmäßigkeit aller ihrer Anstalten überzeugt. Gott wird den Gang seiner Schicksale so leiten, daß die Zukunft es ihm bewahrheite, daß er den rechten Glauben gehabt, wenn er geglaubt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Ja, Vater, nie wollen wir dich fallen lassen, dich, der du das grenzenlose und herrliche Weltall zum Spiegel deiner Majestät hinstelltest, und der du von jeher auch auf unserer kleinen Erde so große Thaten ausgeführt hast. Alle deine Werke sind sehr gut, und Alles, was du gebietest, geschieht zu rechter Zeit. Wenn wir auch nicht einsehen, wozu dies oder jenes da sei, so wollen wir doch nicht übermüthig fragen — was soll dies? denn du hast ein Jegliches geschaffen, daß es zu etwas dienen solle. Wenn wir auch nicht einsehen, warum dies oder jenes geschehe, so wollen wir doch auch nicht übermüthig fragen — warum geschieht das? denn es ist ein Jegliches gut zu seiner Zeit. Unerforschlich sind zwar oft deine Wege, und unbegreiflich deine Gerichte; wenn wir dann aber doch in die Geschichte der Vorzeit zurücksehen und denken, wie du vom Anfange der Welt her

gerichtet hast, so werden wir getröstet. Die Vergangenheit spricht uns Muth zur Zukunft ein, und so haben wir keinen Gedanken weiter, als den — du machst Alles wohl.

Solch Lob Gottes, m. V., gewährt auch unserm Herzen die schönsten Stärkungen. Stärkungen zuförderst in der Tugend überhaupt. Sind wir nicht göttlichen Geschlechts? Nun, so müssen wir auch nach Gottähnlichkeit streben und Gott nachahmen. Hier, hier ist aber die Seite, auf der wir ihm ähnlich werden sollen. Alle seine Werke sind gut — wir können nie diesen Gedanken mit Ueberzeugung denken, ohne uns in dem Vorsatze zugleich zu bekräftigen, immer mehr zu machen, daß auch alle unsere Werke gut werden. Gott steht allen seinen Anstalten so heilig vor — wie kann diese Vorstellung wahrhaftiglebendig in uns werden, ohne daß wir uns angetrieben fühlen sollten, Allem, was das unsrige ist, es sei Beruf, oder Stand, oder Verbindung, auch heilig vorzustehen? Wem es Lieblingsgeschäfte ist, Gott zu loben, der handelt auch gewis auf allen Seiten lobenswerth; denn wenn er auch sein grosses Vorbild nie erreichen kann, so wird er doch eben darum, weil es ihm so oft und so lebhaft gegenwärtig ist, von dem widrigen Bewußtsein sich immer mehr befreien, das Gegentheil davon zu sein. Und, wenn der Glaube von Herzen geht, daß nicht nur alle Dinge durch Gott und von Gott, sondern auch zu Gott sind, oder daß Gott alles Gute im allerreinsten Verstande seintwegen, d. h. weil Wohlthun seine Lust ist, thue, der wird selbst auch

auch sein Gutes, das ihm sogar Pflicht ist, der Welt nicht schuldig bleiben. Es ist sonach unmöglich, im Lobe Gottes sich freudig zu üben, ohne dadurch überall ein immer besserer Mensch zu werden. — Ganz besonders aber stärkt das Lob Gottes in derjenigen Tugend, welche wir im Leiden ausüben sollen. Könnten wir Gott loben, wenn er uns nicht groß wäre? Je mehr wir also ihn loben, desto größer muß er uns sein. Diese seine Größe, welche wir durch sein Lob bekennen, wirkt auf uns zurück, belebt unser Vertrauen auf ihn und macht uns standhaft, weil von Allmacht, Allweisheit und Allgüte Alles zu erwarten steht. Wir könnten ihn freilich nicht loben, wenn wir seine Größe nicht erkannten; aber wir können diese Erkenntnis haben, ohne daß sie lebendig wird, und dann nützt sie uns im Leiden nichts. Bekennen wir sie aber, so halten wir sie uns deutlich vor, und dann, nur dann erst macht sie auf unser Herz jene stillenden, tröstenden und erquickenden Eindrücke, welche dem Leidenden Alles in Allem sind. — O wie segnet sich also der selbst, der Gott oft freudig lobt! Was Wunder, wenn wir die Sprache der heiligen Vornwelt so häufig hören — ich will dich täglich loben — ich will den Herrn loben, so lange ich lebe — ich will dich loben immer und ewiglich! —

Lasset uns noch die Erbauung Anderer erwägen, welche wir durch unser Lob der Gottheit stiften! Wie mancher, der sonst nur für seine Sinnlichkeit lebte und nur das Gute verschlang, welches ihm die Natur um ihn her und an ihm selbst reichte, kommt dadurch zum

Nachdenken über die sich ihm durch die Natur offenbarende Majestät Gottes! Wie mancher, der sich für einen Alleswiffer hielt und dazu noch der voreiligste Beurtheiler Gottes war, kommt dadurch zur Einsicht seiner Kurzsichtigkeit und lernt sich seiner zufahrenden Dreustigkeit schämen! Kurz, wie wir, wir mögen einen Ton anstimmen, welchen wir wollen, Leute finden, die in ihn einstimmen: so müßten die Menschen nicht mehr Menschen sein, wenn sich nicht immer Einige unter ihnen fänden, die, wenn wir Gottes Lob anstimmen, in Gottes Lob einstimmen. Es fehlt da doch in der That oft nur an einem angesehenen und bideren Vorsänger. Welche Bravheit von uns, wenn wir diesen machen! So loben dann Gott Andere auch; und, wie wir durch Gottes Lob uns als weise und gute Menschen zeigen, so zeigen sie sich dann durch dasselbe auch als solche. Wie wir dadurch in den Reihen der Anbeter im Geiste und in der Wahrheit eintreten, so führen wir sie auch in diesen Reihen ein. Wie wir uns dadurch in ieder Tugend, besonders im Vertrauen auf Gott, stärken, so stärken wir auch sie darin. Ist denn also, Andere zum Lobe Gottes bewegen, nicht eine bessere Beschäftigung, als — Andere zum Tadel Gottes verleiten? Ach hier, hier, m. Br., laßt uns doch noch auf einige Augenblicke still stehen! Die Thorheit, — so wollen wir es nennen, nicht Bosheit — die Thorheit geht doch in unsern Tagen wahrlich weit, welche man durch öffentliche Aufforderung zum Tadel Gottes treibt. Daß Menschen, die über die Natur und über ihr Schicksal unzufrieden sind, sich Vorwür-

würfe gegen Beide, also im Grunde gegen Gott, unter den Ibrigen, oder auch in ihren Gesellschaften, erlauben, ist schon nicht recht; wenn aber gar Schriftsteller, die von Tausenden gelesen werden, dergleichen drucken lassen — ist's da wohl den Obern zu verdenken, wenn — — u. s. w.? Und, wenn sie dann nun solch irreligiöses Wesen blos darum betreiben, um anschaulich zu machen, daß das Dasein Gottes nicht aus seinen Werken bewiesen werden könne, und daß Gott nicht Regent der Sinnenwelt sei — wie verächtlich machen sie sich sogar. David würde zu seiner Zeit, wenn so etwas geschehen wäre, gesagt haben — „Die Herrlein rathschlagen mit einander wider den Herrn; aber, der im Himmel wohnt, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer.“ Jeder Kampf der Elemente, jede einstweilige Zerstörung, welche dadurch angerichtet wird, mus bei solchen Leuten herhalten, um ihre Meinung zu beweisen. Was helfen nun alle die Fortschritte, welche die Naturkunde gemacht hat, und die den schlichten Menschenverstand überzeugen haben, daß Ereignisse der Art von der Erhaltung der Natur im Ganzen unzertrennlich sind? Man müste diese Kurzsichtigen doch in der That auffordern, zu sagen, wie sie die Natur besser einrichten wollten, so nehmlich, daß sie alles das Gute, was sie jetzt hat und gibt, hätte und gäbe, ohne daß iene einzelnen Uebel daraus beizu hersprängen. Die Aeußerungen vollends über den Gang der Dinge in der Menschenwelt, welche man sich verstatet, wie empörend sind sie! Man fragt, ob es wohl übler in der Welt hergehen könnte,

als es herginge, wenn nicht Gott, sondern Satan, das Regiment hätte, und ob alsdann, wenn Satan regirte; seine Vertheidigung wegen Zulassung des Guten nicht ebenso gründlich ausfallen würde, als die Vertheidigungen Gottes wegen Zulassung des Bösen seither ausgefallen wären. . . Die Vor-eisigen! warum urtheilen sie denn über vorgehende Dinge im Augenblick des Vorgehens? Der schlichte Menschenverstand widerlegt sie schon mit seinen selbstgemachten Erfahrungen, und ruft ihnen zu — wartet doch oft nur bis morgen, wo ihr heute Satan regiren zu sehen meint, werdet ihr morgen Gott am Ruder erblicken. Und — wozu denn nun alles laute und öffentliche Tadeln? Um die Menschen zufriedner zu machen, doch wohl nicht? Um sie besser zu machen — etwa? Wie wenig Menschenkenntnis mus der haben, der dis dadurch zu bewirken glaubt! O meistert doch den Meister nicht so frank und frei; ihr bringet dadurch die Welt nicht in Ordnung, ihr verkehret sie vollends erst recht. Lobet lieber den Herrn in den Versammlungen, so geht euer Fuß richtiger. Besonders ihr Schriftsteller, die ihr die grössste Versammlung vor euch habet, machets euch zur Pflicht, die Welt über die Unvermeidlichkeit oder gar Nothwendigkeit gewisser Uebel in der Natur zu belehren und, statt über dergleichen ein noch grösseres, unnützes Geschrei, als so schon da ist, zu erwecken, lieber Mittel anzugeben, wodurch diese Uebel weniger schädlich, und der Menschheit erträglicher, werden können. Machets euch zur Pflicht, die Menschen vorsichtiger, fürsorgender

ber für sich selbst und liebevoller gegen einander zu machen, und unterrichtet sie darüber, wie sie Widerwärtigkeiten, die sie dann dessen ungeachtet doch treffen, in Heil und Segen für ihr Herz umschaffen können. So, so machet ihr euch verticnt um euer Geschlecht, und so werden eure Namen von der Nachwelt noch mit Achtung genannt werden. — —

Nun, so sei Gott loben unser liebstes Geschäft! Ewigkeiten lang werden wir solches auch fortsetzen; so oft wir es also betreiben, bereiten wir uns auf das menschlichste zu iener Welt vor. Dort, wo wir erkennen werden, wie wir erkannt sind, werden wir Alle mit einem Munde bekennen, daß Gottes Werke gut sind. Wenn wir sehen werden, wohin Alles gezwengt und gezielt habe — wenn die Dunkelheiten erhellt, die Räthsel gelöst sind — dann, dann werden wir Alle ausrufen — Gott hat Alles wohl gemacht. Und wie, wenn dann gerade das, worüber wir hier unzufrieden waren, unsere höchste Zufriedenheit bewirkte? Ja, so wirds sein, m. Br., so wirds sein, und wir werden den Herrn für nichts mehr loben, als für die erduldeten Leiden dieser Welt. Sollte dis uns nicht bewegen können, ietzt schon, noch während der Leiden, Gottes Lob für sie wenigstens zu versuchen? Ach, wer dis ietzt schon thut, der verklärt sich gleichsam selbst schon, der ist gleichsam schon ein Weiser und ein Edler iener Welt. Ja, wer dis ietzt schon kann, der verherrlicht Gott noch höher durch sein Lob, als ihn alle seine Vollendeten dort durch ihr Lob ver-

herrlichen können. Was ist Mehr — wenn der seligste Ausgang aller Widerwärtigkeiten schon da ist, ihn sehen und bekennen — oder — in voraus schon an ihn glauben und ihn für so zuverlässig halten, als wenn er schon da wäre? Welches Bekenntnis der Majestät Gottes gereicht Gott mehr zur Ehre — am Ende, wenn man nicht anders kann, sagen, Gott hat Alles wohl gemacht — oder — anfangs gleich sagen, Gott wird gewis Alles wohl machen?

XXXII:

**Unbefangenheit — das grosse Vorrecht
des Rechtshaffenen.**

Am 1. Sonnt. n. Trin.

Ueber I Joh. 4. B. 18.

Die völlige Liebe treibet die Furcht aus.

Meine Brüder. Wie Jesus die Liebe zu ihm beschrieb, so beschreibt auch Johannes die Liebe zu Gott. „Wer meine Gebote hält, der ist's, der mich liebet.“ „Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten.“ Es ist schön, schon im jüdischen Psalmbuche dasselbe zu lesen — „Die ihren Herrn lieben hasset das Arge.“ Gott lieben und ein Rechtshaffener sein ist also Eineslei. Die völlige Liebe, von welcher Johannes redet, ist also Gehorsam gegen Gottes Gebote auf allen Seiten — Rechtshaffenheit auf allen Seiten; und von dieser rühmt er, daß sie alle Furcht austreibe. Wer sich nicht fürchte, setzt er hinzu, der sei noch nicht völlig in der Liebe, sei noch nicht ganz rechtshaffen. Und — so ist dann Unbefangenheit das große Vorrecht des Rechtshaffenen.

Wer erinnert sich hierbei nicht des Ausspruchs Jesu — „Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, v. s. w.“? Wenn auch gleich hiermit eigentlich gemeint war, daß die Lasterhaften unter den Zeitgenossen Jesu darum keine Neigung hätten, sich seines Unterrichts zu bedienen; damit sie nicht in ihren bisherigen Handlungsweisen gestört würden: so sind diese Worte doch auch im buchstäblichen Verstande wahr. Wer Arges thut,
der

ber hasset das Licht und kommt nicht an das Licht — schlechte Menschen handeln gern im Winkel, entziehen sich dem An- und Durchblicke Anderer, verbergen wenigstens ihre Absichten und bedecken diese mit allerlei Hüllen. Die Ursache davon bleibt immer diese — auf daß ihre Werke nicht gestraft werden. Furcht vor Strafe macht sie befangen. Sind es obrigkeitliche Strafen, Strafen der Gesetze, die sie zu fürchten haben: so kriechen sie mit ihren bösen Handlungen desto mehr zu Winkel, und scheuen, wenn sie sie vollbracht haben, schon ienen bedeutenden Blick, der hernach auf sie geworfen wird. Die Strafen aber, welche blos die bürgerliche Gesellschaft ausübt, sind ihnen oft ebenso fürchtbar, wie iene. Sich allgemein verachtet, gehasset, verworfen zu sehen, ist wenigstens Vielen weit empfindlicher, als eine noch so starke Geldbusse erlegen zu müssen. Darum verbirgt sich der Lasterhafte mit seinen schlechten Thaten auch vor seinen Mitbürgern, zwingt sich in ihrer Gegenwart, die Tugend zu heucheln, und bebt bei iedem zweideutigen Worte, das sie gegen ihn fallen lassen.

Dem Rechtschaffenen aber, der sich selbst ein Gesetz gegeben, und, weil er Gutes thut, braucht er sich vor der Obrigkeit nicht zu fürchten. Er verlehrt auch nicht dabei, er gewinnt vielmehr, wenn auch alle seine Mitbürger ihn durchblicken. Seine Werke sind in Gott gethan — darum kommt er an das Licht. Unbefangen auf allen Seiten und in allen Lagen geht er

er seinen Weg fort und befindet sich bei dieser seiner Unbefangtheit äußerst glücklich. Kommt und laßt uns dis näher erörtern! — —

Der Rechtschaffene braucht also schon bei seinen Handlungen nicht auf der Hut zu sein, und immer rechts und links um sich blicken, ob ihn auch Jemand beobachte oder bemerke. Seinetwegen mag die ganze Welt ihn handeln sehen. Je mehr Zeugen er hat, desto lieber ist es ihm. Er hat desto mehr Ehrer; er gibt desto mehr gutes Beispiel. Diese Sorglosigkeit sein selbst wegen befreiet ihn von allen Verlegenheiten. Er handelt allenthalben, und handelt allenthalben rasch; Ort und Zeit kümmern ihn nicht — es wäre denn, daß menschenfreundliche Klugheit ihm geböte, darauf Rücksicht zu nehmen. Wer da weis, was ruhig handeln hiesse, der weis auch diesen Segen der Rechtschaffenheit schon zu schätzen. „Der Herr macht das Herz gewis“ — hiermit ist Alles gesagt. Mit dem ruhigen Handeln ist dann auch ruhiger Genus alles dessen, was man hat, während des Handelns und nach dem Handeln verknüpft. Und — wie viel bedeutet auch dis! Wenn von diesen beiden Seiten, die die eigentlichen Seiten des Menschen sind, sich Unruhe einstellt, was ist der Mensch noch weiter? Sehet doch nur die an, welche sich des Guten nicht bewusst sind; wie befahren sind sie, wenns zum Thun kommt! Ihr eigenes Gefühl sträubt sich gegen ihr Thun; sie zögern und lauschen, wie Sklaven auf ihren Herrn, während des Zögerns. Alles, was sie unterdessen genießten, halten sie selbst für einen Raub; und

und ſo; wie ſie ihr Thun vollbracht haben, ſieht man es ihnen an, daß ſie glauben, daß ihnen der Raub wieder aus den Händen geriffen werden werde.

Der Rechtschaffene ſcheuet ſich auch nicht vor Unterſuchung ſeiner Handlungen. „Es iſt mir ein Geringes, ſpricht er, daß ich gerichtet werde von einem menſchlichen Tage.“ „Daran iſt die Liebe bei mir, fährt er fort, daß ich Freudigkeit habe am Tage des Gerichts.“ Man würde ſehr irren, wenn man dieſe Worte des Johannes bloß auf das ſogenannte jüngſte Gericht deuten wollte; denn es ſteht ja ausdrücklich dabei — „Gleichwie Er iſt, ſo ſind auch Wir in dieſer Welt.“ Mag dieſs auch immerhin zunächſt auf die erſten Chriſten gehen, daß dieſe ſich ebenſo freudig und gelaffen zur Zeit der Verſolgung vor Gericht fordern laſſen ſollten, wie Jeſus, ſo iſt doch auch im Allgemeinen damit geſagt, daß kein Rechtschaffener ſich vor Unterſuchung ſeiner Handlungen fürchten dürfe, ſondern daß er ſich vielmehr darüber freuen könne. Und — iſts denn nicht wirklich ſo? Wie gehts der Wahrheit, ehe ſie ſtreng unterſucht wird? Ihre Freunde glauben an ſie, ſind aber doch bei ihren Glaubensbekenntniſſe zaghaft; ihre Feinde aber ſind ungläubig und keck zugleich. Nun wird ſie geprüft und als Wahrheit beſunden: ſo werden ihre Freunde beherzter, und ihre Feinde laſſen den Muth ſinken. O wie übel ſorgt man alſo die Wahrheit, wenn man ihre Unterſuchung nicht gern ſieht! Man macht ihre Freunde noch zaghafter, und ihr Feinde noch kecker. Wie es aber der Wahrheit geht, ſo gehts auch

auch der Tugend. Sie kommt oft erst an den Tag durch Untersuchung. Gute Menschen haben Zutrauen zu ihr, aber doch unter Umständen mit einer gewissen Aengstlichkeit; schlechte Menschen benutzen jeden Umstand, um sie zu verkennen und zu verschreien. Sollte der Unschuldige nicht selbst wünschen, nicht länger in einem zweideutigen Lichte da zu stehen? Und, wenn auch der ungerechte Verdacht, den man auf ihn wirft, ihm weiter keinen Schaden zufügte — welcher wahrhaftig gute Mensch sehnt sich nicht darnach, daß alle andere Menschen so von seiner Güte überzeugt werden möchten, wie er selbst davon ist? Je genauer man ihn also untersucht, desto lieber ist's ihm; denn alsdann kann es nicht fehlen, daß aller Verdacht gegen ihn auf die Seite geräumt werde, oder in sich selbst zurückfalle. Sind die Beschuldigungen, welche man ihm macht, hart: so fordert er sogar Untersuchung und läßt nicht eher ab, bis sie geschieht. Der Richterstuhl, vor welchem sie geführt wird, gilt ihm gleich, und er steht vor der Obrigkeit so unbefangen, wie vor seinen Freunden. Wer jemahls Gelegenheit gehabt hat, die angeklagte Unschuld vor Gericht zu sehen, der sage, ob so etwas nicht ein lieber Anblick ist. Da, da heißt's mit Recht — sie sehen auf ihn Alle, die im Rathe sitzen, und sehen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht. O daß doch unsere Richter insgesamt den Blick, die Mienen und den ganzen äußerlichen Anstand der Unschuld recht studirten; wie sehr würden sie sich dadurch selbst auch bei den schwierigsten Untersuchungs geschäften zu Hülfe kommen! Es ist unmöglich,

lich, daß ein Bösewicht dis Alles lange ununterbrochen annehmen und behaupten möge. Die erste Querfrage verrückt ihn aus seiner erheuchelten Gleichgewichte und machte dis in seinem Aeußerlichen sichtbar. Der Richter mus nur einen festen Blick auf ihn gerichtet halten und den Augenblick sich nicht entwischen lassen, wo dis geschieht; denn nachher hat er sich bald wieder in der Gewalt und nimmt seine verstellte Ruhe wieder an.

Der Rechtschaffene vertheidigt sich auch wacker, wenn er sieht, daß es darauf angelegt werde, daß er verkannt bleiben solle. Oft braucht er nur, wenn von einer Handlung, die er begangen, die Rede ist, diese zu erzählen, sie selbst redet für ihn. Hierauf bedarf es keiner Vorbereitung von seiner Seite; er darf das von ihm Geschehene erzählen, wie es ist, denn es ist kein Böses, und dis kann er blos aus seinem Gedächtnis thun. Ist dis nicht zureichend, oder beschuldigt man ihn einer Handlung, die er nicht begangen, so reicht ihm sein gutes Bewußtsein Gegenwart des Geistes genug, um alle Gründe, die er zu seiner Rechtfertigung und Reinigung hat, aufzufinden, auseinander zu setzen und in das gehörige Licht zu stellen. Die Worte, welche er zur selbigen Zeit reden soll, werden ihm gleichsam gegeben; sie strömen ihm zu. Da bemerkt man kein Stocken; noch weniger hört man einen Widerspruch. Er spricht mit männlichen Nachdruck; denn es ist um seine Ehre und um seinen guten Namen zu thun, und es mus ihnen daran liegen, sich zu rechtfertigen. Dessen ungeachtet aber erlaubt er sich keine Hefigkeit; denn diese würde nicht nur seine

Eache,

Sache, wenn sie nicht gut wäre, doch nicht gut machen, sondern sie könnte sie gar böse machen. Man springt alsdann wohl von der Sache ab, läßt diese fahren, und macht ihm nun seine gebrauchten Ausdrücke und sein Benehmen bei der Rechtsfertigung zum Verbrechen. Wie mancher böse Richter, wenn er sah, daß er einem Unschuldigen nichts anhaben konnte, und ihn doch gern etwas anhaben wollte, legte es recht darauf an, ihn zu reizen, damit er sich durch Worte verginge und einen noch ärgeren Handel bekäme, als der war, der vergeblich gegen ihn angesponnen ward! Ebenso spricht der Rechtschaffene auch mit Achtung für sich selbst; denn warum sollte er sich das Geringste vergeben, das ihm zukommt? Etwa darum, daß er den Anschein bekommen sollte, als müßte er sich nicht sicher? Wegwerfen vollends würde er sich und seine gute Sache, wenn er sich aufs Bitten legte; bitten muß nur der, welcher Unrecht hat. Wer Recht hat, darf fordern und begehren; so will es die Gerechtigkeit selbst. Bei aller Achtung gegen sich selbst vergißet er aber auch der gehörigen Achtung gegen jeden Andern nicht. Wie in der Grobheit kein Nachdruck liegt, so liegt auch im Spott kein Beweis. Er bedient sich also des Spotts ebensowenig, als er sich der Grobheit schuldig machen würde. Wozu bitter werden, wenn man gerechte Sache hat? Doch nur, um zu erbittern, und dann müßte ja gar eine neue Vertheidigung angehen.

Der Rechtschaffene ist aber doch bei aller seiner Rechtschaffenheit Mensch. Er macht sichs zwar zur

Pflicht, allezeit nur nach seiner Ueberzeugung zu handeln, und Mehr kann man nicht von ihm fordern; allein seine Ueberzeugung kann zuweilen eine irrige sein, und — so fehlt er zuweilen auch. Auch da verläßt ihn seine Unbefangenheit nicht, sondern zeigt sich vielmehr auf eine recht edle Weise. „Habe ich gefehlt, spricht er, so habe ich aus dem Glauben gefehlt, und ein Fehler, der aus dem Glauben kommt, kann nicht Sünde sein. Es war einmahl meine Ueberzeugung, daß ich so handeln müste; war sie irrig, so überzeuget mich eines Besseren. Hätte ich aber wider meine Ueberzeugung gehandelt, dann erst hätte ich eigentlich, für mich betrachtet, Unrecht gethan, und wenn es auch, an sich betrachtet, noch so recht gewesen wäre.“ Nun überzeugt man ihn eines Andern. „Ja, hebt er an, wenn ich nun wieder so thäte, so thäte ich Sünde; ich sehe ein, daß ich gefehlt habe.“ Hierauf bittet er nicht um Verzeihung, sondern erwartet sie als ausgemacht. Wäre derienige auch wohl ein guter Mensch, der sie ihm vorenthalten könnte? Solche Menschen, welche iederzeit so handeln, wie sie ihrer Ueberzeugung nach handeln zu müssen glauben, mögen wir doch ja über alle andere hochschätzen, selbst in ihren Fehlern noch hochschätzen. Diese fliessen ja aus derselben reinen Quelle, aus welcher einzig und allein wahrhaftig gute Handlungen fliessen. Auch läßt sich gewis Niemand williger eines Bessern belehren, als solche edle Menschen; auch macht gewis Niemand seinen Fehler schneller und zureichender wieder gut, als sie. So wie hässlich sicht hier gegen den Rechtschaffenen der Böse-

Bösewicht ab! Dieser weis, daß 'er Unrecht thue, und thuts doch, und so macht er sich auch schon darauf gefaßt, sein gethanes Unrecht, wo möglich, abzuleugnen. Hierdurch gesteht er selbst zu, daß er wider seine Ueberzeugung gehandelt habe; denn warum sollte er etwas, das er gethan, ableugnen, wenn er nach seiner Ueberzeugung Recht daran gethan zu haben glaubte? Merket dis, und glaubet diesen Vorwand Keinem, der seine That erst abgeleugnet hat. Lasset aber auch ia den Bösewicht, wenn er fortgesetzt leugnet, nicht zum Schwure; es ist nichts gewisser, als daß er sich losschwüre, und er ist froh darüber, daß sogar die Geseze ein Mittel ihm reichen, sein Leugnen durchzusetzen. Ueberführt man ihn aber von seiner schlechten That, so knirscht er mit den Zähnen dazu und ärgert sich blos darum über sich selbst, daß er seine Bosheit noch nicht schlau genug anfing. Wird ihm dann das eigene Geständnis davon abgezwungen, so möchte er den mit den Zähnen zerreißen, der es ihm abzwingt. Nun soll er gestraft werden; kann er die Strafe abbitten, so wird er der niderträchtigste Bitter, und fällt zu Füßen. Nie, nie will er dergleichen wieder thun. Glaubet ihm aber ia kein Wort! Indem er euch auf das wehmüthigste bittet, drohet er euch im Herzen Fluch und Verderben; indem er euch zu Füßen fällt, möchte er euch mit Füßen treten; und in dem Augenblick, da ihr ihm vergebet, faßt er den Entschlus, es bei erster Gelegenheit noch ärger zu machen.

Die Unbefangenhait des Rechtschaffenen zeigt sich auch alsdann auf eine herrliche Weise, wenn er ge-

wahr wird, daß er mit seinen guten Handlungen schlechten Menschen in den Weg trete. Es ist ihm dis gar nichts Unerwartetes; so erschüttert auch seinen Gleichmuth gar nicht. Wo sah er jemals einen Edlen sehr wacker thun, ohne daß hier oder da ein Unedler darüber murrte, sich dadurch beeinträchtigt, beleidigt fühlte, und sich dagegen aufmachte. So glaubte er auch nie, daß es ihm anders gehen werde. Nun tritt der Fall wirklich ein; was weiter, als was er gedacht hat? Es ist ihm gerade so recht, daß er mit seiner guten That schlechten Leuten in den Weg tritt. Wenn er ihnen nur zu rechter Zeit noch in den Weg tritt, und sie durch seine gute That an einer bösen behindert, so hat er ia doppeltes Gutes gestiftet. Und nun erscheint er ganz als der Mann, der sich vor ihrem Troßen nicht fürchtet. Wie? ihr meint doch wohl nicht, daß er sich an halber Ausführung seines Guten genügen lassen und sich dann, als ein vor der Welt ehrlicher Mann, in seine Sicherheit auf eine geschickte Art zurückziehen werde? Hatte er sein vorhabendes Gutes noch nicht bis zur Vollkommenheit entworfen, so entwirft er es nun zu ihr. Wie? ihr meint doch wohl nicht, daß ihr Has ihn in Sorgen und Unruhe setzen werde? Sie hassen ia nicht ihn, sondern die Tugend alle gute Menschen wissen diesen Unterschied wohl zu machen, und lieben ihn, weil sie die Tugend lieben. Er handelt nicht nur, wie der Allheilige will, sondern er weis auch, daß er unter der Aufsicht dieses Allheiligen handle; was sollt ihm ein Mensch thun? Er hütet sich wohl vor

vor Menschen, aber er fürchtet sich nicht vor ihnen; denn der Herr ist sein Helfer. Dies wird oft auf der Stelle buchstäblich wahr. In derselben Masse, in welcher die gerechte Sache Muth macht, schlägt die ungerechte allen Muth nider. Die Schlechthandelnden, wenn sie sehen, wie der Gerechte ihnen standhaft das Widerspiel hält, geben ihre verruchten Plane auf, und ziehen sich zurück, statt, daß sie ihn erst zum Rückzuge nöthigen wollten. Ihr Abstich gegen ihn würde zu grell werden, wenn sie ihn auch nur weiter behinderten, und so hören sie auch hiermit auf; ja, sie fühlen sich wohl gar so durch ihn gedemüthigt, daß sie es nicht einmahl an sich kommen lassen mögen, ihn jemals haben behindern zu wollen. Wie sich nun der Rechtschaffene durch ihren Widerstand erst nicht abschrecken lies, so führt er sie auch hernach als ihr Ueberwinder nicht im Triumph auf. Ganz unbefangen und gerade so, wie ein Mensch thut, der da denkt, daß etwas so sein müsse, sieht er sie die Waffen niederlegen, das Feld räumen und sich unsichtbar machen, und bekümmert sich gar nicht weiter um sie.

Daß ihm dies nicht immer so gelingen werde, versteht sich von selbst; er ist aber auch hierauf schon gefaßt. Ueberhaupt belehrte ihn der Gang der gegenwärtigen Welt, daß die edelsten Handlungen oft die unangenehmsten Folgen für den Thäter hätten; er wußte aber diese Vorstellung durch die Vorstellung der Heiligkeit seiner Pflichten unkräftig zu machen. Mit hin sagt er nun auf keinen Fall, wenn er die eigene

Erſahrung davon macht; ia, ſeine wackern Handlungen werden ihm der widrigen Folgen wegen, welche ſie für ihn haben, auch nicht einmahl leid. Er leidet für die Pflicht; ſo hat er ia Ehre von ſeinen Leiden. Wenn das höchſte äußerliche Glück nur dem zur Ehre gereicht, der es verdient hat, ſollte das höchſte äußerliche Unglück nicht dem noch zu weit größerer Ehre gereichen, der es nicht verdient hat? So bleibt er ſich alſo ganz gleich; er ſchweigt nicht mehr, als er ſonſt zu ſchweigen gewohnt war, er verbirgt ſich nicht mehr, als er ſich ſonſt verbarg. Gibt man ihm etwa zu verſtehen, daß er dieſ thun ſolle, und erfrecht man ſich überhaupt, ihm ſeine Widerwärtigkeiten, als ſich ſelbſt zugezogene, vorzuwerfen: ſo nennt er dreuſt das geſtiftete oder doch beabſichtigte Gute, deſwegen er leidet, und fordert die Selbſtſüchtigen oder Weichlinge auf, erſt auch nur halb ſo pflichtmässig zu handeln, wie er. Doch für dergleichen Ungezogenheiten der Niedrigdenkenden halten ihn auch beſſere Seelen ſchon reichlich ſchadlos. Dieſe, welche ihn ſchon ſeiner Tugend wegen liebten, lieben ihn nun noch inniger, wenn er für die Tugend leidet. Sie tröſten ihn durch die Herzlichkeit, mit der ſie ſich ihm nähern; ſie erleichtern ihm ſein Ungemach nach Möglichkeit; ſie ſegnen ihn als ihren Vorgänger in der Pflicht, als ihren Beiſpielgeber, Anführer und Lehrer. Sein Glaube an eine vollkommene Einrichtung der Dinge, die irgend einmahl Statt haben müſſe, und bei der die Pflichten auch keine anderen, als gute Folgen, für ihren Erfüller ſelbſt haben werden, kommt dazu und hält ihn innerlich

lich aufrecht, wenn er äußerlich auch wirklich unter seinem unverdienten Schicksale erliegen müßte. — —

Dies ist die Unbefangenheit des Rechtschaffenen. — Verwechselt sie ja nicht, M. Br., mit iener Unverschämtheit, welche gewissen Bösewichtern eigen ist. Ja, ja, es gibt abscheuliche Menschen, welche ihr verworfenstes Benehmen gern für Unbefangenheit gelten lassen möchten. Wir werden aber doch wohl unterscheiden können, ob Jemand Recht, oder Unrecht, thue, ob er die Pflicht erfülle, oder sie übertrete, ob er Tugend, oder Laster, ausübe? Wenn nun ein Mensch bei offenbar schlechten Handlungen den Leichten macht, sich gar nicht daran kehrt, ob er einen Zeugen, oder keinen Zeugen, ob er einen, oder hundert derselben, habe, sondern sein Böses ohne Scham und Scheu öffentlich thut — wenn er die Untersuchung darüber gar nicht abwartet, sondern seine niederträchtigen Handlungen allenthalben, wo sie noch nicht bekannt sind, selbst erzählt, wenn er sie noch lang und breit vertheidigt und sich ihrer gar rühmt — wenn er sie bei ieder Gelegenheit wieder begehrt — wenn er Andere zur Theilnahme daran zu bewegen sucht — wenn er sogar mit den traurigen Folgen, welche sie endlich für ihn haben, noch grosthut, oder darüber doch scherzt — — wie wäre es möglich, daß wir uns durch ihn täuschen lassen könnten? Wie wäre es möglich, daß wir diesen unverschämten Bösewicht nicht in derselben Masse verabscheuen sollten, in welcher wir den unbefangenen Rechtschaffenen bewundern?

Mag Jener doch immerhin in seiner Art auch Aufsehen machen — er steht auf dem äussersten Ende der Menschheit linker Hand und ist zur Tiefe eines menschlichen Teufels herabgesunken; dieser aber hat sich zur Höhe eines Engels Gottes aufgeschwungen und steht auf dem äussersten Ende der Menschheit rechter Hand. Wer wollte nicht gern neben ihm stehen?

Nur Bewusstsein des Guten ist die Quelle edler Unbefangenheit. So laffet uns noch darüber nachdenken, wie wir zu diesem gelangen, daß wir es ununterbrochen besitzen!

Man schaffe sich ein ausgebreitetes und starkes sittliches Gefühl an, und mache sichs hernach zur Regel, immer nach den Aussprüchen dieses Gefühls zu handeln — — bis ist der einzige Weg dazu; ein Weg, den wir Alle, wenn wir nur wollen, betreten können und glücklich wandeln mögen. Das sittliche Gefühl ist das Vermögen des Herzens, auf der Stelle über Recht und Unrecht, über Gutes und Böses, zu entscheiden. Man darf es mit dem sittlichen Nachdenken nicht verwechseln; es ist vielmehr von diesem unterscheiden wie die Wirkung von der Ursache. Nicht, als wäre keine natürliche Anlage dazu im Menschen schon da; diese ist vielmehr ein wirklicher Bestandtheil der Menschheit — sondern die Rede ist hier ja nur von einem ausgebreiteten und starken sittlichen Gefühle. Offenbare Grausamkeiten und Vergewaltigungen, wie Mord und Raub sind, erklärt gewis jeder Mensch schon aus sich für abscheulich, ohne weiter darüber erst nachzudenken; soll sich denn aber unser Herz

Herz gegen weiter nichts, als nur gegen diese, sträuben? Verdient ein solches sittliches Gefühl, das sich blos auf Abscheu gegen solche allergrößte Missethaten einschränkt, auch wohl den Rahmen eines sittlichen Gefühls? Darum mus dieses Gefühl ausgebreitet werden; es mus dafür gesorgt werden, daß sich seine Abneigung auf alles und jedes Böse, auch auf das geringste, erstrecke. Und weil es bei dem wirklichallgemeinen Abscheu vor Raub und Mord doch Räuber und Mörder gibt: so ist dis ein Beweis, daß auch das unterste sittliche Gefühl bei denen, welche Räuber und Mörder werden, nicht stark genug sei. Geht es nun in Ansehung des höchsten Bösen so, wie vielmehr wird es in Ansehung aller geringeren Arten des Bösen ebenso gehen! Wir müssen also dafür sorgen, daß unser sittliches Gefühl nicht nur ausgebreitet, sondern auch stark, sei. Zu einem ausgebreiteten und starken sittlichen Gefühle: kommen wir aber schlechterdings nur durch sittliches Nachdenken, oder durch Nachdenken darüber, was Recht oder Unrecht sei. Brauchte es wohl hiefür noch eines weiteren Beweises, als den die tägliche Erfahrung uns an Millionen Menschen gibt? Warum hat die grössere Volksmasse noch immer ein so eingeschränktes und schwaches sittliches Gefühl? Kommts nicht offenbar daher, daß sie zum Nachdenken über Gutes und Böses fast gar nicht erzogen wird und es also auch lebenslang wenig treibt? Warum findet man oft auch in den höchsten Ständen ein noch eingeschränkteres und schwächeres sittliches Gefühl, so, daß fast gar keins da zu sein

scheint? Rührt es nicht daher, daß es Prinzenerzieher gibt, welche dem künftigen Regenten, statt ihn vor allen andern Menschen ganz vorzüglich zum Nachdenken über Recht und Unrecht anzuleiten, lieber den Grundsatz, als den allerersten, beibringen, daß es für ihn gar keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht gebe, sondern daß Alles, was er in seinem ganzen Leben thun werde, Recht, darum Recht sei, weil er es thue? ... Doch laßet uns in die Sache, von der die Rede ist, selbst eingehen! Ob etwas Recht oder Unrecht sei, liegt ja schlechterdings nicht immer klar am Tage, sondern es ergibt sich erst daraus, daß wir untersuchen, ob es mit unserer Natur und Bestimmung übereinkomme, oder nicht. Wollen wir diese Untersuchung in solchen Fällen nicht anstellen, sondern unserem Herzen den Ausspruch darüber überlassen — was würde geschehen? Unsere Sinnlichkeit, wenn sie dabei Gewinn hätte, würde uns Unrecht als Recht vorspiegeln; und so entschied unser sinnliches Gefühl, wenn wir glaubten, daß das sittliche entscheide. Tausend Fälle würden wir auch als völlig gleichgültig ansehen, und uns also in selbigen blos, wie sich die Umstände sügten, entschliessen. Können wir also wohl ohne sittliches Nachdenken mit unserem sittlichen Gefühle weit vorwärts kommen? Nur, was aus dem Nachdenken heraus springt, kann hernach erst in Gefühl übergehen; und Alles das zusammen, was daraus springt und sich ergibt und dann in Gefühl übergeht, nennen wir ja das ausge-

gebreitete sittliche Gefühl. Solch Nachdenken müssen wir oft anstellen; wenn dann immer wieder dasselbe herausspringt, so drückt es sich immer tiefer in uns ein, und so, nur so, wird unser sittliches Gefühl auch erst stark. Die Urtheile liegen dann gleichsam schon bereit, als unwiderruflich bereit; so, wie also Fälle eintreten, auf die sie passen, können wir sie auf selbige ohne Weiteres anwenden. Wer da überlegt, wie oft man, wenn man handeln soll, nicht Zeit genug habe, lange darüber nachzudenken, wie man handeln müsse, der wird den unsäglichen Nutzen eines ausgebreiteten und starken sittlichen Gefühls, dem er sich alsdann iederzeit getrost überlassen kann, nach Würden zu schätzen wissen; nur bilde sich Niemand ein, daß er zu einem solchen sicher leitenden moralischen Gefühle ohne öfteres Nachdenken über das, was mit seiner Natur und Bestimmung übereinkomme, oder nicht, jemals gelangen werde.

Sind wir nun so glücklich, ein ausgebreitetes und starkes sittliches Gefühl zu besitzen, so müssen wir es uns auch ein für allemahl zur unverbrüchlichsten Regel machen, den Aussprüchen desselben bei ieder Gelegenheit schlechterdings gemäß uns zu entschließen und zu handeln. Wozu nützte es uns sonst, wenn wir dies nicht thäten? Und — wie würden wir dann vollends erst Sünder von erster Größe! Nein, die Sinnlichkeit treibe zu Zeiten auch ihr Unwesen in uns, wie sie wolle, und suche uns durch Hoffnung auf Freudengewinn zu reizen, oder durch Furcht vor grossen Verlusten

sten zu schrecken — wie unser sittliches Gefühl ausspricht, so wollen wir doch thun. Und — die Welt, mit der wir in Verbindung stehen, thue immerhin dasselbe, sie strenge alle ihre Kräfte an, uns zu Handlungen gegen solchen Ausspruch zu verleiten — wir befolgen ihn doch, es koste uns, was es wolle. So, Lieber, thu; höre stets blos auf die innere Stimme des Gewissens, auf das Wort, das dir nahe ist in deinem Herzen. Dann wirst du immerwährendes Bewusstsein des Guten haben, und dann wird iene hohe Unbefangenhait dein Eigenthum sein.

Las dann Tausende deine Handlungen sehen; je Mehr sie sehen, desto besser. Du darfst an das Licht damit kommen, denn sie sind in Gott gethan — sie sind so, wie sie Gott haben will. So ängstigt dich keine Tazs- oder Menschenscheue; so brauchst du dich nicht zu verbergen mit oder ohne Larve; so bedarfst du weder eines Winkelgangs, noch eines Winkelzugs.

Las Untersuchung über dich ergehen; je schärfer sie über dich ergeht, desto mehr wird deine Tugend und Unschuld an den Tag gebracht werden. Deine Neider werden beschämt werden; deine Verleumder werden verstummen. Du wirst als ein Gerechtfertigter aus allen Gerichten gehen, und die ganze Welt wird dir zu dem menschlichen Tage Glück wünschen müssen, an welchem du in göttlicher Gerechtigkeit erfun- den wardst.

Las starke Vertheidigung für dich nöthig werden; du wirst sie männlich führen. Deine Handlungen

gen selbst werden für dich reden; deine Feinde werden in ihren Zeugnissen gegen dich nicht übereinstimmen. Mit Gegenwart des Geistes wirst du für dich streiten; man wird nicht widerstehen können dem Geiste, der aus dir redet, und du wirst als Sieger vom Kampfplatze gehen.

Las dich auf einem Fehler befunden werden; du kannst dich getrost darauf berufen, daß du nicht zu fehlerhaft glaubst. Es ist genug für dich, daß du nach erlangter besserer Einsicht nun den aus Irrthum begangenen Fehler wieder gut machst, und du brauchst dich seintwegen nicht zu schämen. Du verdienst vor allen zuerst Verzeihung, und kein guter Mensch versagt sie dir.

Las Bösewichter über dich ergrimmen, wenn du ihnen mit deinen edlen Handlungen Verdruss erweckst, oder an ihrem bösen Vorhaben hinderlich wirst; wohl dir, wenn die Verhinderung mit deiner That zugleich gelingt! Du kannst offen und frei forthandeln, sie aber müssen ihre Bosheit darüber gegen dich verbergen und bemänteln. Du kannst sogar durch Unerwartlichkeit machen, daß sie zurückbeben, und dich walten lassen.

Ja, las auch Leiden für die Tugend über dich ergehen; sie sind deine höchste Ehre. Du kannst mit Fingern auf die guten Handlungen hinweisen, welche sie dir zuzogen, und dich geradezu am liebsten deiner Schwachheit rühmen. Alle, die es mit
ber

der Tugend halten, halten es auch mit dir, dem Märtyrer für sie. Der Vater liebet dich, weil du ihn liebst und thust, wie er geboten hat, und sogar dafür leiden kannst. Er läffet dich nicht allein, weil du nach seinem Willen leidest. Er wird dich verklären, weil du ihn verklärst. Du bist völlig in der Liebe — die völlige Liebe treibet alle Furcht aus. Heil dir, du Rechtschaffener, Heil dir!

XXXIII.

A r m e n h ü l f e.

Am 2. Sonnt. n. Trin.

Heber I Joh. 3. V. 17.

Wenn Jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes bei ihm?

Meine Brüder. Auch in dem wohl eingerichtetesten christlichen Staate wird es immer wahr bleiben, was Jesus sagte — Arme habt ihr allezeit bei euch. Von den Kindern in den untersten Ständen an, welche frühzeitig verwaisen, bis auf die Greise in diesen Ständen, welche nicht mehr arbeiten können — was für ein Hause von Armen, ja oft von Blutarmen, entsteht dadurch schon allenthalben! Nimmt man noch alle diejenigen dazu, welche durch unerwartete Schläge des Schicksals, durch nahrungslose, und doch zugleich theure Zeiten in Noth und Mangel an den ersten Bedürfnissen gerathen — o Gott, wie gros wird alldann oft die Menge der Gegenstände unserer Barmherzigkeit!

Was sagt uns nun, wenn wir Leute sind, die dieser Welt Güter haben, in Ansehung solcher Unglücklichen unser eigenes Herz? Ist es genug, wenn wir sie blos bedauern und zu ihnen sprechen — Gott berathe euch? Gott wärme und sättige euch! — oder sollen wir ihnen nicht geben, was des selbes Nothdurst ist? Du, der du dich an iener Sprache begnügest und so nur mit den Worten und mit der Zunge liebst, wisse wenigstens, daß du kein natürlicher Mensch mehr seist. Von Natur ist dein Herz offen; du selbst verschleusst es erst — dein Geiz hats verschlossen, nicht Gott. Sieh die Kinder an, wie gern sie abgeben und mittheilen!

So, ebenso kam auch dein Herz einst aus des Schöpfers Hand.

Wozu denn der Wunsch erst noch, daß Gott den Armen berathen, wärmen und sättigen solle, wenn wir selbst ihn berathen, wärmen und sättigen können? Denken wir dabei auch wohl etwas? Und, wenn wir etwas dabei denken, ist's nicht gar wohl Armen-spott? Das wissen wir doch wohl, daß weder Brodte, noch Kleider, vom Himmel fallen; wie können wir denn den Armen an Gott verweisen, daß dieser ihn wärmen und sättigen solle? Meinen wir es aber nicht so, sondern soll Gott durch andere Menschen den Armen berathen; warum sollen denn Andere zum Gutethun mehr verpflichtet sein, als wir? Warum soll erst durch sie geschehen, was doch gleich durch uns geschehen kann? Denselben Hungerigen und Nackenden, welchen wir an Gott verweisen, hat ja Gott dadurch ausdrücklich an uns verwiesen, daß er in unserer Nähe leidet, daß sein Hunger und seine Blöße uns zur Wissenschaft kommen, und daß wir uns im Stande befinden, jenen zu stillen und diese zu bedecken.

Ist denn die große Verschiedenheit unserer Glückslagen von ungefähr? Nein, Reiche und Arme sollen unter einander sein; der Herr will es so. Hat denn aber diese göttliche Anstalt keinen Zweck? Soll sie nicht offenbar die Menschen noch mehr vereinigen und ihre Seelen durch die schönen Gesinnungen der Barmherzigkeit und der Dankbarkeit veredeln? Wie, und wir wollten diesen grossen Zweck Gottes an uns und Andern nicht befördern? Ist's denn keine Ehre für uns,
daß

daß uns Gott dadurch, daß er uns Mehr, als Genüge, daß er uns Ueberflus gab, zu Vertheilern seiner Gaben an Bedürftige und Nothleidende machte, und uns gleichsam an seine Stelle für sie hinstellte? Und — diese Ehre wollten wir nicht zu schätzen wissen, nicht durch freudiges Mittheilen erst zu verdienen suchen?

Wir hören ja auch in der That auf, Menschen zu sein, wenn wir gegen den Gott der Liebe, der uns vor Andern besonders segnete, keine Gegenliebe empfänden. Wissen wir denn aber nicht, daß wer Gott liebt, auch seinen Bruder lieben müsse? Bleibt die Liebe Gottes wohl bei uns, wenn wir als Begüterte unsern Bruder darben sehen und unser Herz vor ihm zuschließen? Gutschun und Barmherzigkeit ausüben ist ja der untrügliche Beweis unsrer Liebe gegen Gott; wie soll man es denn glauben, daß der Liebe zu Gott habe, der diesen Beweis davon geben kann und nicht gibt? Schon in Israel ward gesagt — wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn — und wir, an der Hand der Religion der Liebe, wollten nicht einsehen, daß wir in Gottes Kindern, unsern Brüdern, den Vater lieben?

O und mit welchen Seligkeiten ist das Wohlthun gegen Arme für uns begleitet! Wirklich ist dis erst das wahre Leben für Begüterte. Leben besteht nemlich in Thätigkeit und in Genus. Hier ist die edelste Thätigkeit, wenn man die Thränen der Armut trocknet und die entflohene Freude wieder in ihre Hüften zurückführt. Hier ist der himmelreineste Genus, wenn man gemacht hat, daß Menschen, die des Le-

dens satt waren, mit Freuden wieder leben und Gott dafür preisen. Wer doch hiefür gar keinen Sinn hat, wie entfremdet ist er von dem Leben, das aus Gott ist! — Darum sei uns Allen Armenhülfe und Armenpflege nach unsern Kräften heilig! Wir wollen jetzt sehen, wie wir sie zu betreiben haben. — —

Wer da glaubt, daß die Armenhülfe darin bestehe, daß man jedem öffentlichen Bettler ohne Unterschied, der vor die Thüre kommt, gebe, der irrt sehr. Sehr oft sind dergleichen Leute nichts, als Faulenzer, Nichtswürdige und das verlaufenste Gesindel. In der ersten christlichen Kirche war der Verfolgungen wegen die Armenpflege die erste Anstalt; und so mus auch in jedem christlichen Staate des Unfugs der öffentlichen Bettelerei wegen ein wohleingerichtetes Armenwesen die erste Anstalt sein. Jeder Ort ist schuldig, seine Armen zu ernähren, und so kann, ausserordentliche Nothfälle abgerechnet, auch ieder fremde Arme mit Zug und Recht zurückgewiesen werden. Sobald bis irgendwo eine Zeitlang geschehen ist, wird es auswärts in der Nachbarschaft bekannt, und die herumstreichenden Landbettler nehmen einen andern Weg. Unter den Armen eines Orts selbst aber kann die Obrigkeit des Orts mit Hülfe der Prediger und anderer Bürger, welche Ortskenntnisse haben, am besten die wahren von den unwahren unterscheiden; sie kann Jedem der Ersteren das nöthige Almosen am richtigsten bestimmen, und für Erwerb der Letzteren durch Arbeit am vollkommensten sorgen. Ist bis geschehen, so mus durchaus alles Strafen-

fen - und Thürenbetteln bei Strafe verboten werden. Dann ist öffentliche Armenpflege und Polizei zugleich an einem solchen Orte; dann ist nicht nur für Leben und Unterhalt der Armen, sondern auch für ihre Sittlichkeit, gesorgt.

Eine solche öffentliche Armenanstalt erhält sich aber nicht selbst; und so ist es die erste Art von Armenhülfe, welche Begüterte auszuüben haben, daß sie ihre Beiträge zu ihr leisten. Es ist vorhin gesagt worden, daß ieder Ort seine Armen zu ernähren schuldig sei; unter dem Orte wird man doch aber wohl nicht die Strassen, oder die Ringmauern, oder die Zäune, verstehen? Sind also die Einwohner und Bürger darunter zu verstehen: so mus von den Begüterten derselben die Rede sein; denn die Armen unter ihnen sind ja, die ernährt sein wollen, und die, welche gerade nur für sich selbst genug haben, können auch nichts abgeben. Sind es denn nicht auch diese Begüterten, welchen die durch ein obrigkeitliches Armenwesen bewirkte Abschaffung der Bettelerei eigentlich zu statten kommt? Ohne dergleichen hätten sie vor den Thüren geben müssen; so werden sie doch wohl keinen Anstand nehmen, das, was sie vor den Thüren gegeben hätten, nun in die Hände des Armenwesens zu geben, um auf solche Weise noch zweckmäßiger und die Sittlichkeit befördernder barmherzig zu sein? Welch ein Widerspruch, wenn man seinen Beitrag zur Almosenkasse dadurch abzulehnen sucht, daß man die Armen für Pflegbefohlene des Staats erklärt! Wer ist denn der Staat? Macht ihn die Obrigkeit aus, oder ist die-

se nicht bloß Vorsteher des Staats? Was würde man in dem Falle, wenn vom Wohle des Staats die Rede ist, sagen, wenn die Obrigkeit darunter ihr eigenes Wohl verstände? Rechnet sich nun jeder Bürger zum Staate, dessen Wohl befördert werden soll: so mus sich auch jeder begütete Bürger zum Staate rechnen, dessen Pflanzbesohne die Armen sind. Daß die Obrigkeit verhältnismäßig zur Erhaltung des öffentlichen Armenwesens beitrage und damit allen Bürgern ein Beispiel gebe, ist allerdings ihre Pflicht auch; soll sie es aber allein erhalten, so mus sie eine besondere Auflage deshalb machen. Ist denn da nicht ehrenvoller, ist nicht christlicher, wenn der Bürger sich diese Auflage selbst macht? Es ist doch gewis unter aller Würde des Bürgerrechts, wenn Jemand sich erst zum Beitrage an das öffentliche Armenwesen seines Orts zwingen läßet; gewis ist aber, daß die Obrigkeit für Geißhalse und Starrköpfe dis Zwangsrecht habe. Sie thut sogar Unrecht, wenn sie es nicht exemplarisch ausübt; denn solche Unverschämte lachen nur ihren beseren und freigebigen Bürgern ins Gesicht, wenn sie nach aufgehobener Bettelei auf solche Weise ganz frei ausgehen. Gutdenkende Menschen verlangen nicht einmal, daß Jemand ihnen den Beitrag bestimme; würde es aber verlangt, daß ein Unpartheischer ihn bestimmen sollte, so könnten Zwei pro Cent, zwei Thaler jährlich von jedem Hundert, das man einnimmt, oder erwirbt, als die wahre Taxe angenommen werden. „Ich gebe den Zehnten von Allem, was ich habe“, sprach sogar ein Pharisäer; hier aber ist nur

der Funfzigste. Nach dieser Taxe müßten geradezu unsere Weißhülse beigetragen gezungen werden; die Starrköpfe aber, welche an die Almosenkasse wenig, oder gar nichts, geben, vor den Thüren aber selbst austheilen wollen, und wohl die Bettler anrufen und gegen die Wägte in Schutz nehmen, müßten für jeden Pfennig, den sie an einen Strassenbettelor geben, mit fünf Thaler, und für jeden Schutz, den sie den Bettlern gegen die Wägte leisten, mit Gefängnis gestraft werden? Ist denn wohl erlaubt, daß einzelne Bürger sich einfallen lassen wollen; schlechterdings die allgemeine öffentliche lobenswerthe Ordnung zu verhindern?

M. Br. Leider ist allenthalben, wo ein eingerichtetes Armenwesen ist, die Klage, daß oft die bemitteltesten Bürger am schlechtesten dazu beitragen, oder daß sie doch, wenn sie erst baar und menschenfreundlich beitragen, in der Folge ihre Beiträge verringern. Einer verdirbt dann da immer den Andern, und man sucht allerlei Beschönigungsgründe für seinen Geiz auf. Der Eine hat selbst arme Verwandte, denen er beistehen muß; der Andere schützt vor, daß die öffentlichen Almosen nicht gehörig ausgetheilt würden; noch ein Anderer wird wohl gar Betrügerei wegen, oder auch nur ig Polizeisachen, von der Obrigkeit an Geld gestraft, und zieht so lange der Armentasse ab, bis er, wie er sich ausdrückt, wieder zu dem Seinigen kommt, u. s. w. Wer siehet nicht den Ungrund aller solcher Einwendungen auf der Stelle ein? Hast du arme Verwandte, so hilf ihnen auch — du sollst das Eine thun

und das Andere nicht lassen; hier ist die Rede vom öffentlichen Armenwesen, und bist du zu stolz, deine Verwandten von selbigem Unterstützung nehmen zu lassen, so mus dieses, als die nothwendigste Staatsanstalt, nicht dabei leiden. Glaubst du, daß die öffentlichen Almosen nicht gehörig vertheilt werden, so zeige es den Aufsehern an und beweiße es ihnen; sie werden dir dafür danken, und wünschen, daß du es thust, damit ihre Vertheilung immer vollkommener werde. Bist du aber gar mit Recht gestraft worden und willst Rache dafür an einem unschuldigen Gegenstande, an dem ersten Gegenstande der Menschheit, am Armenwesen, nehmen — o wehe deiner einfältigen Tücke! Handle Keiner von uns auf irgend eine solche Art, m. Br.! Hülfe Jeder nach der vorhin angegebenen Taxe die öffentliche Armenanstalt seines Orts unterstützen! Da, wo dis der herrschende Sinn der Bürger ist, kann unmöglich das Armenwesen zu Grunde gehen. Und immer und ewig wird ein guteingerichtetes öffentliches Armenwesen das zweckmäßigste Mittel sein, wodurch für die wahren Armen am besten gesorgt wird.

Freilich aber mus unser Beitrag zur Almosenkasse nicht die ganze Armenhülfe ausmachen, welche wir leisten, sobald wir dieser Welt Güter haben. Der Zweck dieses unseres Beitrags ist doch kein anderer, als die Abstellung der öffentlichen Bettelci fortdaurend zu machen, und Armen, die wir nicht kennen, einen allgemeinen Zufluchtsort anzuweisen, wo sie auf der Stelle Hülfe erhalten können. Sollte das Armenwesen ei-

nes Orts so ergiebig sein können, daß wir jeden Mitbürger, der Hülfe braucht und sucht, an dasselbe verweisen, und uns ganz von allen weiteren Barmherzigkeit lossprechen dürfen — wie groß müßte dann unser jährlicher Beitrag zu selbigem sein! Die Obrigkeit trifft ja auch nicht solche öffentliche Unterstützungsanstalten, um uns die Freude zu rauben, unser gutes Herz bei vorkommenden Gelegenheiten noch ausserdem zu zeigen, uns in stiller Menschenliebe zu üben und anderweitige Wohlthaten selbst an den Mann zu bringen. Lasset uns dabei aber nur auf die rechte Art zu Werke gehen!

Verwaisete Kinder und abgelebte Greise in den untersten Ständen müssen unser Herz vorzüglich für sich in Bewegung setzen. Was hinterlassen Eltern in diesen Ständen, wenn sie früh sterben, ihren Kindern? Was haben die Alten größtentheils in selbigen, sobald sie zur Arbeit unfähig werden? Man berufe sich hier in nicht auf Waisenhäuser und Spitäler, welche jeder Staat haben müsse. Erstlich — hat er sie denn? Und — wenn er sie hätte, vermöchten sie alle solche Waisen und alle solche Greise aufzunehmen? Wehe übrigens jedem Kinde an den mehresten Orten, das aufs Waisenhaus gebracht wird! Wehe dem Greise an den mehresten Orten, der in das Spital nichts mitbringt! Unterstützt denn nun auch ausser Waisenhäusern und Spitälern das allgemeine Armenwesen des Orts solche Kinder und Greise, so kann diese Unterstützung doch größtentheils nicht anders, als mangelhaft, ausfallen. Wie viel gehört zur menschlichen Erziehung eines Kindes! Was macht der arme

Preis mit dem Almosengelde, wenn er einsam und verlassen da sitzt! O wie schön ist's da, wenn wir zu-
 förderst mitforgen helfen, daß dergleichen arme Wais-
 sen bei guten Leuten untergebracht werden, die das Be-
 rathsgeld für sie aus der Almosenkasse nicht nur neh-
 men, sondern sie auch wirklich dafür berathen, die sie
 nicht umherschicken, um unter der Hand noch Mehr
 dazu zusammenzubitten, sondern sie durch angemessene
 Arbeiten Etwas dazu verdienen lassen, und die sie nicht
 nur gros, sondern auch gut ziehen! Wie schön ist's,
 wenn wir dann aber auch zur Erleichterung des Schicksals
 solcher Kinder und zur Stärkung ihrer Pfleger in ihrem
 Pflegeeifer mit nöthigen Zuschüssen zu Hülfe kommen,
 sie mögen nun in abgelegten Kleidern, oder in Wäsche,
 oder in Schul- und Lehrgeld aller Art, bestehen! Hier
 ist's doch gewis, wo Menschenfreunde das wesentlichste
 Gute stiften können, wenn sie machen, daß verlassene kleine
 menschliche Geschöpfe, die sonst aus Vernachlässigung ih-
 rer Eltern bald nachgestorben, oder doch auf ihr ganzes
 Leben sich geworden wären, am Leben bleiben, und
 gesund und stark erwachsen — wenn sie machen, daß
 dergleichen Waisen, die sonst verwildert wären, einst
 gesittete, fleissige und nützliche Bürger werden. Am
 allermeisten sollen sich solche Begüterte mit diesem äu-
 serst wichtigen Theile der Armenhülfe befassen, welche
 selbst kinderlos sind. Konnte das Schicksal dürftige
 elternlose Kinder wohl mit lauterer Stimme an sie
 weisen, als so? Wenn sie dann an Sonntagen in
 die Häuser umhergingen, wo diese von Gott ihnen an-
 befohlne Zöglinge gepflegt und gebildet werden, wie
 würde

würde es Ihrem Herzen so wohl thun, ja, wie weit besser thun, als wenn sie bei ihren kostbaren Gastmahlen ganze Reihen von Reichen, die sie wieder laden, oder gar von Schmarozern, die sie durch die niedrigste Schmeichelei dafür bezahlen, bewirtheten! Und, wenn sie dann einst am Abend ihrer Tage viel solcher wackerer Bürger in den untern Ständen erblickten, die dis bloß durch sie geworden wären, und die ohne Ihren Zutritt aus Menschlichkeit vi. leicht nun lange schon Züchtlinge sein würden — wie würde dieser Anblick noch ihre letzten Stunden erheitern und versüßen! Sind arme Waisen bloß vaterlos, so sind sie bei ihren Müttern der Regel nach zum Besten aufgehoben; dis dürften sie aber wohl nur so lange sein, bis die Mutter aus Noth zur zweiten Heirath schreiten mus. Das Schicksal blutarmer Stieffinder ist ja zu bekannt; der Stiefvater wird des Brodterwerbs für sie bald überdrüssig und mishandelt sie; die leibliche Mutter wird des anfänglichen Streitens darüber mit diesem auch bald müde und macht's, wie er, und so sind solche Kinder, die Vater und Mutter haben, oft übler daran, als wenn sie weder Vater, noch Mutter, hätten. Es ist also hohe Menschenfreundlichkeit gegen solche Waisen, wenn man hier Wittwenhülfe leistet, und wenn man durch Unterstützungen der Mütter ihrer anderweitigen Verheirathung bloß aus Noth zuvorkommt. — Was arme Greise betrifft, so gehört doch in der That weit Weniger dazu, ihnen die noch übrige kleine Handvoll ihrer Tage erträglicher zu machen. Wo speiset auch wohl eine begüterte Familie zu Mitta-

Mittage, ohne daß, und wenn alle Hausgenossen erst sich sättigen, nicht so viel übrig bleibe, daß noch ein Greis sich damit sättigen könnte? Ist es nicht menschlicher gehandelt, einem solchen den kleinen Ueberrest zu schicken, als ihn völligunnützen Haushleren Preis zu geben, oder ihn das Gesinde zum Verschleppen in Häuser, wo es seine unsittlichen Aus- und Eingänge hat, sich zueignen zu lassen? Was soll doch dann alles Beten vor Fische — komm, Herr Jesu, und sei unser Gast — ? Man sättige doch lieber einen armen Alten, so hat man mit der That und Wahrheit so gebetet, und wenn man auch mit der Zunge keine Silbe davon gesprochen hätte. Ebenso — wie manches Kleidungsstück, das man abgelegt hat, treibt sich bei den Reichen in den Winkeln umher und wird von den Motten gefressen! wie manches Hemde, das man nicht mehr trägt, wird zu Gebrauchszerrissen, wozu sich schon einzelne Lappen genug finden, oder wird an nichtswürdige Landstreicher gegeben, die es beim ersten Trödler zu Branntwein verkaufen! Wie weit rechtschaffener ist es doch, einen menschlichen Greis zu wärmen, als Motten zu füttern; wie weit braver, einen armen alten Mitbürger zu kleiden, als einen Waggabonden in seiner Böllerei zu stärken! Besonders sollen Wohlhabende ihr wohlthätiges Augenmerk auf solche dürstige Alte richten, welche in ihren Häusern sich grau und stumpf gearbeitet haben. Der Gedanke, wie weit besser sie es in ihrem Alter haben werden, als diese es nun nach einem ganzen Leben voll der schweresten Arbeit haben — der Gedanke, daß sie ihnen

ihnen durch ihre Wohlthaten bloß noch einen billigen Nachschuß für ihre langen und treuen Dienste leisten, muß sie hierzu bewegen. Und — gewis macht es auf solche Alte, die es zuletzt so kümmerlich in der Welt haben, als wenn sie die ärgsten Verschwender gewesen wären, einen sehr frommen Eindruck, wenn sie sich von reichen Familien, für die sie oft Schweiß, wie Blut, vergossen, nicht vor ihrem Tode schon vergessen sehen.

Was aber junge, oder doch nicht überalte, was gesunde Arme, kurz solche, die arbeiten können, betrifft, so thäten wir nicht wohl, wenn wir diese schlechthin und ohne Weiteres unterstützten. Statt, daß wir ihnen bloß geben, müssen wir sie lieber solche Arbeit für uns verrichten lassen, die sie verrichten können, und im Fall der Theuerung zum Arbeitslohne dasienige zulegen, was wir ihnen bloß als milde Gabe zugebracht hatten. Niemand darf uns dabei den Vorwurf machen, daß wir unächte Menschenfreunde wären, die sich jede Wohlthat erst abverdienen ließen; indem wir die Zulage zum Arbeitslohne hinzufügen, sind wir ja doch freigebig, wir sorgen aber auch zugleich dafür, daß unsere Freigebigkeit den Armen nicht schlecht machen möge. Dis geschieht aber in der That, wenn der gesunde und starke Arme von Arbeit abgewöhnt wird. M. Br., unsere Barmherzigkeit muß nicht nur willig, sondern auch weise, sein. Es thut durchaus nicht gut, wenn der Arme durch Wohlthaten träge gemacht und zum Müßiggange verleitet wird. Nicht
nur,

nur, wofür hat er denn Kräfte, wenn er nicht damit arbeitet, sondern auch, was macht er mit diesen Kräften, wenn er sie nicht zur Arbeit anwendet? Ungebraucht läßt er sie gewis nicht; er fällt also auf Thorheiten, Ueppigkeiten und Unsittlichkeiten aller Art. Die Armen bios nähren — welche eine unrichtige, la welche eine sogar verderbliche Armenhülfe! So werden auch die, welche noch nicht arm sind, faul, und dann durch Faulheit wirklich erst arm; weil sie wissen, daß sie, sobald sie ihre Armut bescheinigen können, auch ernährt werden. Es ist daher der grösseste Fehler bei einer öffentlichen Armenanstalt, wenn damit nicht zugleich eine öffentliche Arbeitsanstalt verbunden ist. Was der Arme noch verdienen kann, das mus er verdienen; er wird sonst einer der übermüthigsten Menschen. Ein solches Armenwesen besteht dann auch gewis; denn wenn auch bei der Arbeitsanstalt selbst nichts herauskame, so braucht man doch das nicht an Almosen zu geben, was man an Arbeitslohn gibt. Wie es nun im Grossen ist, so ist's auch im Kleinen; auch ieder einzelne Menschenfreund mus bei seinen Unterstützungen dahin sehen, daß er weder ganzen, noch auch nur halben Müßiggang dadurch erzeuge, oder befördere. Und — so sind dann auch überhaupt Arbeitsanstalten, Fabriken und Manufakturen, für welche Kleine und Grosse arbeiten können, eine der ersten Bedürfnisse für jeden Staat. Dadurch fällt ieder Vorwand der Nothlosigkeit weg; dadurch wird der Verarmung vorgebauet, und bis, bis ist die rechte öffentliche Armenhülfe — machen, daß die Bürger

ger nicht arm werden. Jeden aber erst arm werden lassen, wie er will und kann, und ihm dann, wenn er blutarm ist, Armengeld vollauf geben — ist wahrlich nicht. Menschenfreunde, die Gott sehr reichlich gesegnet hat, machet euch durch Errichtung solcher gemeinnützigen Arbeitsanstalten um euer Vaterland verdient! Die Erde ist nirgends so arm, daß sie nicht rohe Produkte von mancherlei Art lieferte, deren Verarbeitung nicht Tausende nützlich beschäftigen und ihrem Stande gemäs nähren sollte. Forschet diese aus; machet Versuche damit, und, wenn diese gelingen, so bauet sie in Grossem an. Ihr stiftet euch dadurch bei der Nachwelt noch ein dauerndes Denkmahl, wie eurer Gutherzigkeit, so auch eurer Weisheit, und ihr seid durch Einrichtung einer solchen Fabrik, oder Manufaktur, weit grössere und patriotischere Wohlthäter, als wenn ihr in eurem Testamente noch so ein grosses Kapital zu blossen Almosen an Arme aussetzt.

Es gibt eine Art von Armenhilfe, die man oft nicht dafür hält, die aber doch eine der vorzüglichsten ist. Je weniger nun noch Sinn für sie da ist, desto mehr mus sie empfohlen werden. Sie besteht darin, daß man rechtschaffene junge Anfänger in Handwerkern, Künsten und Gewerbsbetreibungen unterstützet. Wie oft fehlt es dem geschicktesten und fleissigsten jungen Mitbürger blos an den Mitteln, sich zu setzen, und an der Anlage, welche sein Stand, wenn er ihn nähren soll, schlechterdings erfordert! Wie noch öfter fehlt

es ihm in der Erst blos an mäßigen Vorschüssen von Zeit zu Zeit, um ein wahrhaftigglänzendes Glück zu machen! Dieser kommt daher niemals weit empor, und jener kann nicht einmahl anfangen. Ach, wer da als reicher Mann hinzutritt und hilft — welchen Segen kann er stiften! Und — was verdient wohl mehr Unterstützung, als Geschicklichkeit und Fleiß? So hat schon mancher wohlhabende Bidermann durch fünfzig Thaler, die er einem jungen Handwerkermanne auf zehn Jahre vorschos und dann ehrlich wiederbekam, nicht nur eine ganze Bürgerfamilie erschaffen, sondern auch ihr Glück auf Lebenszeit gegründet. So lebt jetzt noch mancher Sonnenmann, der auf ein fernes Grab hinzeigt, dessen Hügel die Gebeine eines Edlen deckt, der ihm im Anfange seines Handels mit seinen Kapitalien aushalf, Kredit verschaffte, Bürgschaft stellte u. s. w. Wenn dieser nun vollends nicht Andern wieder thun wollte, was man ihm gethan hat — welch ein Unmensch wäre er! Und doch — und doch ist's wohl der Fall zuweilen. . . Es ist aber allerdings nöthig, daß man diese schöne Art von Armenhülfe auch an der Hand der Weisheit ausübe. Nicht, als würde hiermit gemeint, daß man sich vor solchen Anfängern vorsehen müsse, die nichts verstehen, oder die schon im allgemeinen Rufe der Lüderlichkeit sind — dis versteht sich von selbst schon; sondern es ist sehr heilsam, wenn Menschenfreunde, welche sich zu dergleichen milden Vorschüssen geneigt finden lassen, auch eine Art von milder Aufsicht über die Anwendung derselben führen. Ist es ein Vor-

schus ein • für allemahl zum Anfangen, so müssen sie nachsehen, ob er auch wirklich dazu angelegt worden, was mit dem angeschafften Vorrathe gemacht werde, und wie mit dem Erwerb davon umgegangen werde. Sind es mehrere Vorschüsse von Zeit zu Zeit zur Ausbreitung eines Verkehrs, so müssen sie sich die Handelsbücher vorlegen lassen, die Gewölbe und Niederlagen in Augenschein nehmen und überhaupt allenthalben zum Rechten sehen. Dis stärkt die Unterstühten in Arbeitsamkeit und guter Haushaltung, und verschafft den Unterstühtern die freudige Ueberzeugung; daß sie ihre Hülfe an Menschen gebracht haben, die ihrer würdig waren. Gewis, gewis, es ist oft mehr wahre Unterstützung, Aufsicht über die Verwendung der Vorschüsse zu führen, als die Vorschüsse selbst zu thun. Auch der anfänglich beste iunge Mann schlägt zuweilen über die Schnur, wenn er sich fühlt, und versteht dadurch für seine ganze Lebenszeit. Man erkennt den braven iungen Anfänger daran, wenn er seinen Unterstühter selbst dazu einladet. In der That hat aber auch schon ieder Wohlthäter das Recht nicht nur, nachzufragen, wie man mit seiner Wohlthat umgehe, sondern er sollte auch diese Nachfrage halten; will er denn etwa seine Wohlthat für etwas angesehen wissen, was er blos zum Fenster hinaus geworfen habe?

Die Kranken Armen, m. Br., ach, die Kranken Armen — wie auf das höchste empfohlen sollten sie uns sein! — — Wie selten sind noch wirkliche Armenfrankenhäuser, und wie ist es da, wo dergleichen

nicht sind, dem öffentlichen Armenwesen oft unmöglich, die traurigsten und die Menschheit wahrhaftig empörendsten Hülfslosigkeiten zu verhüten! Was hilft es, wenn der Armenarzt auch noch so treu seine Patienten besucht und ihnen Arznei aus der Apotheke unentgeltlich verschreiben kann, wie er will — woher verschreibt er ihnen das fehlende Kopfküssen, oder auch nur eine fehlende Suppe? Jenes kann sich der kranke Arme von seinem Armengelbe nicht anschaffen; diese brächte er ja wohl noch auf, aber wer bereitet sie ihm, wenn er einsam lebt? Wer reinigt ihn in seiner Einsamkeit, wenn er lange darnider liegt? Wer verbindet ihn auf diesen Fall, wenn er sich durchgelegen hat? Mag doch immerhin der Arme, wenn er krank ist, ebenso auf die Bequemlichkeit, welche der kranke Reiche hat, Verzicht thun sollen, wie er in gesunden Tagen auf das Wohlleben Verzicht thun mußte, das der gesunde Reiche führt; er ist doch ein Mensch, und wird doch also wohl auch als Kranker ebenso auf die unterste Art von Pflege Anspruch machen dürfen, wie man ihm in gesunden Tagen auf die unterste Art, sich zu wärmen und zu sättigen, Anspruch zu machen erlaubte? Er wird doch wohl, wenn er auf seinem Strohlager ausgemergelt liegt, nach einer elenden Decke verlangen dürfen, wie man ihm, da er noch herumging, einen Kittel zu tragen verstattete? Er wird doch wohl als Patient esbares Brodt und trinkbares Wasser verdienen, wie er es als Arbeiter hatte? Aber — auch hieran fehlt es ihm wohl. Ihr, die ihr bis nicht glauben möget, durchwandert doch nur die Hütten des Elends, so werdet ihr

sehen und — glauben. Es ist keine Stadt, wo es dergleichen Anblicke nicht gibt, und, je grösser die Stadt, desto Mehr solcher Anblicke reicht sie. Derselbige Armenanstalten allein können, sobald sie keine wirklichen Krankenhäuser haben, Elend dieser Art nie ganz verhindern; die Bürger müssen sich hier schlechterdings mit der Obrigkeit vereinigen, welche oft nicht einmahl Wissenschaft davon haben kann. Und — lebte auch wirklich so ein Elender, wie es doch kaum der Fall sein kann, in einem Hause ganz allein, so hat er ja doch Nachbarn; diese verbindet die Menschlichkeit, wenn sie ihm nicht helfen können, seine äusserste Hilfsbedürftigkeit wenigstens anzuzeigen. Eine recht schaffene Obrigkeit wird auf erhaltene Anzeige thun, was sie kann; mit Recht rechnet sie aber auch auf ihre reicheren Bürger, daß diese in solchen Fällen Barmherzigkeit ausüben werden, weil viel Ausübungen derselben dem Armenwesen weit theurer zu stehen kommen, als ihnen, und doch von selbigem nie so vollkommen geleistet werden können, als von ihnen. Die Prediger des Orts sind aus mehreren Ursachen diejenigen Personen, welche immer mit zuerst von blutarmen Kranken Nachrichten erhalten. Ihnen liegt es also vorzüglich ob, sich bei solchen Gemeingliedern, die wohlhabend und wohlthätig zugleich sind, für sie zu verwenden; und, wenn die öffentlichen Fürbitten für Kranke auf Kanzeln in irgend einem Falle noch löblich sind, so sind sie es in diesem. Gesund kann die ganze christliche Gemeinde keinen Patienten beten, und, wenn sich Prediger dazu hergeben, für Geld ein Gebet

für reiche Kranke anzustimmen, so entehren sie sich als protestantische Prediger; wenn sie aber für einen armen Kranken beten und ihn mit Namen nennen, und Gott bitten, daß er einige gute Herzen, welche dieser Welt Güter haben, in der Gemeine bewegen wolle, daß sie dem Patienten das fehlende Kopfküssen, oder das fehlende Holz, oder die fehlende Suppe, schicken möchten — o dann, dann handeln sie ganz im Geiste des Protestantismus. . . Allenthalben, ihr Reichen dieser Welt, wo ihr Krankenkammer der Armut mildern könnet, da seid nicht träge in dem, was ihr thun sollet, und denket dabel immer an euer eigenes künstiges Krankenbette. Und, wenn ihr Millionen besäset, sie werden euch die Schmerzen des Podagra und die Angst der Brustwasser sucht nicht erleichtern; euer leidender Geist aber wird sich alsdann getröstet fühlen, wenn ihr das Bewußtsein habet, kranke Arme, die nicht hatten, wohin sie ihr Haupt legten, mit Kopfküssen versehen, und sie, wenn sie aus Jakobs Brunn zwar nicht, aber doch nur aus irgend einem Brunn, einen frischen Trunk verlangten, mit einem stärkenden Labfal erquickt zu haben. Und wie, wenn ihr dann in euren letzten Leiden gar an den Kindern derselben, oder an ihren Befreudten, die da wissen, was ihr an ihnen gethan habt, eure eigenen Verpfleger hättet, die aus Dankbarkeit euch besser warteten und pflegten, als eure Erben, als eure Verwandten, als eure eigenen Kinder? Reiche, wer von euch Ohren hat, zu hören, der höre!

Lasset uns mit den Armen den Beschluß machen, welche durch ungeheuren Ungestüm in der Natur und in der Gesellschaft an den Bettelstab gerathen! Abgebrannte bis aufs Leben, Ersäufte bis aufs Leben, Geplünderte und Beraubte bis aufs Leben — wessen Herz vermag gegen Unglückliche dieser Art ungerührt zu bleiben? Wie, wenn uns solch Schicksal getroffen hätte? Freilich ist und bleibt es ein grosser Unterschied, ob Arme dieser Art Fremde, oder unsere Mitbürger, sind; wenn dann aber doch Fremde mit obrigkeitlichen Zeugnissen gehörig beglaubigt werden, und wir können ihnen Unterstützung reichen — sagt, ist nicht die Erde allenthalben des Herrn, und sind wir Erdbürger nicht insgesamt Mitbürger? Schlimm genug für die Unglücklichen, wenn ihnen ihre Obrigkeit selbst helfen könnte, an dessen statt sie aber lieber mit Bettelpässen in andere Länder verweist! Schlimm genug, wenn sie Abgebrannten solche Bettelpässe nur darum gibt, um so viel Geld im Auslande zusammen zu betteln, daß sie ihr das nöthige Bauholz, das die Natur für alle Einwohner, und für die Abgebrannten zuerst, wachsen läßt, auf das theuerste bezahlen können! Schlimm genug, wenn eine solche Obrigkeit nicht einmahl für eine Feuerkasse im Lande sorgt, die sie alsdann für sich benutzen könne! Was können aber die Verunglückten für bis Alles? Gebet, so wird euch gegeben — dis heißt doch gewis wenigstens so viel: wohl dem, der noch geben kann; ihm mus noch nichts anf solche Art von dem, was ihm gegeben ist, genommen worden sein! Ist vollends von Plünderung durch Krieg die

Nede, o wer wollte nicht froh sein, daß er da nicht wohnte, wo geplündert ward? Und, wie vermag die beste Obrigkeit das zu ersetzen, was durch Plünderung, wenn sie ins Grosse ging, ihren Untertanen geraubt ward! Daß über dis Alles sich wohl noch Viel sagen liesse, und daß die Obrigkeiten nicht hier und da eine starke Predigt darüber verdienen, daß sie nicht thun, was ihres Amtes und was ihre Schuldigkeit ist, ist freilich so wahr, als die Sonne an jedem Morgen auf, und an jedem Abend untergeht; wozu nützte es aber? Herr, würde es im allerbuchstäblichsten Verstande da heißen, wer glaubt unserer Predigt? Der arme gemeine Mann glaubet überall doch noch — ehrwürdiger Paulus!

Seid barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist! Uebet Armenhülfe und Armenpflege aller Art, ihr Begüterten; so wird euch der Herr hold sein. Was ist's denn, das ihr an Arme gebet? Das, was ihr an den Tod doch abgeben müßet — Geld und Gut. Was ist's denn, das ihr dafür nehmet? Das, was euch der Tod nicht rauben kann — das Bewußtsein, Geld und Gut mit Edelmuth besessen und angewendet zu haben. Heilige gesunde Vernunft, sei doch mit uns Allen! Amen!

Ende des zweiten Theiles.





ROTANOX

2014

